Der junge Nietzsche

von

E. Förster-Nietzsche

Alfred Kröner Verlag Leipzig

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

B
N677f

GERMANIC
DEPARTMENT

Return this book on or before the **Latest Date** stamped below. A charge is made on all overdue books.

University of Illinois Library

SEP 17 1951

1972

L161—H41

Der junge Nietzsche

Von

Elisabeth Förster-Nietzsche

Alfred Kröner Verlag Leipzig
1912

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1912 by Alfred Kröner Verlag Leipzig.

Druck von Ernst Hedrich Nachf., G.m.b.H., Leipzig.

B
N677f

Inhalt.

I. Abteilung: Kindheit 1844—1858.

Seite

1. Kapitel: Unsere Vorfahren 3
2. „ : Frühste Kindheit 14
3. „ : Stadt und Schule 24
4. „ : Haus und Erziehung 31
5. „ : Spiele und Neigungen 50
6. „ : Abschied und Trennung 65

II. Abteilung: Schuljahre und Knabenzeit 1858—1864.

7. Kapitel: Pforta 81
8. „ : Wandlungen 98
9. „ : Die letzten Schuljahre 120

III. Abteilung: Studentenjahre 1864—1868.

10. Kapitel: Bonn 141
11. „ : Leipzig 170
12. „ : Ein Jahr Soldat 193
13. „ : Einflüsse 205
14. „ : Die Berufung 222

IV. Abteilung: Der Universitätslehrer 1869—1876.

15. Kapitel: Basel 237
16. „ : Tribschen 246
17. „ : Amt und Kriegszeiten (1870—71). . . 258
18. „ : Die Entstehung der Geburt der Tragödie 272

276467

Seite

19. Kapitel: Das erste Buch 287
20. „ : Freund und Feind 300
21. „ : Bildung und Erziehung 318
22. „ : Die Unzeitgemäßen Betrachtungen I und II 332
23. „ : „Schopenhauer als Erzieher" 349
24. „ : Allerlei Erlebnisse 366
25. „ : „Richard Wagner in Bayreuth" . . . 397
26. „ : Der Ring des Nibelungen 418
Anmerkungen 440

Vorwort.

Vom Ausland und Inland kamen verschiedene Anfragen, ob ich nicht das Leben meines Bruders Friedrich Nietzsche in einer verkürzten Form erzählen könnte. Die große dreibändige Biographie mit den Aktenstücken sei doch hauptsächlich für den Forscher bestimmt, der genügend Zeit zu deren Studium habe. Es wären in den letzten Jahren so viele Unwahrheiten über das Leben Nietzsches in deutscher und französischer Sprache verbreitet worden, daß es notwendig geworden sei, authentische Nachrichten weiteren Kreisen zugänglich zu machen und zwar in einem kleinen handlichen Buch, das sich auch bequem in eine fremde Sprache übersetzen lasse. Ich konnte mich zu einer solchen gewissermaßen neuen Erzählung des Lebens meines Bruders nicht sogleich entschließen und wandte mich deshalb an Prof. Dr. Ernst Holzer in Ulm, ob er es nicht tun wolle. Er gestand mir, daß es sein sehnlichster Wunsch sei, wenigstens ein Stück aus dem Leben meines Bruders neu zu erzählen. Der junge Nietzsche und seine Werke seien wie verschüttet, immer wäre nur von dem späteren vereinsamten Nietzsche die Rede, während dieser garnicht richtig zu verstehen sei, wenn nicht das Bild des jungen Nietzsche zuvor scharf umrissen in der Seele des Lesers feststehe. Ich stellte ihm zu der beabsichtigten Schrift alles Material zur Verfügung, das inzwischen in Briefen und Notizbüchern neu entziffert

worden war. Professor Holzer wollte besonders den jungen Gelehrten, der schon in Pforta und später in Leipzig so überraschend gute gelehrte Arbeiten verfaßt hatte, als Universitätslehrer an der Hand seiner philologischen Niederschriften und Vorlesungen schildern, von deren Bedeutung der erste Band der Philologica noch keine rechte Vorstellung gibt, dagegen wohl der zweite und dritte, die noch erscheinen sollen.

Im Herbst 1909 hat mir Holzer mit der größten Begeisterung von seiner geplanten Schrift gesprochen und wenn er auch den Hauptakzent auf den Universitätslehrer zu legen beabsichtigte, von welchem die Leute so wenig wissen, so war es doch im allgemeinen der junge Nietzsche, der Verfasser jener Schriften anfang der siebziger Jahre, den er in warmherzigster Weise zur Geltung bringen wollte. „Es ist der ‚erste Nietzsche', der hier redet, der Freund Richard Wagners, der Nietzsche, den Erwin Rohde schwärmerisch geliebt hat. Der junge Nietzsche, der hoffende, vertrauende, der mit einem ungeheuren Glauben an seine Ideale und seine Freunde mutig auf die Zukunft losging, der Kämpfer, der sich in den ersten siebziger Jahren im Gefühl seiner üppigsten Kraft befindet, so wie er einmal bei einem Besuch in Basel einem Freunde erschien: „feurig, elastisch, selbstbewußt wie ein junger Löwe." — Aber der Tod endete wenige Monate nach unserm Zusammensein plötzlich das Leben Professor Holzers, dieses reichen Geistes und treuen Freundes des Nietzsche-Archivs, von welchem wir noch so Ausgezeichnetes erwarteten.

So mußte ich mich doch mit dem Gedanken vertraut machen, das Leben meines Bruders von neuem zu erzählen, und schon früher Erzähltes zu wiederholen, — zunächst für's Ausland, das mich zuerst darum bat, dann aber auch für Deutschland. Mein Büchlein ist natürlich etwas ganz andres geworden, als was Prof. Holzer be-

absichtigte. Nur darin stimmt meine Ausführung mit seinen Absichten überein, daß ich hier das Bild des jungen glücklichen Nietzsche zeichnen will und nicht nur in einer bestimmten Periode, sondern in der gesamten Zeit von 1844—1876, in den 32 glücklichen Jahren seiner Jugend. Von diesen kann wohl nur ich richtig erzählen, denn, wie Freiherr von Gersdorff mir sagte, und auch Erwin Rohde bestätigte: „Wir kennen nur kleine Stücke seines Lebens, Sie aber alles, was die einzelnen Stücke verbindet."

Ich habe nun versucht, alles zusammen zu finden, was über meinen Bruder in jener Zeit erzählt und geurteilt worden ist und immer suchte ich, auch etwas minder Erfreuliches zu erfahren. Das habe ich aber schon ziemlich erfolglos vor Abfassung der großen Biographiebände getan. Als Freiherr von Gersdorff im August 1898 hier war, um Goethes 150. Geburtstag in Weimar festlich zu begehen, fragte ich ihn, den Nietzsche seinen Herzensfreund genannt und welchem er wohl mehr anvertraut hatte als all den andern Freunden, ob er mir nicht etwas Ungünstiges über meinen Bruder mitteilen könnte, mir fehlte etwas Schatten in dem lichten Bilde seines Lebens. Darauf sagte Gersdorff ernst und wehmütig: „Ich kann mich auf nichts besinnen, er war nur Licht, der Schatten waren wir, seine Freunde, die wir ihn nicht verstanden."

Vielleicht stellt diese Lebensbeschreibung hauptsächlich ein Problem dar, daß Friedrich Nietzsche, der unsre gegenwärtigen Moralgesetze verneinte, jedenfalls sie aus ganz andern Untergründen herleitete als wie es bis dahin geschehen war, daß dieser Umwerter aller Werte unsre heute geltende Moral bis in seine höchsten und feinsten Forderungen erfüllt hat, nicht aus irgend welchem Zwange eines „Du sollst", sondern aus einem freudigen Nichtanders-können. Mögen andre dieses Problem zu lösen suchen.

Erstes Kapitel.

Unsre Vorfahren.

Da mein Bruder auf gute Herkunft so großen Wert legte und behauptet hat, daß alle Tugend und Tüchtigkeit an Leib und Seele durch Generationen hindurch mühsam und im Kleinen durch viel Fleiß, Selbstbezwingung, Beschränkung auf Weniges, durch viel zähe, treue Wiederholung der gleichen Arbeiten erworben sei, so kann man sich denken, mit welcher Dankbarkeit und Verehrung er auf unsre Vorfahren und ihren Reichtum an Tugend zurückblickte, und wie er sich in allem Tüchtigen demütig nur als deren Erben empfand. Noch im Jahre 1883 schreibt er im Zarathustra: „Immer noch bin ich Eurer Liebe Erbe und Erdreich, blühend zu Eurem Gedächtnisse von bunten wildwachsenden Tugenden, oh Ihr Geliebtesten!“

Unser Vater Karl Ludwig Nietzsche wurde in schwerer, gefahrvoller Zeit in Eilenburg am 10. Oktober 1813 als Sohn des Superintendenten Dr. theol. Friedrich August Ludwig Nietzsche, wenige Tage vor der großen Völkerschlacht bei Leipzig geboren. Eilenburg, das nicht weit von Leipzig liegt, war durch Truppendurchzüge von den Scharen der Zurückweichenden und Flüchtenden sehr in Mitleidenschaft gezogen. Unsre Großmutter Nietzsche konnte nie ohne Bewegung davon sprechen, wie unheimlich und furchtbar jener Herbst gewesen sei: Fluten von Truppen

hatten sich über die ganze Gegend ergossen; alle jene düstern Nächte hindurch habe man das eilige, eintönige Marschieren der Regimenter gehört, und mit tausend Anliegen klopfte Freund und Feind an die Superintendentur. Wie viel Rat und Hilfe erwartete man von dem treuen Seelsorger, zu wie viel Sterbenden wurde er gerufen, um ihnen den letzten Trost zu bringen. Großmütterchen sagte, daß sie das schauerliche Pochen an den Fensterläden aus jener Zeit noch jahrelang in ihren Träumen gehört habe und schreckhaft emporgefahren sei. Dabei darf man nicht vergessen, daß damals Eilenburg sächsisch und Sachsen Napoleons Alliierter war. Der brausende Siegesjubel nach der Schlacht, den die Glocken von Ort zu Ort trugen, rief deshalb dort gemischte Empfindungen hervor.

Unsern Großvater Nietzsche haben wir nicht mehr persönlich gekannt, er muß aber, der Schilderung nach, ein sehr würdiger, gütiger und gelehrter Mann gewesen sein. Er erhielt die theologische Doktorwürde auf Grund einer Reihe ausgezeichneter Schriften. Vorzüglich wurden späterhin noch gerühmt: „Gamaliel oder über die immerwährende Dauer des Christenthums, zur Belehrung und Beruhigung bey der gegenwärtigen Gährung in der theologischen Welt.“ (Leipzig, bey Supprian. 1796). Sodann „Beyträge zur Beförderung einer vernünftigen Denkensart über Religion, Erziehung, Unterthanenpflicht und Menschenleben.“ (Weimar, bey Gädike 1804).

Unser Großvater Nietzsche war zweimal verheiratet und hatte zwölf Kinder, von welchen aber zwei in frühster Jugend gestorben sind. (Unsre geliebte Großmutter war die zweite Frau.) Er erkrankte in seinem siebzigsten Lebensjahr an einer heftigen Erkältung und starb nach vier Tagen am 16. März 1826. In einer kleinen Schrift, die ein Jugendfreund ihm zum ehrenden Gedächtnis schrieb, wird mit der innigsten Verehrung seines Charakters gedacht: „Wer so glücklich war, Blicke in sein Inneres zu

tun und seines Wandels Zeuge zu werden, der muß sie auch rühmen, die liebenswürdigen Eigenschaften seines Geistes und Herzens: den frommen Sinn vor allem, der das ganze Leben ihm verklärte, jede Pflicht ihm heilig machte, bei jeder Freude ihn beseelte, und ihm jeden Schmerz zu einem Rufe der Gottheit und des Himmels weihte; das herzliche Wohlwollen, mit welchem er freundlich jedem Menschen entgegen kam, jedem Bedrängten, dem er helfen konnte, seine Hilfe bot, und selbst für die, die ihm wehe getan, zu dem Gott der Liebe betete; die Geradheit, Biederkeit und Redlichkeit, mit welcher er das Rechte stets ergriff und das Gute in seinen Schutz nahm und sein Äußeres zum treuen Spiegel seines Innern machte; die edle, mit Freundlichkeit und Bescheidenheit gepaarte Würde endlich, mit welcher er unsre Achtung zugleich und unsre Liebe gewann."

Unsre Großmutter Nietzsche war geboren am 11. Dezember 1778. Sie stammte auch aus einer Pastorenfamilie mit Namen Krause, doch weiß ich nicht viel mehr von diesen Urgroßeltern, als daß sie heitere, tätige Leute waren und daß die Urgroßmutter durch ihre ausgezeichnete Küche berühmt war. Noch jetzt werden Rezepte von ihr in meinem Haushalt benutzt. Diese Urgroßeltern lebten nicht mehr, als unsre Großmutter im 31. Jahre ihre zweite Ehe mit unserm Großvater Nietzsche einging, weshalb die Hochzeit in Naumburg stattfand, wo der Lieblingsbruder unsrer Großmutter damals Domprediger war. Sie hatte drei Brüder und eine Schwester, die sehr schön war und deren Bild noch heute jeden Besucher des Archivs erfreut. Sämtliche Geschwister müssen aber gut ausgesehen haben, denn die Urgroßmutter Krause schreibt: „Gott hat mir fünf wohlgebildete und wohlgeratene Kinder gegeben." Beides ist richtig gewesen, denn jedes der Kinder hat ihr Ehre und Freude gemacht. Der eine Sohn war „der Begründer der voigtländischen Nadelei- und Stickereiindustrie. Ein

Wohltäter des Voigtlandes", wie dankbar eine Inschrift zu seiner Ehre bezeugt. Der zweite Sohn, Generalsuperintendent, Professor und Doktor der Theologie Krause, erst in Königsberg und dann in Weimar als einer der Nachfolger Herders, stand durch Geist und Gelehrsamkeit in hohem Ansehn. Der dritte Sohn war ein vortrefflicher Landpfarrer, der schon damals Versuche gemacht hat, seinen Gemeinden nicht nur Pfarrer und Seelsorger, sondern auch Berater in allen weltlichen Dingen zu sein.

Unsre geliebte Großmutter Nietzsche zeichnete sich durch große geistige Lebendigkeit, Klugheit und wahrhaft bezaubernde Herzensgüte aus. Sie war in erster Ehe mit dem Hofadvokaten Krüger in Weimar, einem richtigen Vetter August von Kotzebues, wenige Jahre verheiratet. Zu ihrer Hochzeit kam Kotzebue nach Naumburg; man hat die Anregung zu seinem Stück die „Hussiten vor Naumburg" mit diesem Besuch dort in Verbindung gebracht. Auch in ihrer ersten Ehe erlebte unsre Großmutter schwere kriegerische Zeiten, da durch die Schlacht bei Jena und deren Folgen Weimar so viel zu leiden hatte. Ihr einziger kleiner Sohn starb, und ihr Mann, bereits leidend, erkrankte durch die Ereignisse des Oktobers 1806 so schwer, daß er sich nicht wieder erholen konnte und 1807 starb. Nach seinem Tode ging sie zu ihrem Bruder, dem späteren Generalsuperintendenten Dr. Krause, und im Jahre 1809 heiratete sie, in zweiter Ehe, wie schon erwähnt, unsern Großvater Nietzsche. Sie hatte außer ihren sieben Stiefkindern noch drei eigne Kinder. Zwischen allen Geschwistern, ob aus erster oder zweiter Ehe, herrschte ein ungemein liebevolles Verhältnis trotz der großen Altersunterschiede, die zwischen ihnen bestanden. Als unser Vater geboren wurde, war der älteste Halbbruder 28 Jahre alt. Der bescheidene Wohlstand, der in der Familie Nietzsche herrschte, stammte von einem andern Halbbruder unseres Vaters aus der ersten Ehe des

Großvaters, der in England ein hübsches Vermögen erworben hatte und dies, als er unverheiratet starb, allen Geschwistern zugute kommen ließ. Die Geschwister unsres Vaters, die ich allerdings nur im höheren Lebensalter kennen gelernt habe, zeichneten sich durch ein hohes Maß von Selbstbeherrschung, lebhafte geistige Interessen und starken Familiensinn aus, der in der rührendsten Hilfsbereitschaft aller Familienglieder und dem sehr guten Verkehrston untereinander zum Ausdruck kam.

Mein Bruder erwähnt oft seine polnische Abkunft, für welche er auch in späteren Zeiten Nachforschungen mit guten Resultaten hat anstellen lassen. Ich selbst weiß nichts Bestimmtes darüber, weil Papiere meines Bruders nach seiner Erkrankung in Turin verloren gegangen sind. Die Familientradition erzählt, daß ein Schlachzize Nicki (phonetisch Nietzky) sich August dem Starken als König von Polen besonders angeschlossen hat und von ihm den Grafentitel erhielt. Als dann der Pole Stanislaus Leszcynski König wurde, verwickelte sich unser mythischer Vorfahr in eine Verschwörung zu Gunsten des Sachsen und des Protestantismus. Er wurde zum Tode verurteilt, floh mit seiner Frau, die soeben einen Sohn geboren hatte und irrte mit ihr zwei oder drei Jahre flüchtend in den Kleinstaaten Deutschlands umher, während welcher die Urgroßmutter den kleinen Sohn mit ihrer eigenen Milch nährte. So erzählt der Mythus, und unser Urgroßvater Nietzsche, der als Neunzigjähriger noch Galopp ritt, soll seine Rüstigkeit auf diesen Umstand zurückgeführt haben. Leider scheinen die Daten nicht ganz zu stimmen; jedenfalls ist nichts Bestimmtes zu sagen, da das erste sichere Datum über den Urgroßvater Nietzsche und seine Familie erst aus dem Jahre 1709 stammt.

Mein Bruder legte von Kindheit an auf diese etwas mythische polnische Herkunft einen gewissen Wert. Er schreibt im Jahre 1883: „Man hat mich gelehrt, die Herkunft meines

Blutes und Namens auf polnische Edelleute zurückzuführen, welche Nietzky hießen und vor mehr als hundert Jahren ihre Heimat und ihren Adel aufgaben, unerträglichen religiösen Bedrückungen endlich weichend; es waren nämlich Protestanten. Ich will nicht leugnen, daß ich als Knabe keinen geringen Stolz auf diese meine polnische Abkunft hatte: was von deutschem Blute in mir ist, rührt einzig von meiner Mutter, aus der Familie Oehler, und von der Mutter meines Vaters, aus der Familie Krause, her, und es wollte mir scheinen, als sei ich in allem Wesentlichen trotzdem Pole geblieben. Daß mein Äußeres bis jetzt den polnischen Typus trägt, ist mir oft genug bestätigt worden; im Auslande, in der Schweiz wie in Italien, hat man mich oft als Polen angeredet; in Sorrent, wo ich im Winter verweilte, hieß ich bei der Bevölkerung il Polacco; und namentlich bei einem Sommeraufenthalt in Marienbad wurde ich mehrmals in auffallender Weise an meine polnische Natur erinnert: Polen kamen auf mich zu, mich polnisch begrüßend und mit einem ihrer Bekannten verwechselnd, und Einer, vor dem ich alles Polentum ableugnete und welchem ich mich als Schweizer vorstellte, sah mich traurig längere Zeit an und sagte endlich: „Es ist noch die alte Rasse, aber das Herz hat sich Gott weiß wohin gewendet.“ Ein kleines Heft Mazurken, welches ich als Knabe komponierte, trug die Aufschrift „Unserer Altvordern eingedenk!“ — und ich war ihrer eingedenk, in mancherlei Urteilen und Vorurteilen.“

Von unsrem Urgroßvater Nietzsche sprachen unsre alten Tanten, die ihn noch gekannt hatten, mit Begeisterung und konnten nicht genug seine Schönheit und würdige Vornehmheit im hohen Greisenalter rühmen. Unsre Vorfahren väterlicher und mütterlicher Seite waren sehr langlebiger Natur. Von den vier Paaren der Urgroßeltern ist der eben erwähnte Urgroßvater 90 Jahre alt geworden, fünf weitere Urgroßmütter und -Väter sind

zwischen dem 75. und 86. Jahre gestorben, und nur zwei sind nicht alt geworden. Die beiden Großväter erreichten das 70. und 72. Jahr, die Großmutter mütterlicherseits ist 82 und die Großmutter Nietzsche 77 Jahre alt geworden.

Unser Vater war ihr jüngstes Kind und als solches der Liebling der Eltern und der neun älteren Geschwister. Er muß von früher Jugend an ein ungemein liebenswürdiger, begabter Knabe gewesen sein, der in der Klosterschule Roßleben erzogen wurde und dann in Halle studierte. Alle noch erhaltenen Zeugnisse der Lehrer in Roßleben und der Professoren in Halle rühmen seine Begabung, seinen Fleiß, seine musterhafte Ordnungsliebe und seinen nie ermüdenden Pflichteifer. Er hatte eine ungewöhnliche Begabung für Musik, und es finden sich noch kleine Karten aus Roßleben, wo er die Freunde Sonntags zwischen Kirche und Mittagsmahl zu einem von ihm allein bestrittenen Konzert einladet. Später machte sein vorzügliches Phantasieren auf dem Klavier großen Eindruck; es sollen auch Kompositionen existiert haben, doch habe ich sie im Nachlaß unserer Mutter nicht mehr auffinden können. Er war kerngesund und ein großer Freund von körperlichen Übungen, z. B. Schlittschuhlaufen und großen Märschen. Ein Verwandter, der mit ihm in Roßleben war, erinnerte sich noch im 83. Jahre, welche großen Fußtouren sie miteinander gemacht hatten.

Nachdem er die Examina trefflich bestanden hatte, wurde er zuerst kurze Zeit Hauslehrer bei Hauptmann Baumbach in Altenburg, sodann Erzieher am dortigen herzoglichen Hof. Seine drei Schülerinnen waren Prinzeß Therese (unvermählt geblieben), Prinzeß Elisabeth (Großherzogin von Oldenburg) und Prinzeß Alexandra (Großfürstin Constantin von Rußland). Zwischen dem Lehrer und den hohen Schülerinnen blieb auch später ein sehr freundliches Verhältnis, was beide Teile ehrte.

1841 erhielt er auf besondere Veranlassung Friedrich

Wilhelms IV. die Pfarrstelle in Röcken. Unser Vater hatte mit diesem frommen gütigen Könige eine persönliche Begegnung gehabt, die offenbar auf beiden Seiten warme Empfindungen hervorgerufen hatte. Er erhielt darauf ungewöhnlich schnell „auf allerhöchsten Befehl" seine Pfarrstelle, und man sah große Dinge für ihn voraus, d. h. man erwartete, daß er als Hofprediger nach Berlin gerufen würde. Ein Jugendfreund schildert seine Erscheinung in der damaligen Zeit: „Er war hoch gewachsen, schlank, eine edle, poetische, vorzüglich für Musik und Dichtkunst begabte Persönlichkeit, zartsinnig, voller Rücksicht auf seine ganze Familie und mit ausgezeichneten Verkehrsformen." Er besaß große schöne dunkelbraune Augen, die leider sehr kurzsichtig waren.

Im Frühling 1843 lernte unser Vater unsre Mutter kennen, die damals vor kurzem erst 17 Jahre geworden war, und noch ein Jahr zuvor heimlich mit ihren Puppen gespielt hatte. Da sie noch drei ältere Schwestern hatte und im Alter mitten zwischen fünf Jungens stand, mit denen sie gelegentlich noch alle Spiele teilte, so war sie erst seit kurzer Zeit zu den Erwachsenen gerechnet worden. Die Brüder neckten sie immer noch in späteren Jahren, wie prachtvoll sie „Schlittchen gefahren" wäre, was man jetzt rodeln nennt. Nicht weit vom Pfarrhaus muß eine ideale Rodelbahn gewesen sein, gegen das Ende hin mit einem Absatz, über welchen unsre Mutter besonders kühn und sicher gesteuert haben muß, denn alle jüngeren Geschwister wollten nur mit dem von ihr gesteuerten Schlitten fahren. Als unser Vater in jenem Frühling mit einem älteren Amtsbruder der ihr Pate war, unsre Großeltern besuchte, kam die zur holden Jungfrau herangewachsene Franziska mit einem Nelkenstock herein, um den alten Patenonkel um Rat zu fragen, was sie tun müsse, damit er so schön wie bei ihm blühe. Der Anblick dieser jugendlichen brünetten Schönheit entzückte unsern Vater, sodaß er mit Hilfe

jenes alten Patenonkels versuchte, sie öfters wiederzusehen und sich dann im Juli 1843 mit ihr verlobte, — zum stillen Kummer mancher hübschen Tochter der umliegenden Rittergüter und Pfarrhäuser, die in dem vornehmen jungen Pfarrer von Röcken ihr „Ideal" gesehen hatten.

Unsre Mutter Franziska — Fränzchen genannt — war schön und gesund, voll reizender Schelmerei und stammte aus einem kinderreichen Pfarrhaus. Ihre Eltern, unsere lieben Großeltern Pastor Oehlers, waren Typen dessen, was man gesunde Menschen nennt. Kraft, Gesundheit, froher Lebensmut, der die Dinge nicht allzu schwer nahm, waren die Eigenschaften, die jeder an ihnen mit Freuden bemerkte. Der Großvater war Pfarrer in Pobles, einem kleinen Dorfe, 2 Stunden von Weißenfels entfernt. Er war ein heiterer, kluger Mann, noch von der alten Art behaglicher Pfarrherren, der es durchaus nicht als Unrecht empfand, auf die Jagd zu reiten (hinter ihm der Reitknecht mit den Gewehren), oder ein gemütliches Partiechen Skat zu spielen. Er liebte Musik und Poesie, ohne diese Künste selbst zu üben, und manche musikalische Aufführung, wie Haydns Schöpfung, wurde in dem Pfarrhause Pobles von Freunden und Familienmitgliedern zur allgemeinen Freude aufgeführt. Auch gab es jede Woche einen Abend, wo die Kinder Gedichte vortrugen, und öfters wurde Theater gespielt, zumeist nur von den eignen Kindern, ohne daß ein Mangel an Akteuren bei der Fülle der Kinder besonders fühlbar geworden wäre. Übrigens war sein Haus meistens auch voll von Gästen, da er die Geselligkeit sehr liebte. Er ist fast nie krank gewesen und wäre auch noch nicht in seinem zweiundsiebzigsten Lebensjahr an einer starken Erkältung gestorben, wenn er nicht in Hinsicht auf seine Gesundheit so unglaublich unvorsichtig gewesen wäre. Was nun aber die Großmutter Oehler betrifft, die das 82. Jahr erreichte, so würde in der Tat, wenn alle deutschen Frauen so gesund wären

wie sie, das deutsche Volk an Vitalität alle anderen Völker übertreffen. Sie hat elf Kinder geboren, alle Kinder fast ein Jahr lang selbst gesäugt, kein einziges Kind verloren, sondern alle gesund großgezogen, sodaß der Anblick dieser elf Kinder aus recht verschiedenen Lebensaltern (das älteste war 19 Jahre alt, als das jüngste geboren wurde) mit ihren kräftigen Gestalten, blühenden Wangen, strahlenden Augen und ihrer Lockenpracht die Bewunderung aller Besucher erregte. Natürlich zeigten sich auch Schatten bei dieser prachtvollen Gesundheit. Alle elf Kinder waren sehr temperamentvoll, reichlich hartnäckig und eigensinnig, sodaß es nicht leicht war, mit ihnen auszukommen. Auch untereinander entstanden oft Schwierigkeiten; aber den Eltern gegenüber waren die Kinder voller Ehrfurcht und bedingungsloser Unterordnung, selbst als sie schon Erwachsene von dreißig bis vierzig Jahren waren. Bei unseren Großeltern Oehler herrschte ein gewisser Wohlstand, da die Großmutter aus einer sehr begüterten, Jahrhunderte lang in der Zeitzer Gegend angesessenen Familie stammte; ihr Vater, Amtsrat Hahn, hatte das Rittergut Wehlitz als Eigentum und eine königliche Domäne bei Zeitz in Pacht. Als sie heiratete, gab ihr der Vater Equipage, Kutscher, Köchin und Jungfer mit, was für eine deutsche Pfarrfrau etwas ungewöhnlich war und ist. Auch die ältesten Enkel bekamen einen reizenden Ponywagen mit den dazu gehörigen Pferdchen, den auch die Urenkel, mein Bruder und ich, noch viel benutzt haben; nur spannten wir Ziegenböcke davor. Leider verlor aber der Urgroßvater durch die harten Kriegszeiten 1806—15 und seine außerordentliche Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft Unbemittelten gegenüber den größten Teil seines Vermögens.

Die Familien Nietzsche und Oehler waren recht verschieden, ergänzten sich aber, wie wir jetzt empfinden, auf glückliche Weise. Damals indessen hatte der Großvater Oehler doch einige Besorgnisse. Es war zwar viel für

den Unterricht der Kinder getan worden, immer war ein tüchtiger Gelehrter als Lehrer im Hause, Musik wurde getrieben und bei Tische mußte französisch gesprochen werden; aber der Hauptakzent des Unterrichts war doch für die Söhne berechnet gewesen, und die Töchter lernten nur so viel, wie es neben allen sonstigen speziell weiblichen Arbeiten, Nähen, Sticken usw. möglich war. Unsre Mutter hatte nun zwar mit den Knaben Lateinisch gelernt, aber in andern Fächern war der Unterricht für sie ziemlich mangelhaft gewesen, und durch das viele Zusammensein mit den Brüdern muß sie auch etwas von deren Art und Weise angenommen haben. Nun sollte sie in eine sehr gebildete und in den Formen sehr korrekte Familie kommen. Als eines Tages die Schwiegermutter Nietzsche unvermutet zu Besuch kam, stürmte Fränzchen ungestüm herein, um sie allzu kraftvoll zu umarmen, so daß der Besuch beinahe umfiel. Der Vater Oehler sah dieser Szene gedankenvoll zu und sagte dann zur Schwiegermutter Nietzsche: „Unser Fränzchen ist noch etwas urwüchsig und ich muß Ihnen als Gärtner einer Baumschule sagen, Sie bekommen einen Wildling, aus dem Sie erst ein veredeltes Bäumchen machen sollen.“ Die Mutter Oehler hörte dieser Rede mit Mißbilligung zu, was sie auch zum Ausdruck brachte. Aber die Schwiegermutter Nietzsche sagte fröhlich und liebevoll: „Fränzchen ist ein prachtvoller Wildling und das Kraftvolle, Urwüchsige gefällt uns besonders gut.“

Am 10. Oktober 1843, gerade am 30. Geburtstag unsres Vaters, war die Hochzeit unsrer Eltern. Als das junge Paar durch alle Ehrenpforten der in Röcken eingepfarrten Dörfer hindurch, an allen begrüßenden Gemeinden, Lehrern und Kindern vorbei endlich an den Stufen des Pfarrhauses anlangten, stand die älteste Stiefschwester unsres Vaters — eine hohe, edle Erscheinung — mit ausgebreiteten Armen oben an der umkränzten Tür und rief dem 17jährigen Frauchen feierlich zu: „Sei uns gegrüßt im treuen Schwesternbunde!“

Zweites Kapitel.

Frühste Kindheit.

Der erste Sohn unsrer Eltern, Friedrich Wilhelm Nietzsche, ist am 15. Oktober 1844 vormittags zehn Uhr zu Röcken geboren, — unter dem Geläute der Glocken, die die Gemeinde zur Feier des Geburtstages unsres damaligen preußischen Königs Friedrich Wilhelms IV. riefen. Man kann sich denken, wie groß unsres Vaters Freude war, daß nun gerade zu seines geliebten Königs Geburtstag sein erster Sohn geboren wurde. Er sagt bei der Namengebung am Schluß der Taufe: „Du gesegneter Monat Oktober, in welchem mir in den verschiedenen Jahren alle die wichtigsten Ereignisse meines Lebens geschehen sind, das, was ich heute erlebe, ist doch das Größeste, das Herrlichste, mein Kindlein soll ich taufen!! Oh seliger Augenblick, oh köstliche Feier, oh unaussprechlich heiliges Werk, sei mir gesegnet im Namen des Herrn! — Mit dem tiefbewegtesten Herzen spreche ich es aus: So bringt mir denn dies mein liebes Kind, daß ich es dem Herrn weihe. Mein Sohn, Friedrich Wilhelm, so sollst Du genennet werden auf Erden, zur Erinnerung an meinen königlichen Wohlthäter, an dessen Geburtstag Du geboren wurdest.“ —

Mein Bruder war von klein an ein sehr gesundes Kind, das der Mutter und der Amme wenig Not machte, aber erst mit $2^1/_2$ Jahren sprechen lernte; dann aber auch

gleich ziemlich richtig. Er war sehr kräftig und als kleiner Junge sehr leidenschaftlich, was er aber später nicht gern hörte, da er der Nietzsche'schen Familientradition gemäß sich früh zu beherrschen lernte. Wenn er späterhin etwas Ungeschicktes getan, etwas zerbrochen hatte und dafür ausgescholten wurde, so wurde er zwar sehr rot, sagte aber kein Wort, sondern zog sich schweigend in irgendwelche Einsamkeit zurück. Nach einiger Zeit kam er dann mit bescheidener Würde wieder hervor, bat um Verzeihung, wenn er sich von seinem Unrecht überzeugt hatte, oder schwieg sich im entgegengesetzten Falle völlig aus. Mein Bruder behauptet von seinem Äußern, daß er in seiner ganzen Kinderzeit wie ein richtiger Bauernjunge ausgesehen habe, rund, braun und rotbäckig. Das reiche blonde Haar, das ihm malerisch auf die Schultern fiel, milderte etwas den Eindruck seiner robusten Erscheinung. Hätte er aber nicht so wunderschöne große sprechende braune Augen und ein so formvolles Benehmen gehabt, so würden Angehörige und Lehrer kaum in ihm so früh das hochbegabte, merkwürdige Kind erkannt haben, da er sehr bescheiden und zurückhaltend war.

Seine ersten Jugendeindrücke schildert er selbst in einem kleinen Buch, „Aus meinem Leben" betitelt, das er im Jahre 1858, als er noch nicht 14 Jahre alt war, über seine bis dahin gemachten Erlebnisse schrieb: „Das Dorf Röcken liegt eine halbe Stunde von Lützen dicht an der Landstraße. Wohl jeder Wanderer, der an ihm vorbei seine Straße zieht, wirft ihm einen freundlichen Blick zu, denn es liegt gar lieblich da mit seinen umgebenden Gebüschen und Teichen. Vor allem fällt der bemooste Kirchturm in die Augen. Wohl kann ich mich noch erinnern, wie ich einstmals mit dem lieben Vater von Lützen nach Röcken ging und wie in der Mitte des Weges die Glocken mit erhebenden Tönen das Osterfest einzuläuten begannen. Dieser Klang tönt so oft in mir wieder, und Wehmuth

trägt mich sodann in das ferne theure Vaterhaus zurück. Wie lebendig steht noch der benachbarte Gottesacker vor mir! Wie oft fragte ich, wenn das alte, alte Leichenhaus geöffnet wurde, nach den Bahren und schwarzen Flören, nach alten Grabschriften und Denkmälern! Aber wenn jedes Bild meiner Seele entweicht, so werde ich doch nie das traute Pfarrgebäude vergessen, denn mit mächtigen Griffeln ist es in meiner Seele eingegraben. Das Wohnhaus war erst 1820 gebaut und deshalb in sehr nettem Zustande. Mehrere Stufen führten hinauf zum Parterre. Noch kann ich mich des Studierzimmers in der ersten Etage erinnern: die Reihen Bücher, darunter manche Bilderwerke, diese Schriftrollen machten diesen Ort zu einem meiner Lieblingsplätze. Hinter dem Haus breitete sich der Obst- und Grasgarten aus, ein Theil desselben pflegte im Frühjahr unter Wasser zu stehen, und gewöhnlich war dann auch der Keller angefüllt. Vor der Wohnung erstreckte sich der Hof mit Scheune und Stallgebäude und geleitete zu dem Blumengarten, in dessen Lauben und Sitzen ich fast immer verweilte. Hinter dem grünen Zaun lagen die vier Teiche mit Weidengebüsch umgeben. Zwischen diesen Gewässern zu gehen, die Sonnenstrahlen auf der Spiegelfläche und die munteren Fischlein spielen zu sehen, das war meine größte Lust. Noch muß ich etwas erwähnen, was mich immer mit geheimem Schauder erfüllte: nämlich in der düstern Sakristei der Kirche stand an der einen Seite das übermenschliche Bild des heiligen Georg, von geschickter Hand in Stein gegraben. Die hehre Gestalt, die furchtbaren Waffen und das geheimnisvolle Halbdunkel ließen mich ihn immer nur mit Scheu betrachten. Einst, so geht die Sage, sollen seine Augen erschrecklich gefunkelt haben, so daß alle, die ihn angesehen hätten, mit Grausen erfüllt worden wären."

Das Röckener Pfarrhaus mit allen seinen Insassen ist noch allen, die es gekannt haben, in der schönsten Erinne-

rung; es wurde das „ideale Pfarrhaus“ genannt. In der Tat war es nicht nur ideal, sondern ein wahrhaft glückliches Haus, das durch die herrliche Musik unsres Vaters, durch seine reichen geistigen Gaben und liebenswürdige Heiterkeit verklärt wurde. Den größten Teil des Jahres lebte auch unsre geliebte Großmutter Nietzsche dort, die allgemein hochverehrt wurde, und eine Schwester unsres Vaters führte mit vortrefflichen Dienstboten in wahrhaft mustergiltiger Weise den Haushalt. Unsrer Mutter, die sich übrigens schnell der Nietzsche'schen Art und Weise angefügt hatte, blieb viel freie Zeit, so daß unser Vater öfter mit ihr verreisen konnte, um ihr die Welt zu zeigen. Eine Reise nach der Sächsischen Schweiz und ein sich daran anschließender mehrwöchiger Aufenthalt in Dresden mit allen seinen Kunstsammlungen und ausgezeichneten Opern- und Schauspielaufführungen blieb unsrer lieben Mutter bis ans Ende ihres Lebens eine entzückende Erinnerung. Ihre Brüder erwähnten noch im späteren Leben, wie interessant ihre Schwester davon erzählt habe, obgleich sie sonst ziemlich betrübt waren, wie sehr sich ihr Fränzchen verändert hatte, da sie wenig Interesse mehr für ihre harmlosen, vielleicht etwas derben Späße zeigte und so „gräßlich fein und gebildet“ geworden war. Daß es unsrer lieben Mutter im allgemeinen leicht geworden wäre, sich in die neuen Verhältnisse einzuleben, hat sie späterhin sehr bestritten. Vorzüglich reizten sie die Belehrungen einer Schwägerin, der von uns Kindern übrigens sehr geliebten Tante Rosalie, oft zum Widerspruch. Aber in Gegenwart unsres lieben Vaters durfte man wenig davon merken lassen, weil er außerordentlich sensibel war, oder, wie man damals sagte: sich alles so sehr zu Herzen nahm. Eine Dissonanz in der Gemeinde oder in der Familie war ihm so schmerzlich, daß er sich dann in sein Studierzimmer zurückzog, weder essen noch trinken und mit niemand sprechen wollte. Gab es nun einmal in seiner Gegenwart

zwischen der erwähnten Schwägerin und unsrer jugendlichen, temperamentvollen Mutter einen kleinen Disput, so lehnte er sich zurück, schloß die Augen und versenkte sich in ganz andere Gedanken, damit er von dem Geplänkel nichts hörte und sah. Ein unbeschreiblicher Schmerz war ihm die Revolution 1848, und als er in der Zeitung las, daß sein geliebter König Friedrich Wilhelm mit der Kokarde am Hut in Berlin herumgefahren wäre, brach er in leidenschaftliche Tränen aus, verließ das Zimmer und erst nach vielen einsamen Stunden konnte er wieder zu den Seinen zurückkehren; man durfte ihm aber nicht wieder davon sprechen. — Seine drei kleinen Kinder empfand er als größtes Glück. Im Juli 1846 wurde ich und im Februar 1848 unser kleiner Bruder Joseph geboren. Unser Vater beschäftigte sich viel mit uns, besonders mit seinem ältesten Sohn Fritz, den er „seinen kleinen Freund" nannte und welcher auch während er arbeitete, bei ihm sein durfte, da er still und gedankenvoll dem Vater bei der Arbeit zuschaute. Von seines Vaters „Musikmachen" war er schon als einjähriges Kind entzückt, so daß, wenn er aus unbestimmten Gründen schrie, unser Vater gebeten wurde, Klavier zu spielen. Dann wurde Fritz mäuschenstill, setzte sich aufrecht in seinem kleinen Wagen und verwandte kein Auge von dem Spielenden.

Ende August 1848 traf uns ein großes Unglück. Unser Vater begleitete eines Abends Freunde nach Hause. Bei seiner Rückkehr in das Pfarrhaus kam ihm an der Tür unser kleiner Hund zwischen die Füße, den er, seiner Kurzsichtigkeit wegen, nicht gesehen hatte. Er stolperte und stürzte rückwärts sieben steinerne Stufen auf das Pflaster des Hofes hinab. Er zog sich dadurch eine Gehirnerschütterung zu, von welcher man zunächst annahm, daß sie nach achttägiger Bettruhe keine weiteren Folgen haben würde. Nach einigen Wochen aber fing er an zu kränkeln; doch kam noch dazwischen eine Feuersbrunst in Röcken,

bei welcher er sich mit größtem Eifer beim Löschen beteiligte, sodaß seine spätere Erkrankung von der Gemeinde immer irrtümlich darauf zurückgeführt wurde, daß er damals Tag und Nacht in einem Teiche bis ans Knie im Wasser gestanden hätte, um das Löschen zu leiten. Das Leiden fing an mit Appetitlosigkeit und heftigen Kopfschmerzen, die er sonst nie im Leben gehabt hatte. Auch seine Schwestern und Eltern haben nicht an Kopfschmerzen gelitten, der empfindliche Teil der Familie Nietzsche war der Magen. Als die Kopfschmerzen trotz der Ärzte und der Homöopathie, der die Familie Nietzsche sehr zugetan war, immer wiederkehrte, wurde der berühmte Arzt Professor Oppolzer aus Leipzig zugezogen. Er erkannte gleich, daß es eine Gehirnaffektion war und daß das Leiden nicht vom Magen ausging, wie die Familie annahm, sondern vom Kopf. Zunächst gab Professor Oppolzer viel Hoffnung, da Geist und Bewußtsein niemals gestört waren. Er glaubte, daß die angegriffene Stelle im Gehirn sich ausheilen würde, „es gäbe dann dort eine Narbe," wie er sagte. In der Tat kamen dazwischen Zeiten der Besserung, d. h. schmerzensfreie Tage, wo unser Vater seine Predigten niederschrieb oder die Konfirmanden unterrichtete. Im Frühling 1849 fing er auch an, seinen Fritz ein wenig zu unterrichten, der ein ungewöhnliches Interesse für Bücher, Lesen und Schreiben zeigte. Im Juni 1849 fing das Leiden an, sich sehr zu verschlimmern, sodaß unser lieber Vater sich im Stillen überzeugte, daß es mit ihm zu Ende gehen würde. Er fürchtete gewiß nicht den Tod, aber er war tief betrübt, seine inniggeliebte, noch so junge Frau mit den drei kleinen Kindern ohne Schutz zurückzulassen. Er machte sein Testament, bestimmte einen Verwandten, den späteren Justizrat Dächsel zum Vormund der Kinder und bat seine Mutter, unsre liebe Großmutter Nietzsche, mit den innigsten Worten, sein geliebtes Fränzchen mit den Kindern zu sich zu nehmen. Seine letzten Worte waren noch: „Mutter,

denk' an Fränzchen." Er starb am 30. Juli 1849, elf Monate nach jenem schlimmen Sturz und wurde auf das tiefste betrauert, nicht nur von seiner Familie und den nächsten Freunden, sondern besonders auch von seiner Gemeinde, die sich schon während seiner Krankheit in Zeichen der Liebe und Verehrung nicht genug tun konnte. Einer seiner liebsten Jugendfreunde schrieb mir noch 1895: „In Röcken gewann er durch seine warme Teilnahme und seine begeisterten Predigten die Herzen der Gemeinde, die in seinem persönlichen und Familienleben ein leuchtendes Vorbild hatte. Sein früher Tod nach einer langen Leidenszeit wurde allgemein tief beklagt. Die von Trauer erfüllte Gemeinde bei der Begräbnisfeier steht noch lebendig vor meiner Seele."

Aber das Ehrendste, das unserm teuern Vater zum Gedächtnis gesagt worden ist, schreibt sein Sohn Friedrich fast vierzig Jahre nach seinem Tode im Ecce Homo: „Ich betrachte es als ein großes Vorrecht, einen solchen Vater gehabt zu haben: es scheint mir sogar, daß sich damit alles erklärt, was ich sonst an Vorrechten habe, — das Leben, das große Ja zum Leben nicht eingerechnet. Vor allem, daß es für mich keiner Absicht dazu bedarf, sondern eines bloßen Abwartens, um unfreiwillig in eine Welt hoher und zarter Dinge einzutreten: ich bin dort zu Hause, meine innerste Leidenschaft wird dort erst frei."

Wir blieben nach dem Tode unsres teuren Vaters noch acht Monate in dem geliebten Pfarrhaus. Inzwischen traf unsre arme Mutter noch ein zweiter Schicksalsschlag. Ihr jüngstes wunderschönes Kind, unser Brüderchen Joseph, erkrankte wenige Tage nach seinem zweiten Geburtstag infolge des Durchbruchs mehrerer Zähne, die sich alle auf einmal durchdrängten. Er starb plötzlich, wie der Arzt konstatierte, an Zahnkrämpfen. Sehr merkwürdig war ein Traum meines Bruders Fritz, den er in seinem vier-

zehnten Jahre in dem oben erwähnten kleinen Biographiebüchlein niederschrieb. „In der damaligen Zeit träumte mir, ich hörte in der Kirche Orgelton wie bei einem Begräbnis. Da ich hinsah, was die Ursache wäre, erhob sich plötzlich ein Grab, und mein Vater im Sterbekleid entsteigt demselben. Er eilt in die Kirche und kommt in kurzem mit einem kleinen Kind im Arm wieder. Der Grabhügel öffnet sich, er steigt hinein und die Decke sinkt wieder auf die Öffnung. Sogleich schweigt der rauschende Orgelschall, und ich erwache. Am Morgen erzähle ich es meiner lieben Mutter; bald darauf wird Josephchen unwohl, bekommt die Krämpfe und stirbt in wenigen Stunden. Unser Schmerz war ungeheuer, mein Traum war vollständig in Erfüllung gegangen." Der kleine Sarg des Brüderchens wurde neben dem unsres Vaters im Erbbegräbnis beigesetzt. Der Tod dieses kleinen Bruders, so kurz nach dem großen Unglück, das uns des Vaters beraubte, machte auf uns alle den schmerzlichsten Eindruck, so daß das früher so glückliche Pfarrhaus immer dichter von Schmerz und Trauer umhüllt wurde.

Anfang April 1850 verließen wir Röcken; der Tag des Abschieds und der Abreise hatte auf Fritz einen unvergeßlichen Eindruck gemacht. Er war in der Nacht aufgestanden, hatte sich selbst angekleidet und war in den Hof gegangen, wo die hochbepackten Wagen mit rot leuchtenden Laternen standen. Der Wind sang ein trauriges Klagelied, der treue Hund heulte in jammervollen unheimlichen Tönen und der Mond blickte bleich und kalt über das niedere Nebengebäude in den großen gespenstisch beleuchteten Hof und all die klagenden Töne hinein. Im Zarathustra kehrt noch die Erinnerung an jene schwermütige Nacht und diese frühsten Eindrücke zurück.

„Also redete ich, und immer leiser: denn ich fürchtete mich vor meinen eigenen Gedanken und Hintergedanken. Da, plötzlich, hörte ich einen Hund nahe heulen.

Hörte ich jemals einen Hund so heulen? Mein Gedanke lief zurück. Ja! Als ich Kind war, in fernster Kindheit:

— da hörte ich einen Hund so heulen. Und sah ihn auch, gesträubt, den Kopf nach oben, zitternd, in stillster Mitternacht, wo auch Hunde an Gespenster glauben:

— also daß es mich erbarmte. Eben nämlich ging der volle Mond, todtschweigsam, über das Haus, eben stand er still, eine runde Glut, — still auf flachem Dache, gleich als auf fremdem Eigentume." —

So verließen wir mit heißen Tränen im frühen Morgengrauen unsern Geburtsort Röcken, der für unser ganzes Leben die „traute Heimat unsrer Lieben" blieb. Für uns war der stille Friedhof mit den Gräbern des Vaters und des kleinen Bruders die „Gräberinsel, die schweigsame," wohin wir den immergrünen Kranz glücklicher und schmerzlicher Erinnerungen trugen. Unser Erbbegräbnis in Röcken schließt sich dicht an die uralte Kirche an, die eine der ältesten der Provinz Sachsen ist. Die mit Rosen und wildem Wein berankte Mauer bildet die Rückwand der Gräberstätte. Wenige Schritte davon ist das alte Schulhaus, wo der kleine fünfjährige Fritz nach dem Tode des Vaters Unterricht erhielt. Als mein Bruder und ich als Erwachsene einmal in Röcken waren, gingen gerade die kleinen Dorfkinder, mit den Holzpantöffelchen klappernd, in die Nachmittagsschule. Mit Rührung betrachtete mein Bruder all die kleinen Blondköpfe, zwischen ihnen hatte er ja selbst einmal gesessen. Es waren nun freilich die Kinder einer andern Generation, die da so eifrig zur Schule liefen, aber sie saßen noch auf denselben alten unbequemen Schulbänken, die es schon in meines Bruders frühesten Kindertagen gab.

Was mein Bruder später bei den immer wiederkehrenden Besuchen in der alten Heimat empfand, hat er so ergreifend ausgesprochen: „Der Anblick der Umgebungen

unſerer Kindheit erſchüttert uns: das Gartenhaus, die Kirche mit den Gräbern, der Teich und der Wald — dies ſehen wir immer als Leidende wieder. Mitleid mit uns ſelbſt ergreift uns, denn was haben wir ſeitdem alles durchgelitten! Und hier ſteht jegliches noch ſo ſtill, ſo ewig da.“

Drittes Kapitel.

Stadt und Schule.

Im Frühling 1850 kamen wir nach Naumburg, das nun unsre neue Heimat sein sollte. Unsre Großmutter Nietzsche war in ihrer Jugend bei ihrem Lieblingsbruder, dem späteren Generalsuperintendenten Dr. Krause, in Naumburg lange Zeit zu Besuch gewesen, als er dort noch als Domprediger wirkte. Es hatten sich damals Freundschaftsbande geknüpft, die auch in der langen Zwischenzeit nicht zerrissen worden waren. So wählte unsre Großmutter Naumburg zu ihrem Wohnort und unsre Mutter, die sie sehr liebte, folgte ihr gern dorthin, sie sagte wie Ruth zu Naemi: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen.“ Die alte Frau Geheimrätin Lepsius, eine Jugendfreundin unsrer Großmutter Nietzsche, pflegte mir später immer eine herzbewegende Schilderung zu machen, welchen ergreifenden Eindruck wir damals bei allen hervorgerufen hätten. Großmütterchen, die beiden Tanten, unsere liebe Mutter (eine schöne junge Witwe von 24 Jahren), mein Bruder und ich, wir alle wären in tiefe Trauer gehüllt gewesen und hätten mit so ungewöhnlich großen schwermütigen Augen in die Welt gesehen, daß jedermann gefühlt habe: hier müsse ein herrlicher Mensch geschieden sein, daß er so tief, innig und lange von den Seinen betrauert würde.

Es dauerte einige Zeit, ehe unsre Mutter, mein

Bruder und ich uns in die städtische Enge eingewöhnten. Naumburg an der Saale war damals noch nicht die freundliche, von Villenstraßen umgebene Stadt, es war noch von Wällen umringt, und fünf feste Tore schlossen nach allen Seiten von nachts zehn bis früh fünf Uhr die ganze Stadt von der Außenwelt ab. Nur heftiges Läuten und eine kleine Abgabe konnte, oft erst nach langem Warten, den Torhüter dann noch bewegen, die Außenstehenden einzulassen, so daß, wer abends draußen bei Freunden in Weinbergen oder Sommerhäusern weilte, seine Schritte sehr beschleunigte, wenn er das Glöckchen hörte, das vom kleinen Rathausturm das Schließen der Tore kurz vorher ankündigte. Um die Stadt herum waren tiefe Gräben, dann folgten schöne Lindenpromenaden, an welche sich Gärten, Felder und Weinberge anschlossen.

In meiner Erinnerung erscheint mir das damalige Naumburg als eine streng christliche, konservative und königstreu gesinnte Stadt, eine Stütze des Thrones und des Altars, wenigstens galt das im Superlativ von den Kreisen, in welche wir durch unsrer Großmutter Jugendfreundschaften hineingekommen waren. Man höre nur die begeisterte Schilderung meines Bruders von der Anwesenheit König Friedrich Wilhelms IV. in den Mauern unserer Stadt:

„Unser lieber König beehrte Naumburg (1854) mit seinem Besuch. Große Vorbereitungen wurden hierzu getroffen. Die ganze Schuljugend war mit schwarzen und weißen Schleifen geschmückt und harrte sehnlich des Landesvaters und war von früh 11 Uhr auf dem Marktplatz aufgestellt. Allmählich trübte sich der Himmel, es ergoß sich ein Regen über uns alle — der König wollte nicht kommen. Es schlug 12 — der König kam nicht; bei vielen Kindern stellte sich Hunger ein. Es regnete von neuem, alle Straßen wurden in Schmutz verwandelt; es schlug 1 — die Ungeduld stieg aufs höchste. Endlich um 2 begannen

plötzlich alle Glocken zu läuten, der Himmel lächelte mit Tränen im Blick nieder auf die freudig wogende Menge. Da hörten wir die Wagen rasseln, ein tobendes „Hurra“ durchbrauste die Stadt, jauchzend schwangen wir die Mützen und brüllten nach Vermögen unserer Kehlen mit. Ein lustiger Wind setzte die unzähligen Fahnen, die von den Dächern herabwinkten, in Bewegung, die gesamten Glocken brummten, die mächtige Menschenmasse schrie und tobte und schob förmlich die Wagen nach dem Dome zu. Dort waren in den Kirchenischen eine große Anzahl kleiner Mädchen in weißen Kleidern und mit Blumenkränzen im Haar pyramidal aufgestellt. Der König stieg hier aus, meinte mit einem Blick auf die Mädchen, „er käme sich wie ein Prokop vor,“ belobte die Vorbereitungen, und begab sich in die für ihn vorbereitete Wohnung in der Domprobstei. Am Abend war die ganze Stadt illuminiert. Ungemein viele Menschen durchwogten die Straßen. Die Kranz-Pyramiden am Rathaus und Dom waren von oben bis unten mit Lämpchen bedeckt. Eine Menge Transparents zierten die Häuser. Auf dem Domplatz wurde Feuerwerk angezündet, so daß der düstere Dom oft in geisterhafter Beleuchtung vor uns stand.“

Wenn mein Bruder sich mit solcher Begeisterung über diesen königlichen Besuch ausdrückt, so muß man nicht vergessen, daß er dazu ein besonderes Anrecht zu haben glaubte. König Friedrich Wilhelm IV. war, wie schon früher erzählt wurde, besonders gütig gegen unsern Vater gewesen, Fritz hatte deshalb die Vornamen des Königs erhalten, zumal da er an einem seiner Geburtstage geboren wurde. Den letzteren Umstand empfand mein Bruder stets als sehr angenehm, denn dadurch war seine ganze Kindheit hindurch an seinem Geburtstag keine Schule, so daß dieser Tag immer besonders festlich in unserm Haus begangen wurde, dem König und unserm lieben Fritz zu Ehren.

Der Kreis, in welchem wir in Naumburg lebten, war kein paſtoraler, ſondern der des Oberlandesgerichts, das damals Naumburgs geſellſchaftliche Verhältniſſe beherrſchte. Unſrer Großmutter Jugendfreunde gehörten direkt oder indirekt dazu. Ich hebe beſonders Frau Geheimrätin Pinder hervor, eine geiſtvolle, liebenswürdige Frau, die dem Herzen unſrer Großmutter ſehr nahe ſtand. Beide waren deshalb beſtrebt, ihre beiderſeitigen kleinen Enkel und Enkelinnen mit einander bekannt zu machen, die ſich nun wieder in inniger Freundſchaft fanden. Die Geheimrätin Pinder beſaß zwei Enkel im Alter unſres Fritz, Wilhelm Pinder und Guſtav Krug. Welchen ſtarken Eindruck dieſes Kennenlernen auf den älteſten dieſer beiden Jugendfreunde machte, ſchildert dieſer ſelbſt in einer kleinen Biographie, die er zu gleicher Zeit wie mein Bruder im vierzehnten Lebensjahre ſchrieb: „Ich muß hier zuvörderſt eines der wichtigſten Ereigniſſe meines Lebens erwähnen. Ich war nämlich zufällig in dem Garten meiner Großmutter mit einem Knaben bekannt geworden, der mir ſeitdem der liebſte und treuſte Freund meines Lebens geweſen iſt und gewiß auch ferner ſein wird. Dieſer Knabe, mit Namen Friedrich Nietzſche, hat ſeitdem auf mein ganzes Leben, alle meine Beſchäftigungen, meine Geſinnungen einen höchſt wichtigen und ſehr guten Einfluß gehabt."

Kurze Zeit nach unſerer Ankunft wurde Fritz in die Schule geſchickt. Großmama hatte darüber ganz beſondere Anſichten, welche zu meinem Erſtaunen erſt jetzt allgemein auftauchen und als modern bezeichnet werden. Sie meinte: bis zum achten oder zehnten Jahre ſollten alle Kinder der verſchiedenſten Stände zuſammen unterrichtet werden: die Kinder aus den höheren Klaſſen würden dadurch ein beſſeres Verſtändnis für die Anſchauungsweiſe der niedern Stände gewinnen. Nach dieſer Theorie, die übrigens auch der Vormund, Juſtizrat Dächſel teilte,

wurde mein Bruder zuerst, im Alter von noch nicht sechs Jahren, in die Knabenbürgerschule geschickt.

Aber die praktische Ausführung von Theorien ergibt nicht immer das erwartete Resultat, besonders bei eigenartigen Naturen. Fritz war überhaupt schon so sehr anders, als Knaben seines Alters zu sein pflegen, — in der Bürgerschule nun, wo ein zwar ganz gesitteter, immerhin doch etwas derber und lärmender Ton herrschte, fühlte er sich vollständig vereinsamt. Das ernsthafte, nachdenkliche Kind mit den würdigen, höflichen Formen war den andern Knaben so fremdartig, daß weder von der einen noch von der andern Seite irgendwelche freundschaftliche Annäherung stattfand, höchstens in der Form von Neckereien. Übrigens, wenn ihn auch die Schüler der Bürgerschule ein wenig neckten, so geschah dies doch freundlich und ohne jedes Übelwollen. Zu Hause erzählten sie dann wunderbare Geschichten von dem kleinen Nietzsche: „Er könne Bibelsprüche und geistliche Lieder mit einem solchen Ausdruck hersagen, daß man fast weinen müßte." Sie nannten ihn immer: den „kleinen Pastor", und etwas pastoral ist wohl seine Ausdrucksweise die ganze Kindheit hindurch geblieben, wie auch seine damalige Biographie zeigt.

Aus jener Zeit muß noch eine kleine Geschichte erzählt werden, welche zu manchem Scherz Veranlassung gab. Die Knabenbürgerschule war damals am Topfmarkt, also nicht weit von uns. Eines Tages strömte gerade am Schluß der Schule ein tüchtiger Platzregen hernieder; wir sahen die Priestergasse entlang nach unserm Fritz aus. Alle Jungens stürmten wie das wilde Heer nach Hause, — endlich erscheint auch Fritzchen, welcher ruhig daher schreitet, die Kappe unter der Schiefertafel verborgen, sein kleines Taschentuch darüber gebreitet. Mama machte ihm Zeichen und rief ihm schon von weitem zu: „so lauf doch nur!" Der strömende Regen verhinderte seine Ant-

wort zu hören. Da unsere Mutter ihm, als er vollkommen durchnäßt ankam, darüber Vorwürfe machte, sagte er ernsthaft: „Aber Mama, in den Schulgesetzen steht: Die Knaben sollen beim Verlassen der Schule nicht springen und laufen, sondern ruhig und gesittet nach Hause gehen.“ Fritzchen befolgte das Gesetz unter den erschwerendsten Umständen.

Mein Bruder blieb kaum ein Jahr in der Stadtschule und wurde dann in das Privatinstitut eines Kandidaten Weber geschickt, das dem Domgymnasium als Vorschule diente. Dort blieb er mit seinen beiden kleinen Freunden, Wilhelm Pinder und Gustav Krug zusammen bis zum Jahre 1854, wo er als Quintaner in das Gymnasium eintrat, ein Umstand, den er selbst als äußerst wichtig in seiner kindlichen Biographie beschreibt. „Ich wurde Gymnasiast —!! Wir wurden bei dem Herrn Direktor Förtsch, einem liebevollen guten Mann, angemeldet, etwas examiniert und nach Quinta versetzt. Weiß ich doch, mit welchem Zagen ich zum ersten Male die kleine Pforte durchschritt, die mich in das Schulgebäude führte. Indessen hatten wir uns alles viel schrecklicher vorgemalt, und diese angenehme Enttäuschung hatte den gewünschten Erfolg. Der Ordinarius von Quinta war Herr Dr. Opitz, von seinen Eigenheiten wohl auch „Dr. Ö.“, der „Augenverrenker“ oder auch „Dichter“ genannt. Daher folgender Vers: „Opitz terribili sonitu, ö, ö! will er wohl! dixit!“ Er strebte immer danach, unsere Kenntnisse zu bereichern, hatte auch wohl ausgezeichnete Kenntnisse, besaß aber gar nicht die Gabe, einem Schüler etwas klar zu machen. Aber das muß ich noch nachtragen, sobald ich Quintaner war, stellte sich auch schon etwas Quintanerstolz ein.“

Ich erinnere mich noch recht gut, daß sich mein Bruder damals als etwas Großartiges vorkam; seitdem betonte er mir gegenüber immer den sehr viel älteren Bruder und nannte mich „ein kleines Mädchen“, obwohl der Unter-

schied des Alters nicht ganz zwei Jahre betrug. Ich muß hervorheben, daß Fritz ein großer kräftiger Junge, ich dagegen klein und zart war, weshalb er immer für so viel älter gehalten wurde. Seitdem Fritz Quintaner war, wollte er sich abends auch nicht mehr von dem Dienstmädchen bei den Freunden abholen lassen. Waren wir aber beide zusammen eingeladen, so wurde ich natürlich von unsrer guten Mine abgeholt, an der Tür jedoch trennte sich Fritz von dem weiblichen Geschlecht, ging immer fünf Schritte voraus und tat gar nicht, als ob wir in irgendwelcher Beziehung zu ihm gehörten. Dagegen war er rührend um mich besorgt, wenn ich im Sommer, wo es beim Nachhausegehen noch hell war, seinem persönlichen Schutz anvertraut wurde. Er schützte mich vor allen Unfällen und Untieren, z. B. vor Pferden und Hunden, vor denen ich sehr bange war.

Als wir etwas größer waren, machte er mit unsrer Mutter und mir oder mit den Freunden große Wanderungen in Naumburgs herrliche Umgebung, die er immer außerordentlich geliebt hat, vorzüglich in der goldenen Herbstzeit. Sonst war er in späteren Zeiten auf Naumburg nicht gut zu sprechen, das Enge, Kleinstädtische bedrückte ihn. Aber eine große und feierliche Erinnerung ist ihm doch von dieser guten Stadt sein ganzes Leben hindurch geblieben. Das ist der wundervolle tiefe Klang der alten Glocke der Stadtkirche, die noch aus katholischer Zeit dem heiligen Wenzel geweiht ist. Er meinte immer, auch in spätern Jahren, daß er nirgends einen so schönen Glockenton gehört habe. Jene Mitternachtsglocke, die im Zarathustra erklingt, „die mehr erlebt hat als ein Mensch, welche schon eurer Väter Herzens-Schmerzens-Schläge abzählte“ und mit ihrem Klang der Ewigkeit von altem Glücke redet, hat für ihn immer den tiefen, dröhnenden Ton unsrer geliebten alten Naumburger Stadtkirchen-Glocke gehabt.

Viertes Kapitel.

Haus und Erziehung.

Unſer Hausweſen beſtand aus unſrer Großmutter Nietzſche, ihren beiden Töchtern Tante Auguſte und Tante Roſalie, unſrer Mutter und uns beiden Kindern. An der Spitze ſtand die inniggeliebte Großmutter, Frau Superintendent Dr. Erdmuthe Nietzſche, ein wahres Ideal einer Frau, oder, wie wir Kleinen es empfanden, eines Großmütterchens. Sie hatte ein feines blaſſes Geſichtchen, aus welchem wunderſchöne dunkle Augen voll Geiſt und Herzensgüte uns entgegen ſtrahlten. Ein Häubchen mit dicker Spitzenrüſche umſchloß nach damaliger Sitte ganz eng ihr Geſicht, nur zwei kohlſchwarze ſeidenweiche Löckchen ſahen an den Schläfen unter der Spitze hervor. Großchen (ſo nannten wir ſie) hat bis zum Tode kein weißes Haar gehabt. Ihr ſanftes, gütiges, würdevolles Weſen, die zarte innige Teilnahme für fremdes Wohl und Wehe machte ſie zu einem Gegenſtand allgemeiner Liebe und Verehrung. Da ſie nun faſt nie ausging, ſo hatten wir außerordentlich viel Beſuch, was ſie beſonders liebte.

Großmütterchens größtes Glück war, andern Leuten Freude zu machen. Sie konnte ſich nie im Schenken genug tun, und ich weiß, daß ſie oft nur mit Gewalt zurückgehalten wurde, mit den ſchönen ſeltenen Früchten, die man ihr zur Erfriſchung geſandt hatte, uns Kinder zu beglücken. Manchmal aber tat ſie es doch ganz im Ver-

borgenen, Fritz war aber nicht zu bewegen, solche Leckerbissen anzunehmen: „Nein, liebes Großchen, das dürfen wir dir nicht wegessen," meinte er hartnäckig. Hie und da gab es indessen einen kleinen Kompromiß, es wurden drei Teile gemacht, und dann schmeckte es uns allen köstlich.

Die Tante Auguste war im Charakter und in der Herzensgüte das Abbild unsrer Großmutter. Sie litt jahrelang an einem quälenden Magenleiden, das sie jedoch mit großer Sanftmut und Geduld ertrug. Trotzdem ließ sie es sich nicht nehmen, alle häuslichen Angelegenheiten in wahrhaft bewunderungswürdiger Weise zu führen. „Laßt mir diesen Trost," sagte sie, wenn man sie bat, sich zu schonen.

Tante Rosalie dagegen widmete sich, wie es scherzhaft hieß, den geistlichen Angelegenheiten. In der Tat mühte sie sich für viele christliche und wohltätige Anstalten, zeigte lebhafte tätige Teilnahme für alles Kirchliche, war sehr bewandert in christlicher Dogmatik, interessierte sich aber auch für alle wissenschaftlichen und politischen Vorgänge. Sie las viel, auch ganz regelmäßig Zeitungen, was damals bei Frauen noch nicht allgemein gebräuchlich war.

Wir beiden Geschwister bildeten während der sechs Jahre 1850—1856 das Objekt der allgemeinen und besonderen Erziehungskunst. Hauptsächlich aber waren wir der Fürsorge unsrer lieben Mutter überlassen, die uns mit der gleichen spartanischen Strenge und Einfachheit, wie sie in jener Zeit und besonders in ihrer eignen Familie Sitte gewesen war, erzog. Im Hintergrund aber waltete der Großvater Oehler, der trotz aller Bonhomie ein sehr scharfsichtiger Beobachter von Menschen und Verhältnissen war und, wie mir erst im späteren Leben klar geworden ist, auch ein sehr skeptischer Beurteiler des Schauspiels Mensch gewesen ist, vorzüglich wenn sich dieser pathetisch gab. Alles sogenannte „Getue", wie er es ausdrückte,

war ihm zuwider. Er sah die Dinge, wie sie wirklich waren, aber immerhin mit Wohlwollen, eine Eigenschaft, die sich auch in späteren Jahren bei unsrer Mutter zeigte, so daß man wohl sagen kann, daß mein Bruder die Idealität von seinem Vater, aber den Sinn für die Realität und den Skeptizismus menschlichen Vorgängen gegenüber von seinen mütterlichen Vorfahren geerbt hat. Mein Bruder hat dies selbst empfunden, und wenn er es nicht öffentlich ausgesprochen hat, so lag dies daran, daß er befürchtete, von unsrer lieben Mutter mißverstanden zu werden.

Der Großvater Oehler war der Erste, der die ungewöhnliche Begabung seines ältesten Enkels Friedrich erkannte. Unvergeßlich ist mir eine Szene geblieben, die gewiß nicht für meine Ohren bestimmt war. Unsre Mutter beklagte sich bei ihrem Vater, daß ihr Fritz so anders sei, als andere Jungen und sich so schwer anschlösse. Sonst wäre er so gut und gehorsam, aber er habe über alle Dinge seine eignen Gedanken, die mit denen andrer Leute garnicht übereinstimmten. Beide hatten vergessen, daß ich in einer entfernten Zimmerecke mit den Puppen spielte, so daß der Großpapa merkwürdig heftig auf diese Auseinandersetzungen entgegnete: „Aber meine Tochter, du weißt garnicht, was du an diesem Jungen hast! Das ist das ungewöhnlichste und begabteste Kind, das mir in meinem ganzen Leben vorgekommen ist; meine sechs Söhne zusammengenommen haben nicht die Begabung deines Fritz. Laß ihn doch in seiner Eigenart!“ — Und unsre Mutter ließ ihn nach dem Rate des Vaters sich selbst entwickeln, wenigstens hat mein Bruder später dankbar anerkannt, daß niemand mit einem energischen „du sollst“ auf ihn einzuwirken versucht hat und daß dadurch das gesunde Von-Innen-heraus-wachsen allein ermöglicht worden sei.

Wenn nun auch kein strenges „du sollst“ meinen Bruder

beeinflußt hat, so doch sicherlich das Milieu, in welchem wir lebten. Die Wohlanständigkeit, die zarte Rücksicht unter einander, die Liebe zur innerlichen und äußerlichen Ordnung und Sauberkeit, die Ehrfurcht gegen das Alter, alle diese Eigenschaften waren in unsrer Häuslichkeit so stark ausgeprägt, daß, wofern sie meinem Bruder nicht schon angeboren waren, sie sicherlich von dem größten Einfluß auf die Bildung seines Charakters und Geschmackes sein mußten. Dazu kam auch noch das Milieu der beiden Freunde Wilhelm Pinder und Gustav Krug, deren Väter ausgezeichnete Männer waren und durch geistige und künstlerische Bestrebungen auf meinen Bruder, wie er selbst schreibt, einen großen Eindruck gemacht haben. Ich muß hier besonders den Appellationsrat Pinder nennen, unter dessen Aufsicht sein kleiner Sohn Wilhelm und der Freund Fritz ihre Schulaufgaben machten und welcher sich auch sonst sehr liebevoll und eingehend mit deren Wünschen und Bestrebungen beschäftigte. Mein Bruder schreibt voller Verehrung:

„Er besitzt ein geistvolles Gemüt und wirkt mit seiner tätigen Liebe mehr als mancher Prediger. Ebenso ist er rastlos um die Verschönerung Naumburgs bemüht und ist darin auch allgemein anerkannt und geachtet. In seiner Familie war er stets ein treuer Hausvater, auch den Pflichten seines Amtes lag er mit musterhafter Sorgfalt ob. Dann aber in seinen Mußestunden suchte er sich und seine Familie auch mit den bedeutendsten Erscheinungen im Gebiete der Literatur und Kunst bekannt zu machen und sein richtiger Blick ließ die Schönheiten derselben durch manche geistvolle Bemerkung im wahren Lichte erscheinen."

Ich erinnere mich noch sehr gut, wie Herr Rat Pinder seiner Familie, selbst als die Kinder noch ziemlich klein waren, ausgewählte Stücke von Goethe vorlas, um das jugendliche Ohr schon früh an den Wohlklang der edelsten Sprache zu gewöhnen. Oftmals durfte Fritz, hie und da

selbst ich mit zuhören. Lebhaft erinnere ich mich noch der „Löwennovelle", welche uns Kinder geradezu begeisterte. Mein Bruder hat es noch dreißig Jahre später gerühmt, daß er durch den Vater seines Freundes Wilhelm zuerst zu Goethe geführt worden sei. Unsere Großmutter Nietzsche war zwar, da sie ihre Jugend in Weimar verbracht hatte, eine große Goetheverehrerin, nahm aber an, daß seine Schriften nichts für kleine Knaben wären.

Auch der Vater des andern Freundes, Geheimrat Krug, hat, ohne es zu ahnen, einen bedeutenden Einfluß auf meinen Bruder ausgeübt, besonders in musikalischer Beziehung. Fritz schildert ihn in seiner kindlichen Biographie: „Er ist ein großer Musikkenner und Virtuos und hat sogar einige treffliche Kompositionen geschrieben, unter andern einige preisgekrönte Sonaten und Quartette. Seine hohe, imponierende Gestalt, sein ernstes, geistreiches Gesicht, seine anerkannte Tüchtigkeit, alles dies machte auf mich einen großen Eindruck. Er besaß einen wundervollen Flügel, der mich so anzog, daß ich oft vor seinem Hause stehen blieb und den erhabenen Melodien Beethovens lauschte. Mendelssohn-Bartholdy war mit ihm sehr befreundet, ebenso die Gebrüder Müller, jene berühmten Violinvirtuosen, welche zu hören ich auch einmal das Glück hatte. In seinem Hause war oft ein ausgewählter Kreis von Musikfreunden versammelt, und fast jeder Virtuos, der in Naumburg aufzutreten wünschte, suchte durch ihn empfohlen zu werden." Jedenfalls lernte mein Bruder in diesem Hause früh wirklich gute Musik kennen, so daß sich sein Geschmack von Jugend an über das allgemeine Niveau erhob.

Das ganze Milieu, worin wir lebten, mußte aber besonders durch die in ihm herrschende tiefe Religiosität den stärksten Einfluß auf meinen Bruder ausüben. Obgleich unsre Großmutter Nietzsche in der etwas nüchternen Aufklärungszeit mit ihren vereinfachten Idealen Gott, Tugend,

Unsterblichkeit aufgewachsen war und sich deshalb in der pietistischen Strömung der fünfziger Jahre, wo die Leute erweckt wurden und sich leidenschaftlich und öffentlich als große Sünder hinstellten, nicht wohl fühlte, so war doch ihr ganzes Leben und Wesen von einer zarten, rührenden Religiosität durchdrungen. Sie war mit dem Großvater Oehler in vollem Einverständnis, daß jeder sich sein Verhältnis zu Gott selbst gestalten müsse, und daß es abzulehnen wäre, mit roher Hand in solche zarten Empfindungen einzugreifen und bestimmte Dogmen zu fordern. Dadurch ist uns in unsrer Kindheit Christentum und Religion niemals als Zwang erschienen, sondern die Vorbilder zeigten uns beides als natürliche Hingebung in erhabenster Gestalt, so daß mein Bruder noch viele Jahre später schreiben konnte: „Mit 12 Jahren habe ich Gott in seinem Glanze gesehen." Und noch später, wenige Wochen vor seiner letzten Erkrankung, schreibt er: „Wenn ich dem Christentum den Krieg mache, so steht dies mir zu, weil ich von dieser Seite aus keine Fatalitäten und Hemmungen erlebt habe — die ernstesten Christen sind mir immer gewogen gewesen."

Mein Bruder war, wie man aus seinen Aufzeichnungen und den Urteilen der Freunde sieht, ein sehr frommes Kind; er dachte viel über religiöse Dinge nach und war stets bemüht, sein Denken in Handeln umzusetzen. Als wir einst in einer Missionsstunde waren, und der fremde Missionar sich besonders an alle anwesenden Kinder wandte, so überlegte mein Bruder sogleich, was wir wohl tun könnten; zuerst natürlich viel über Mission lesen und sich gut unterrichten, dann aber, meinte er, wäre es doch sehr nett, den Heidenkindern etwas zu Weihnachten zu schenken. Eine Herrnhuter Schwester nahm Gaben für große und kleine Heiden an, und wir wählten unter unserm Spielzeug etwas Passendes aus. Fritz fand ein Bilderbuch und eine Schachtel Soldaten sehr geeignet, ich eine Puppe

und mein erstes Paar selbstgestrickter Strümpfe (hart und steif wie ein Brett, wie solche Erstlingsversuche auszufallen pflegen). Die Herrnhuterin wohnte in unsrer Nähe; so wurde uns gestattet, ohne Begleitung zu ihr zu gehen. Als wir unser Päckchen übergeben hatten, bekam ich Sehnsucht, mein Puppenkind noch einmal zu sehen und zu küssen, ehe es zu den schwarzen Heidenkindern ging. Dieser Wunsch verleitete Schwester Hannchen zu dem Glauben, daß wir unser liebstes Spielzeug brächten, und voller Rührung hielt sie uns eine kleine, herzbewegende Rede: wie lieb und angenehm es dem Herrn sei, wenn wir mit freudigem Herzen und freiwillig das Beste und Liebste opferten; manchmal wäre das schwer, aber gerade das schwere Opfer wäre dem Herrn am angenehmsten, er wollte nichts halbes uff.

Wir wurden rot und röter, — für so kleine Kinder waren wir sehr gut unterrichtete Christen — alle Opfererzählungen des alten und neuen Testamentes: Isaaks Opferung, Ananias und Sapphira waren uns wohl bekannt und fielen uns schwer aufs Herz. — Ach, wir hatten durchaus nicht unser liebstes Spielzeug geopfert!

Voll tiefer Beschämung entfernten wir uns. In der dunklen Treppenecke sagte Fritz sehr kummervoll: „Ich wollte, Lisbeth, ich hätte die Kavallerie gegeben". Das waren seine schönsten und liebsten Bleisoldaten. Aber ich war Schlange und Eva genug und fing zögernd an: „Fritz, sollte Gott wirklich unsre allerhübschesten Spielsachen von uns fordern?" (Der Gedanke, meine geliebtesten Puppenkinder zu den schwarzen, wahrscheinlich sehr rohen oder gar menschenfressenden Heiden zu schicken, schien mir ganz und gar unmöglich.) Aber Fritz meinte mit bedeckter Stimme: „Doch, Lisbeth."

Wir faßten uns fest an den Händen, drückten uns enger an einander und gingen auf die Straße, im tiefsten Grunde unsrer Seele einen Blitzstrahl erwartend, der uns beide

Schuldige zur Strafe für unsre Halbheit niederstrecken würde.

Zwischen Großvater Oehler und Enkel Fritz war ein sehr liebevolles Verhältnis; vielleicht hat der Großvater keinem seiner Söhne so nahe gestanden, wie diesem ältesten Enkel. Ich erinnere mich besonders herrlicher Spaziergänge im Sommer 1858, wo er mit ihm die interessantesten Gespräche führte. Ich durfte bei diesen Spaziergängen mit ihnen gehen. Da ich aber ein Lämmchen besaß, das eine leidenschaftliche Anhänglichkeit für mich hatte und nicht von meiner Seite wich, so mußte auch das mitgenommen werden, und so folgten ich und das Lämmchen bescheiden hinterdrein. Lächelnd wandte sich zuweilen der Großpapa an das kleine Gefolge, und Fritz nahm nicht blos auf mich, sondern auch auf den vierten Spaziergänger zarte Rücksicht. Wenn zuweilen auf dem Grasrain gutes Futter wuchs, so fragte Fritz: „Großpapa, könnte Lisbeths Schaf hier nicht ein bißchen fressen?“ Dann blieben wir drei stehen, da das Lämmchen nur fraß, wenn es sicher war, daß ich bei ihm blieb. Die Gegend um Pobles herum ist eben, man sah, wenn das Korn noch niedrig stand, einen weiten, weiten Horizont. Es ist meinem Bruder von damals her immer eine Vorliebe geblieben, zwischen Kornfeldern auf Rasenrainen zu wandeln.

Wir waren außerordentlich gern bei den Großeltern in Pobles zu Besuch. Das Pfarrhaus lag auf einem Hügel, etwas abgesondert vom Dorfe und war von großen Gärten und Pflanzungen von Obstbäumen, die die köstlichsten Früchte trugen, rings umgeben. Es scheint mir in der Erinnerung, als ob dort jede Art von Beeren, Kirschen, Pflaumen, Äpfeln und Birnen, selbst Mispeln, kurz alles, was Kinder lieben, im Überfluß vorhanden gewesen wäre.

Wonnevoll war es, die Oster- und Pfingstferien dort zu verleben: wir fanden die Wiesen voll bunter Blumen,

den Garten voll Erdbeeren, die Luft erfüllt von Frühlingsdüften, einer köstlichen Mischung von dem Geruch frischaufgeworfener Erde, und dem von Je-länger-je-lieber, Flieder und Lindenblüten. Auf grünen Pfaden zogen Schafherden mit den herzigsten kleinen Lämmern, die Hirten bliesen auf wirklichen Schalmeien, aus weicher Baumrinde gefertigt, und die gesamte Dorfjugend auf kleinen Pfeifen aus Holunderholz. Das Blöken der Lämmchen, der Klang der Schalmeien, das Pfeifen und Jubeln der Kinder, alles vereinigte sich zu einem Ton: es war das Jauchzen des Frühlings!

Dann kamen die Sommerferien, wo auf dem ganzen Dorf eine sonnige, tiefe Stille lag, — alles, was Kräfte hatte, war draußen bei der Ernte beschäftigt. Auch wir beide lebten nur in Gärten und Gehölzen und betraten nur bei Regentagen das Haus. Im Schatten eines Baumes im Grase zu liegen, dem Gezwitscher der Vögel, dem Zirpen der Grillen zu lauschen, ein schönes Buch zum Lesen und daneben einen Korb Früchte zum Essen zu haben, das war meines Bruders und mein Traum von Sommerglück, und in allen Schattierungen wurde es bei den geliebten Großeltern genossen.

Übrigens kannten wir noch viele andre Reisen und Ferienaufenthalte als die bei den lieben Großeltern. Wir waren z. B. längere Zeit im Vogtlande bei ausgezeichneten alten Tanten und an der böhmischen Grenze in einem Pfarrhaus zu Besuch. Fritz erinnerte sich in späterer Zeit immer noch einer damals erlebten Kinderszene. Der Kirchberg dort war eine alte Opferstätte gewesen, wir fanden Steine und Knochen, bauten einen Altar, schichteten Knochen und Holz darauf und zündeten es an. Als der treffliche Pfarrer, durch den sonderbaren Geruch aufmerksam gemacht, zu uns kam, fand er uns feierlich mit brennenden Kienspänen den Altar umschreitend, in seltsamen Tönen eine Art Hymnus singend: Wodan, er-

höre uns! Er sistierte, nicht ganz angenehm berührt, dieses improvisierte Opferfest. Wir verlebten auch einen Sommer bei Verwandten auf einem Rittergut, wo Fritz reiten und fahren lernte, sodann in einem Landhaus bei Leipziger Verwandten, die den Sommer in der Nähe der Stadt zubrachten. Von dort aus unternahm Fritz viele Expeditionen in Leipzigs Buchläden, die ihn ungemein interessierten. So brachte uns jeder Sommer neue Erfahrungen und neue Freuden.

Am liebsten aber waren wir doch bei den lieben Großeltern in Pobles, wo wir es am behaglichsten fanden, z. B. auch, daß wir dort Kleider anziehen durften, welche nicht geschont zu werden brauchten, und deren Flecke niemandem Kummer bereiteten. Wir schwelgten in Freiheit und Ungebundenheit und tobten selbst einmal wild umher, obgleich das nicht gerade in unsrer Natur lag, denn wir Nietzsches wurden zu guten Formen erzogen und liebten sie.

Unsre Großmutter Oehler stand mit Umsicht, Würde und Sparsamkeit ihrem großen Haushalt vor. Wie ich bereits früher erwähnte, gehörte sie, da ihre Familie zwei Jahrhunderte schon auf großen Rittergütern gesessen hatte, zu den Frauen, die gewissermaßen mit Grund und Boden verwachsen sind. Sie hatte wundervolle urdeutsche Wendungen, z. B. sagte sie noch: „Der Hund boll", und ihre Rede enthielt viel Sprüchwörtliches, das wir im Zarathustra oftmals wiederfinden. Wie oft habe ich von ihr gehört: „eins ist notwendiger als das andre". Ihren Kindern gegenüber hatte sie etwas Reserviertes, aber gegen uns beide Enkel war sie von größter Zärtlichkeit, suchte etwas unpädagogisch alle unsre Wünsche zu erfüllen und ermahnte unsre liebe Mutter desgleichen zu tun, worauf diese einmal sehr spitz antwortete: „Hast du das bei deinen elf Kindern auch so gemacht?" Aber die Großmama antwortete ebenso spitz: „Ihr wart aber auch viel ungezogener!" Unsre liebe

Mutter hat sich immer noch späterhin wahrhaft ergötzt, wie schwach die Großeltern gegen die Enkel gewesen wären, während sie ihre eignen Kinder mit solcher Strenge erzogen hatten.

Es hilft alles nichts, ich muß es gestehen, wir waren ungeheuer artig, wahre Musterkinder, wir gehorchten, wie unser Großvater unsrer Mutter gegenüber lobend erwähnte, nicht nur aufs Wort, sondern auf den Blick. Ich würde gern irgend einen tollen Streich oder etwas recht Ungezogenes erzählen, aber es fällt mir nichts ein, dagegen wohl der Wunsch eines der Brüder unsrer Mutter, daß wir in Pobles Fenster einwürfen, oder sonst etwas verbrächen, damit wir einmal tüchtig ausgescholten würden. Wir waren ihm zu artig. Bei alledem konnte man uns nicht dressierte Kinder nennen — im Gegenteil! Von früh bis abend erfüllten uns phantastische eigne Pläne und Einfälle, wir wählten uns aber zu ihrer Ausführung Bahnen, welche Mutter und Verwandte nicht mißbilligen konnten. Unsre lebhafte Phantasie vergoldete alles, was uns in den Weg kam, selbst die altmodischen kleinen Geschichten, Lieder und Verschen, die ungefähr Ende des 18. Jahrhunderts, als Großmama Nietzsche jung war, Mode gewesen sein mögen, und welche man für uns 60 Jahre später noch für geeignet fand. Aber viel schöner war es, wenn Großchen aus ihrem eignen Leben so wundervoll erzählte. Am liebsten hörten wir von Napoleon, für welchen sie als ehemalige Sächsin eine gewisse Vorliebe behalten hatte. Sie entwarf von ihm so anschauliche Schilderungen, daß wir immer annahmen, sie müsse alles selbst mit angesehen haben, z. B. die Begegnung Napoleons mit der Herzogin Louise von Weimar, oder, wie der Kaiser erschöpft und besiegt nach der Schlacht bei Leipzig am Wachtfeuer schlief und von dem Glockenklang, der den Sieg der Gegner verkündete, aufgeweckt wurde. In einem Gedicht meines Bruders: „Über 50 Jahre“ finden

wir diese Erzählung unsrer Großmutter Nietzsche in verklärter Form wieder. Die Bewunderung für Napoleons Größe ist uns von frühster Jugend an, ohne daß wir es ahnten, eingeflößt worden, worüber ich mich heute noch verwundere, denn in der Schule ward er damals sozusagen als das böse Tier aus der Apokalypse geschildert. Auch unsre liebe Mutter trug dazu bei, uns die Gestalt Napoleons, wenn auch als Leidenden, sympathisch zu machen. Sie kannte ein ungemein rührendes Theaterstück „Napoleon auf St. Helena", das sie mit ihren Geschwistern in Pobles aufgeführt hatte, fast auswendig, vorzüglich eine herzbewegende Szene, worin sie selbst mitspielte und welche mit einem großen Monolog Napoleons begann. Ich erinnere mich daraus nur einer Stelle: „Alle Throne Europas wankten, hätte ich sie gestürzt, so stünde der meine noch unversehrt." Da kommt das Töchterchen eines der Marschälle Napoleons und bittet: „Großer Kaiser, gib mir doch ein Lamm, mit dem ich spielen kann," und düster wendet sich Napoleon zu den wenigen Getreuen: „Nicht einmal eines Kindes Wunsch kann ich noch erfüllen." Unsre liebe Mutter konnte überhaupt eine Fülle erzählender Gedichte auswendig, mit deren Wiedergabe sie uns in der Dämmerstunde entzückte. Da ihr aber die Verfasser unbekannt waren, so ist es mir nicht möglich gewesen, diese Gedichte mit Ausnahme der Gellertschen Fabeln später aufzufinden.

Wie man sieht, waren die poetischen Einflüsse, die von der Familie ausgingen, als wir noch sehr klein waren, etwas altmodischer Art, selbst in der Musik, denn wir tanzten z. B. mit Begeisterung nach der Musik eines Ländlers oder einer Gavotte, die gewiß zur großen Revolutionszeit die Leute zu sanftem Wiegen und Wogen bestimmten; wir sangen mit Freuden ein scherzhaftes Duett, das vielleicht die deutschen Kleinstädter im Jahre 1790 erfreut haben mochte: ein weiser Heinrich und eine kleine

dumme Liese unterhielten sich in harmlosester Weise über einen zerbrochenen Krug, und das Witzige daran war, daß, wenn man glücklich mit Fragen und Antworten zu Ende kam, die letzte Antwort so eingerichtet war, daß eigentlich die ganze Geschichte wieder von neuem anfing, worüber die alten Freundinnen von Großmütterchen, denen wir es vortrugen, immer eine sanfte Heiterkeit zeigten. Als aber Fritz Quintaner wurde, meinte er, daß dieser Vortrag sich nicht mehr für ihn schicke, er wolle selbst etwas komponieren, und das tat er auch.

Zu Weihnachten schenkte er Großmütterchen eine kleine, selbst komponierte Motette, die wir heimlich in der Kinderstube geübt hatten und nun sogleich am Weihnachtsabend vortrugen. Der Text, der dieser Komposition zugrunde lag, war der Bibelvers: „Hoch tut Euch auf, Ihr Tore der Welt, daß der König der Ehren einziehe.“ Worte, Musik und Vortrag rührten sämtliche Familienmitglieder zu Tränen.

Merkwürdigerweise verwunderte sich niemand in der Familie Nietzsche, daß der 10jährige Fritz bereits Motetten komponierte oder Verse und Schauspiele schrieb. Offenbar hatte unser Vater auch schon in früher Jugend sich in poetischen, musikalischen Produktionen ergangen. So fand man es ganz natürlich, daß Fritz seinem verstorbenen Vater glich, und Großpapa Oehler war ein viel zu guter Pädagoge, um unsern Fritz auf seine ungewöhnlichen Gaben als etwas Bemerkenswertes aufmerksam zu machen. Deshalb blieb Fritz sehr bescheiden. Überdies wurden ihm auch die Schularbeiten gar nicht so leicht, wie man denken sollte, vorzüglich das Griechisch, mit welchem er sich anfangs sehr geplagt hat, das ihm nachher aber große Freude bereitete.

Die Einzige, die von frühster Kindheit an in Fritz etwas Unvergleichliches sah und dies ausdrückte, war ich, die kleine Schwester. Was er sagte, war richtig, mochten

alle Erwachsenen das Gegenteil behaupten. Nur einmal, als ich kaum 7 Jahr alt war und nur etwas Privatunterricht hatte, konnte ich mich nicht entschließen seine Belehrungen anzunehmen. „Lisbeth," sagte eines Tages Fritz sehr würdig, „rede nicht solchen Unsinn mit dem Storch. Der Mensch ist ein Säugetier, als solches bringt er lebendige Junge zur Welt." „Fritz," fragte ich in höchstem Staunen, „steht das vielleicht in der alten Naturgeschichte? Herr Böttner sagt, die wäre ganz altmodisch, inzwischen hätte man viele neue Entdeckungen gemacht." Da nun wirklich Fritzens Weisheit aus jener altmodischen Naturgeschichte stammte, und er sehr ehrfurchtsvoll gegen die Ausssprüche der Lehrer war, so blieb der Fall unentschieden, und es war Hoffnung vorhanden, daß sich neuere Forschungen mehr zu Gunsten des Storches entschieden hatten.

Übrigens verdanke ich dieser alten Naturgeschichte meinen Spitznamen „Lama", mit dem mich mein Bruder sein ganzes Leben hindurch vertraulich nannte. Über besagtes Tier stand nämlich in dem altmodischen Buche folgendes: „Das Lama ist ein merkwürdiges Tier; freiwillig trägt es die schwersten Lasten, wenn man es aber zwingen will oder übel behandelt, so verweigert es Nahrung zu sich zu nehmen und legt sich in den Staub um zu sterben." Diese Charakteristik fand mein Bruder so genau auf mich passend und immer wieder von neuem zutreffend, daß er sich besonders in schwierigen Fällen, wo er meiner Hilfe bedurfte, immer dieses Namens bediente. Niemand sonst hatte mich so genannt.

Mein Bruder war für mich von frühster Jugend an eine Autorität ersten Ranges. Und wenn seine Freunde später behaupteten, daß ich wie jene Schüler Heraklits jede Diskussion mit den Worten αὐτὸς ἔφα (in meiner Übersetzung: Fritz hat's gesagt) für beendet und entschieden gehalten hätte, so war dies vollständig richtig. Aber

diese Verehrung und Schätzung meines Bruders, mit welcher ich in meiner ganzen Kindheit und Jugend geneckt worden bin, da ich sonst nicht autoritätsgläubig war, hat sicherlich ein sehr gutes und greifbares Resultat ergeben, nämlich das Nietzsche-Archiv, dessen erstaunlich reiches Material allein von mir angesammelt worden ist. Von frühster Jugend an besaß ich eine sogenannte „Schatzkammer", worin ich alles aufbewahrte, was ich von beiseitegelegten Niederschriften meines Bruders irgendwie erreichen konnte. Wenn mein Bruder nicht von jeher das Verbrennen so geliebt und hie und da sogar aus meiner Schatzkammer heimlich Schätze herausgeholt hätte, so würde nichts von den Niederschriften meines Bruders, von seinem achten Jahr an, fehlen, denn als ich sechs Jahr alt war, habe ich bereits mit der Sammlung begonnen, während ich meinen eignen Angelegenheiten geringe Wichtigkeit beilegte.

Übrigens betrachteten auch seine Freunde seine dichterischen und musikalischen Elaborate mit größter Bewunderung, und das war für ihn sehr wichtig, da die Freundschaft in seinem Leben eine außerordentliche Rolle gespielt hat. Er sah seine Freunde immer in dem besten Licht, wie auch schon seine kindliche Biographie in Hinsicht auf seine ersten Freunde verrät. Er widmete ihnen die liebevollsten, bewundernden Worte; aber es war kein Zweifel, daß sie sich mit den gleichen Gefühlen revanchierten. Ich lasse hier die Schilderung des Freundes Wilhelm folgen, die er in seinem vierzehnten Jahre in einer ebenso kindlichen Biographie, wie die meines Bruders war, aufzeichnete; sie gibt ein deutliches Bild meines Bruders aus der damaligen Zeit.

„Fritz Nietzsche hatte in seinem Leben viel Trauriges erfahren, frühzeitig hatte er schon seinen Vater verloren, den er sehr liebte und von dem er immer mit großer Verehrung sprach, ebenso seinen kleinen Bruder Joseph,

der schon als kleines Kind, kurz nach dem Tode des Vaters gestorben, und so war der Grundzug seines Charakters eine gewisse Melancholie, die sich in seinem ganzen Wesen äußerte. Von frühester Kindheit an liebte er die Einsamkeit und hing da seinen Gedanken nach, er mied gewissermaßen die Gesellschaft der Menschen und suchte die von der Natur mit erhabener Schönheit ausgestatteten Gegenden auf. Er hatte ein sehr frommes, inniges Gemüt und dachte schon als Kind über manche Dinge nach, mit denen andere Knaben seines Alters sich nicht beschäftigten. So bildete sich sein Geist schon sehr frühzeitig aus. Er beschäftigte sich als kleiner Knabe mit mancherlei Spielen, die er sich selbst erdacht hatte, und dies zeugte von einem sehr lebhaften, erfindungsreichen und selbständigen Geist. So leitete er auch alle Spiele, gab neue Methoden darin an und machte dieselben dadurch anziehend und mannigfaltig; überhaupt war er ein in jeder Hinsicht höchst begabter Knabe. Außerdem besaß er einen sehr lobenswerten, gleichmäßigen Fleiß und diente mir auch darin, wie in allem andern, zum Muster. Sehr viele Neigungen wurden durch ihn allein geweckt und genährt, besonders war das bei der Musik und der Literatur der Fall.

„Er hatte stets großen Einfluß auf mich und ist mir geradezu unentbehrlich geworden. Schon von Jugend auf bereitete er sich auf den Stand vor, den er später einnehmen wollte, nämlich das Predigeramt. Er hatte immer ein sehr ernstes, und dabei doch freundliches und sanftes Wesen und ist mir bis jetzt ein sehr treuer und liebevoller Freund gewesen, was ich ihm nie vergessen und was man nicht hoch genug anschlagen kann. Nie tat er etwas ohne Überlegung, und wenn er etwas tat, so hatte er immer einen bestimmten, wohlbegründeten Grund. Dies äußerte sich besonders bei den Arbeiten, die wir zusammen anfertigten, und wenn er etwas hinschrieb und ich mit ihm darin nicht gleich übereinstimmen

konnte, so wußte er es mir stets auf eine klare, faßliche Weise auseinanderzusetzen. Außerdem waren mit seine Haupttugenden Bescheidenheit und Dankbarkeit, die sich bei jeder Gelegenheit auf das bestimmteste zeigten. Aus dieser Bescheidenheit entstand oft eine gewisse Schüchternheit und besonders unter fremden Menschen fühlte er sich gar nicht wohl, eine Eigenschaft, die ich vollkommen mit ihm teile." —

Zu dieser Schilderung muß ich allerdings bemerken, daß der Freund Wilhelm gleichfalls außerordentlich bescheiden war und sich demgemäß über sich ausspricht. Aber es fällt darin auf, wie stark er den Einfluß schildert, den mein Bruder auf ihn ausgeübt hat. Es ist das nicht das einzige Zeugnis, denn ein damaliger Schulgenosse, Professor Pitzker in Nordhausen, berichtet aus seiner Erinnerung, daß sich die hohe Meinung der Mitschüler meines Bruders bis zur Vergötterung gesteigert habe, „denn seine Begabung war augenfällig, seine Art sich zu geben liebenswürdig und über seiner Sprache lag, sowohl in Stimme und Tonfall wie in der Wahl seiner Ausdrücke ein eigentümliches Etwas, das ihn von seinen Altersgenossen unterschied."

Wie es scheint, wurde mein Bruder in jenen Jahren nicht blos erzogen, sondern er war auch selbst ein Erzieher. Es ist mir noch deutlich die Erzählung eines sehr skeptischen Juristen in der Erinnerung, der in der Zeit, als mein Bruder in Quinta oder Quarta saß, bereits Primaner im Naumburger Domgymnasium war und als solcher in den Arbeitsstunden die kleinen Schüler zu beaufsichtigen hatte. Oft sei ihm, erzählte er, zu jener Zeit mein Bruder mit den großen sinnenden Augen aufgefallen, und er hätte sich gewundert, welchen Einfluß er auf seine Mitschüler ausgeübt habe. Sie hätten vor ihm kein rohes Wort, keine unpassende Bemerkung zu sagen gewagt. Einmal habe sich ein Junge auf den Mund geklopft und ausgerufen:

„Nein, das kann man vor Nietzsche nicht sagen!“ „Was tut er euch denn?“ habe er gefragt. „Ach, er sieht einen so an, da bleibt einem das Wort im Munde stecken.“ Der sonst sehr freisinnige Referendar schloß gedankenvoll: „Fritz wäre ihm immer wie der zwölfjährige Jesus im Tempel erschienen, er sei fest überzeugt, daß er noch einmal etwas ganz Großes würde.“

Daß mein Bruder sich selbst als meinen Erzieher betrachtete, hat er so oft hervorgehoben, daß ich es wohl erwähnen muß. Er gab mir die Bücher, die ich lesen durfte, überwachte meine Schularbeiten und war um die Bildung meines Geistes und Charakters sehr besorgt. Dabei zeigte er sehr viel natürlichen Takt, sodaß ich noch jetzt manchmal bei dem Gedanken lächeln muß, wie richtig er empfand, was sich für ein kleines Mädchen schickte. Einmal, als ich erst 10 Jahre alt war, hatte ich in meiner Seele beschlossen, den Monolog des Soliman aus dem Iriny von Körner zum Examen vorzutragen. Der Monolog fängt an: „Ich soll mich schonen? — soll den Funken Kraft, der in den alten Heldengliedern schlummert, im müß'gen Leben langsam sterben sehen?“ usw. Mein Bruder lachte hell auf, als ich ihm die Absicht kund gab und erlaubte es natürlich nicht, und noch im späteren Leben erzählte er öfter: „Meine Schwester hatte schon als kleines Kind den Zug zum Heroischen, aber manchmal machte sich das zu komisch, sie sah so gar nicht danach aus.“

Oft hat man mich später gefragt, worauf mein Bruder bei seinen kindlichen, gewissermaßen instinktiven Erziehungsplänen mir gegenüber den meisten Akzent gelegt hätte? Wenn ich mich recht erinnere, so lief der größte Teil seiner Ermahnungen darauf hinaus, mich Selbstbeherrschung zu lehren: Schmerz, Kummer, Unrecht schweigend mit lächelnder Miene und freundlichen Worten zu ertragen. Ach! unter den schwierigsten Lebensverhältnissen fielen mir späterhin oft die etwas unkindlichen, wahrscheinlich einem

alten Philosophen entlehnten Worte meines Bruders ein: „Lisbeth, wer sich selbst beherrschen gelernt hat, der beherrscht auch andere.“ Auch auf Wahrhaftigkeit legte er großes Gewicht, doch war ich selbst, je mehr ich mich entwickelte, von einer so leidenschaftlichen Wahrheitsliebe erfüllt, daß mein Bruder es später für nötig fand, diese Eigenschaft etwas einzudämmen; viele erzieherische Überlegungen richteten sich schließlich darauf, wie man vollkommen wahr sein könne, ohne andere zu verletzen, — das schien mir manchmal recht schwer.

Übrigens war Wahrheit und Lüge das Einzige, worin wir beide (ich durch Fritz beeinflußt) ein gewisses hochmütiges Standesbewußtsein untereinander äußerten: wir logen nicht, weil sich das für uns, die Grafen Nietzky, nicht schickte. Mochten andere lügen so viel ihnen beliebte, für uns beide ziemte sich: Wahrhaftigkeit.

Erst jetzt wundre ich mich, wodurch sich mein Bruder diese eigentümliche Ansicht gebildet hat, denn in unsrer ganzen Umgebung war nichts, was dazu aufforderte. Ich muß hier ganz besonders hervorheben, daß niemand in der Familie Nietzsche der adligen Herkunft irgendwelche Bedeutung beilegte. Großmama Nietzsche, die zur Zeit der Revolution jung gewesen war und offenbar in den geistig bewegten Kreisen Weimars eine unbeengte höhere Anschauung gewonnen hatte, betonte allein persönliche Tüchtigkeit, und wenn sie von irgendwelchem Stolz erfüllt schien, so war es sicherlich Bürgerstolz, da damals das Bürgertum als der Hauptrepräsentant von Tugend, Tüchtigkeit, Geist und fleckenlosem Wandel galt.

Vielleicht brach bei uns ein Nietzschescher Familienzug als Standesbewußtsein hervor; ich erinnere mich, daß eine der Tanten einmal mit kühlem Stolz sagte: „Wir Nietzsches verachten die Lüge.“

Fünftes Kapitel.

Spiele und Neigungen.

Als mein Bruder und ich noch sehr kleine Kinder waren, hatten wir uns eine phantastische Welt geschaffen, in welcher sich winzige Porzellanfiguren, Darstellungen von Menschen und Tieren, Bleisoldaten usw. bewegten, alles um einen einzigen Mittelpunkt herum, ein kleines Eichhörnchen von Porzellan, $3^1/_2$ cm hoch, „König Eichhorn der Erste" genannt. Wie dies Eichhörnchen zu seiner Königswürde gekommen war, ist mir nicht mehr erinnerlich, vielleicht wurden wir nur durch die rote Farbe des Fellchens, das wir als seinen Königsmantel betrachteten, dazu verführt. Wir haben nie den geringsten Anstoß daran genommen, daß ein Eichhörnchen eigentlich nichts Königliches an sich hatte, wir fanden, daß es eine durchaus verehrungswürdige Persönlichkeit sei, und ihm die kleine goldene Krone, die ich aus Goldperlen gemacht hatte und mit Wachs anklebte, reizend stand. Dieser kleine König gab Veranlassung zu allerhand festlichen Veranstaltungen.

Alle Bauten meines Bruders waren König Eichhorn zu Ehren errichtet, alle musikalischen Produktionen verherrlichten ihn; zu seinem Geburtstag gab es großartige Aufführungen: Gedichte wurden vorgetragen, Theaterstücke gespielt, alles von meinem Bruder verfaßt. König Eichhorn war kunstliebend, er mußte eine Gemäldegalerie haben, — Fritz

malte sie: Madonnen, Landschaften usw. usw. Besonders schön gelang ein alter Klosterraum; in der Nische brannte eine altmodische Lampe und verbreitete ein eigenes, rötliches Licht. Der Effekt war so großartig, daß ein Schulfreund meinem Bruder einen Sechser dafür geben wollte; Großmütterchen überbot diesen jugendlichen Kunstliebhaber und zahlte einen Groschen, so blieb das Kunstwerk in der Familie, ist aber leider doch verloren gegangen.

Die Anregung zu diesen Malereien war durch eine Gemäldeausstellung gekommen, die damals von Berlin aus in den Provinzen herumgeschickt und sehr besucht wurde, da die Leute in jener Zeit wenig reisten. Daß man uns kleine Kinder mit in die Gemäldeausstellung nahm, hatte seinen besonderen Grund. Der Maler Gustav Richter hatte ein Bild gemalt „Jairus Töchterlein", und die Freunde des Hauses fanden, daß dieses Bild unsrer lieben Mutter gliche. Wir wurden nun als unbefangne Zeugen in die Ausstellung geführt, doch kann ich mich nicht mehr besinnen, ob unser Urteil den Wünschen der Familie entsprach. Die Gemälde, die mein Bruder auf diese Anregung hin schuf, waren alle im Verhältnis zu der Größe ihres $3^1/_2$ cm hohen königlichen Herrn, und Fritz baute mit dem Baukasten schöne griechische Hallen, wo sie aufgestellt wurden.

Von einer solchen offenen Halle aus nahm König Eichhorn auch die Truppenparade ab; auf langen Bauhölzern wurden schnell und geschickt die aufgestellten Truppen von Bleisoldaten vorbeigeschoben, und es setzte eine scharfe Kritik, wenn einer davon herunterfiel, weil dann der Parademarsch als mißlungen betrachtet wurde. Diese kriegerischen Spiele nahmen aber bald eine ganz andere Richtung. Mein Bruder berichtet selbst darüber in der oft zitierten Biographie seiner Kindheit:

„Während dieser Zeit (1854) waren die Blicke aller mit banger Besorgnis auf die Verwicklungen gerichtet,

UNIVERSITY OF ILLINOIS.
LIBRARY

welche sich zwischen der Türkei und Rußland entspannen. Die Russen hatten sofort die türkischen Donau-Fürstentümer, die Moldau und Walachei, besetzt und standen drohend der Pforte gegenüber. Zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts schien die Türkei durchaus notwendig; deshalb traten Österreich, Preußen und die Westmächte für dieselbe ein. Aber alle diese Vermittelungsversuche dieser vier Großmächte erregten bei dem Kaiser Nikolaus nicht die gewünschte Wirkung. Der Krieg der Russen mit den Türken währte fort, und endlich bewaffnete Frankreich und England Heer und Flotte und sandte sie der Pforte zu Hilfe. Der Kriegsschauplatz wurde in die Krim verlegt, und die ungeheuren Heere umgaben Sebastopol, wo die große russische Armee unter Menschikoff stand. —

„Das war für uns etwas sehr Angenehmes, sogleich wurde für die Russen Partei genommen, und wütend forderten wir jeden Türkenfreund zum Kampfe auf." (Hier muß ich einfügen, daß sich das „wir" und „uns" in der nachfolgenden Aufzeichnung meines Bruders auf ihn und seine Freunde Wilhelm und Gustav bezieht. Bei diesem Kriegsspiel im Freien durfte ich zu meiner großen Betrübnis nicht mittun, da sich das für kleine Mädchen nicht schickte.)

„Da wir bleierne Soldaten besaßen, so hörten wir nicht auf, uns die Belagerung und die Schlachten zu vergegenwärtigen. Von Erde wurden Wälle aufgeworfen, jeder fand neue Arten, sie recht dauerhaft zu machen. Wir schrieben jeder für sich kleine Bücher, die wir „Kriegslisten" nannten, ließen uns Bleikugeln gießen und vermehrten unsere Heere durch neue Ankäufe. So hatten wir uns öfters ein Bassin gegraben nach dem Plane des Hafens von Sebastopol, auch die Festungswerke ganz genau danach ausgeführt und den gegrabenen Hafen mit Wasser gefüllt. Eine Menge Kugeln von Pech und Sal-

peter waren geformt worden und brennend auf die papiernen Schiffe geworfen. Bald loderten helle Flammen auf, und wahrhaft schön war es, wenn, da unser Spiel sich oft bis zum Abend hinzog, die feurigen Kugeln durch das Dunkel sausten. Zum Schluß wurde gewöhnlich die ganze Flotte, ebenso alle Bomben verbrannt, wobei oft die Flamme zwei Fuß hoch emporschlug. So verlebte ich glückliche Zeiten, nicht allein aber mit meinen Freunden, auch zu Hause mit meiner Schwester. Auch wir bauten untereinander Festungen mit unsern Baukästen, und durch große Übung lernte ich alle Feinheiten bei dem Aufbau."

In der Tat beschäftigte sich mein Bruder mit wahrer Leidenschaft mit dieser Kriegswissenschaft und ich mich natürlich mit ihm. Wir schenkten dem Krimkrieg unsre ganze Aufmerksamkeit, erfanden wunderbare Orakelspiele, die uns den Ausgang des Krieges verraten sollten, und die Zeitung war jeden Tag das Ziel der sehnsüchtigsten Wünsche. Mein Bruder schreibt in seiner kindlichen Biographie über dieses warme Interesse und den endgültigen Abschluß:

„Alles was wir damals über Kriegswissenschaft fanden, wurde vollkommen geplündert, so daß ich mir eine ziemliche Kenntnis darin erwarb. Sowohl Lexika wie ganz neue militärische Bücher bereicherten unsre Sammlungen, und schon wollten wir Freunde ein großes militärisches Wörterbuch gemeinschaftlich schreiben und hatten schon ungeheure Pläne gemacht, da — kam eines Tages Gustav ganz bleich zu mir und teilte mit erregter Miene mir mit, daß Sebastopol genommen sei. Nachdem alle Zweifel beseitigt waren, löste sich unsre Wut in augenblicklichen Zorn gegen die Russen auf, daß sie den Malakoffturm nicht besser verteidigt hätten. Kurzum wir ärgerten uns im höchsten Grade."

Der Fall von Sebastopol ging meinem Bruder sehr nahe; als ihm Gustav die Kunde brachte, konnte er vor

Seelenschmerzen nichts zu Mittag essen, auch ich fand es deshalb schicklich, mich der Speise zu enthalten, — wir waren aufrichtig betrübt! Fritz strömte seinen Schmerz in einigen Versen aus, von denen leider nur eine erste, undeutliche Niederschrift erhalten ist.

Hätten die Russen unsern drei kleinen Strategen die Verteidigung von Sebastopol überlassen, so wäre ihnen sicherlich diese Niederlage erspart geblieben, oder sie hätten mindestens in einem glorreichen Sieg alles Verlorne wieder gewonnen. Aber die Russen ergaben sich in ihr Schicksal, und von den Unterlegenen wandte sich das Interesse weg; das Orakel wurde nicht mehr gefragt, die kleinen Bücher über Festungsbau und mancherlei Kriegslisten, das ganze Material der Kriegswissenschaft wurde entweder verbrannt oder verschwand in den hintersten Ecken der Schränke und schließlich in meiner Schatzkammer; der nachgebildete Hafen von Sebastopol verödete, die festen Bastionen zerbröckelten. Alles war nun Vergangenheit! —

Die Gedanken meines Bruders wandten sich darauf andern, der Zeit nach noch entfernteren Kämpfen zu: jetzt war es Homer und das ganze waffenklirrende Ilion, das ihn zu allerhand überraschenden Dichtungen begeisterte. Er faßte schließlich mit Wilhelm den Plan, ein Schauspiel zu verfassen, das wir dann allesamt aufführen wollten. Diesmal wurde auch gnädig das weibliche Element der Familien zur Teilnahme am Spiel herangezogen: Wilhelms beide Schwestern und ich.

Das Stück hieß: „Die Götter im Olymp;" es spielte zur Hälfte auf der Erde, und zur andern Hälfte in der ebenerwähnten Götterheimat. Natürlich hatten es die beiden Dichter so eingerichtet, daß sie und Gustav alle Hauptrollen spielten und immer zu sprechen hatten; uns kleinen Göttinnen im Alter von sechs bis acht Jahren blieb nur wenig zu sagen. Wir waren aber ganz begeistert

von der Wichtigkeit unsers Vorhabens und der Schönheit unsrer Kostüme.

Endlich kam der große Tag, da die Aufführung vor einem kleinen Kreis vertrauter Familienfreunde im Hause des Appellationsgerichtsrats Pinder stattfinden sollte. Es kam leider nicht alles, wie es sollte! Zuerst fehlte, als wir zum Spiel vereinigt waren, Gustav, der sich plötzlich gekränkt gefühlt hatte und nun durchaus verschwunden blieb. Mit ihm fehlte aber ein Hauptakteur, auf Erden: ein Held, im Olymp: Jupiter. Allgemeine Trostlosigkeit! — Da erbot sich Herr Rat Pinder die Rolle zu spielen; er hatte das Stück uns eingeübt, so konnte er es fast auswendig. Zwar war er doppelt so hoch wie wir andern kleinen Akteure, doch machte sich das bei Jupiter ganz leidlich. Aber der flüchtig gewordene Gustav hatte auch noch eine Erdenrolle zu geben, in der er den Besiegten darstellen mußte, der dem tapfern Anstürmen meines Bruders als siegreichen Helden unterlag. Das sah nun freilich außerordentlich unwahrscheinlich aus, als der große Rat Pinder durchaus von dem kleinen Helden besiegt werden mußte; er warf sich aber wundervoll hin und starb nach allen Regeln der Kunst. Bei den Zuschauern war jedoch keine rechte Rührung und Andacht, zumal da sich Herr Pinder beim Sterben seines Regisseuramtes erinnerte, mit einem Fuß die spanische Wand vorzuschieben begann und mit schwacher Stimme sagte: „Meine Herrschaften, der erste Akt ist zu Ende."

Das Stück ging leidlich vorwärts bis zur letzten Szene der großen Götterversammlung, welche den zum Gott erhobenen Helden in ihrer Mitte erwartete. Die Szene war gut geübt und soll sich auch gut ausgenommen haben. Eine Freundin des Hauses Pinder, welche an diesem Abend Zuschauerin gewesen war, erzählte mir noch späterhin, wie wir Miniatur-Göttinnen mit unsern rosigen Kindergesichtern, weißen, rundlichen Armen und Hälschen außerordentlich

niedlich in unsern griechischen Kostümen ausgesehen hätten, Juno im lichtblauen Seidengewand mit goldenen Spangen, Diana in Weiß mit silbergesticktem grünem Atlas verziert, ich als Pallas Athene in weißem Atlasgewand mit silberglänzender Rüstung und Helm.

Wir hatten alle gut gelernt und blieben durchaus nicht stecken, aber trotzdem scheiterten wir sämtlich und zwar in dem Augenblick, als Nektar und Ambrosia, vulgo Flammeri und Himbeersaft, erschienen. —

Die beiden Dichter hatten es für dringend nötig befunden, daß in dem Schauspiel etwas gegessen würde, auch bedurfte der zum Gott erhobene Held durchaus dieser Stärkung. Leider hatten wir aber vergessen, den Moment des Essens auch vorher mit einzuüben; — wer hätte auch von uns daran gedacht, daß das überhaupt nötig sei? — Essen, so meinten wir, das ginge von allein, noch dazu etwas, was wir so gern aßen. Jawohl! Das Essen ging auch recht gut ganz von allein, aber daß wir dabei auch sprechen und spielen sollten, das schien unmöglich! Als artige Kinder waren wir überhaupt nicht gewöhnt beim Essen zu sprechen.

Und so ergab sich die gesamte Götterschar ganz natürlich, ja allzu natürlich dem Schmausen, klapperte mit Tellern und Löffelchen und stopfte sich die kleinen Mäuler voll. Die Zuschauer brachen in ein nicht endenwollendes Gelächter aus, auch Jupiter stimmte fröhlich ein; nur die beiden Dichter empfanden auf einmal mit Schrecken, daß die Sache nicht in Ordnung war, setzten die Teller hin und zwangen uns mit düstern Blicken und sanften Püffen, ein gleiches zu tun. Der Schreck machte uns ganz verwirrt, wir wußten die Stichworte nicht mehr recht, fielen zur Unzeit ein, betonten falsch, kurzum — das Stück hinkte sehr kümmerlich seinem Ende zu.

Juno und ich, Athene, nahmen uns die Sache zu Herzen und setzten uns weinend auf eine Fußbank; die Dichter

ſtanden düſter in einer Ecke und ſchienen zu denken: das käme davon, wenn Mädchen mitſpielten. Schließlich wurden wir aber alleſamt mit der Zuſicherung getröſtet, daß in vierzehn Tagen das Stück noch einmal, vor unſerm Großmütterchen, welche doch nie ausging, geſpielt werden ſollte und wir dann ſicherlich ein zweites Mal ohne Unfall zu Ende ſpielen würden.

Das Stück hat aber doch nur dieſe eine Aufführung erlebt. Wir waren nämlich inzwiſchen ſolche leidenſchaftliche kleine Griechen geworden, daß wir bei jeder Zuſammenkunft, oder wir zwei auch allein zuhauſe, griechiſche Spiele ſpielten, miteinander rangen, Lanzen und Diskus (einen Holzteller) warfen, den großen Sprung wagten und um die Wette liefen. Dabei geſchah etwas Schreckliches: Fritz verwundete das kleine Gretchen beim Lanzenwerfen, die Lanzenſpitze drang durch den Schuh in das Füßchen ein, und es dauerte längere Zeit, ehe es wieder ganz geheilt war. Alle Griechenſpiele wurden darauf verboten, für immer in Acht und Bann getan. Doch muß ich geſtehen, daß wir Kinder gerade die Verwundung der Ferſe, die einzige Stelle, an welcher Achilles verwundbar war, unglaublich merkwürdig und geheimnisvoll fanden, ſozuſagen klaſſiſch: ein Götterzeichen! Das Spiel daraufhin plötzlich abzubrechen, ſchien uns durchaus richtig und ſchicklich.

Übrigens miſchten wir noch lange Zeit griechiſche Namen und Anſpielungen in unſre Reden und Vergnügungen, wie Verſtecken, Räuber und Gendarm und andere gute deutſche Spiele. Die Gräcomanie war wohl ein Zeichen jener Zeit, alles wurde ja damals mit griechiſchen Namen benannt. Ich erinnere mich z. B. aus der Zeit, als mein Bruder noch das Inſtitut beſuchte, zweier kleiner Pferde eines höchſt primitiven Zirkus (der zu Oſtern und zur Sommermeſſe Naumburg mit ſeiner Gegenwart erfreute), welche Oreſt und Pylades hießen und unſern Kinderherzen ſehr nahe ſtanden. Das hatte ſeinen ganz

besondern Grund! Der Zirkus, der eigentlich nur eine Sandfläche mit einem Zeltdach darüber und etwas Leinewand an der Seite war, gab einmal eine Kindervorstellung, wozu wir beide unter dem Schutz unsres Mädchens hingeschickt wurden; im Kreis herum saßen wir Kinder, hauptsächlich die Schüler des Instituts, in dem mein Bruder unterrichtet wurde. Die kunstfertigen Pferde waren Ponys, und der Direktor des Zirkus, ein bescheidener Mann, blieb mit seinen kleinen Zuschauern in beständigem Verkehr und Wechselrede. Die beiden eben erwähnten Pferdchen entzückten uns alle durch ungewöhnliche Klugheit. Wir durften ihnen Zucker zur Belohnung geben und ein besonders beliebtes Kunststückchen wiederholen lassen.

Zuletzt machte der Zirkusdirektor ein Späßchen: er meinte, Orest und Pylades wären so kluge Pferdchen, sie könnten jedem in die Seele sehen, so sollten sie jetzt zeigen, wer der faulste und durchtriebenste, und dann wer der fleißigste und klügste Junge sei. Darauf ging Orest zu einem kleinen Burschen, der allseitig als ein notorischer Strick bekannt war und scharrte vor seinem Platz etwas verächtlich, aber Pylades stand vor unserm Fritz still und verneigte sich ehrfurchtsvoll dreimal. Ein Jauchzen erfüllte den engen Raum, all die kleinen Mitschüler meines Bruders verkündeten jubelnd: „Das ist wahr!“ und unsre Dienerin, die gute Mine rief, ergriffen von der Größe des Augenblicks, schluchzend ein über das anderemal: „Er ist der beste Junge von der Welt.“ Der Schluß der Vorstellung gestaltete sich zu einer kleinen Ovation, in die sich Fritz und die beiden Pferdchen zu teilen hatten. Meinem Bruder war es außerordentlich peinlich, der Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit zu sein; aber wie zärtlich und bewundernd mein Herz für Pylades empfand, das ist gar nicht zu beschreiben! Ich ahnte natürlich nicht, daß wahrscheinlich der Zirkusdirektor seine Inspiration vom Institutsvorsteher empfangen und dem Pferdchen ein Zeichen gegeben hatte.

Auch Seiltänzer, z. B. Kolter und Weizmann, kamen öfters nach Naumburg; eine ihrer Produktionen machte auf meinen Bruder einen ungeheuren Eindruck. Von dem Turm der Stadtkirche wurde ein Seil über den Markt gespannt, und hoch da oben wandelte frohgemut der ältere Weizmann. Ob damals wirklich das berühmte Kunststück gemacht worden ist, daß, während der eine Weizmann nach der Turmluke zurückgeht, ihm der andere von dort entgegen kommt, der erste niederkniet und der zweite über ihn hinweg springt und auf dem Seil weiterschreitet, oder ob das meinem Bruder nur erzählt worden ist, kann ich mich nicht mehr genau erinnern. Wie tief aber das erlebte oder nur im Geist erschaute Bild in seiner Erinnerung eingebrannt geblieben ist, das zeigt in erschütternder Weise die Erzählung vom Seiltänzer in der Vorrede des Zarathustra. —

So brachte das Jahr uns tausend Freuden, aber wie mein Bruder 1856 schreibt: „Doch blieb das Weihnachtsfest der seligste Abend des Jahres. Mit wahrhaft überseliger Freude harrte ich schon lange darauf, aber die letzten Tage konnte ich kaum mehr erwarten; Minute für Minute verging so langsam, und so lang kamen mir die Tage im ganzen Jahr nicht vor. Eigentümlich war, daß, wenn ich einmal rechte Sehnsucht hatte, ich mir alsbald einen Weihnachtszettel schrieb und mich dadurch förmlich in den Augenblick hineinversetzte, an dem sich die Tür öffnete und der leuchtende Christbaum uns entgegen strahlte."

Von seinem elften Jahre an bezogen sich meines Bruders so heiß begehrte Wünsche auf Noten und Bücher, doch wurden auch praktische Sachen und Süßigkeiten dankbar entgegengenommen. Wir wurden immer sehr reich beschenkt, da wir in der ganzen Familie Nietzsche die einzigen Kinder waren. (Die zur Familie des ältesten Stiefbruders meines Vaters gehörigen Kinder waren schon längst erwachsen.) So erfüllte der heilige Abend, an welchem bei

uns beschert wurde, nicht bloß unsre Wünsche, sondern brachte auch noch mannigfache Überraschungen. Am Morgen des ersten Christtages, mit festlichen Kleidern angetan, vor dem Tisch mit all den Herrlichkeiten zu stehen und in ihnen zu schwelgen, — das ist ein frohes und festliches Gefühl, von welchem mein Bruder späterhin behauptete, daß das Leben seinesgleichen nicht mehr brächte. Am ersten Weihnachtsfeiertag gab es immer ein schönes Beisammensein in der Familie des Appellationsgerichtsrats Pinder, wo sich auch die Familie Krug einfand, so daß die drei kleinen Freunde Wilhelm, Fritz und Gustav zusammen waren.

Alles Festliche im Leben meines Bruders mußte mit den beiden Freunden verknüpft sein, sonst war es nicht das rechte, wie denn auch alle seine künstlerischen Neigungen mit den Freunden verbunden waren. Mit Wilhelm Pinder verknüpfte ihn besonders die Liebe zur Dichtkunst, wie wir ja schon hörten, daß er mit ihm das Stück „Die Götter im Olymp" verfaßte, ebenso zwei andre Stücke „Orkadal" und „Die Eroberung Trojas". Er schreibt über den innigen Zusammenhang seiner dichterischen Produktionen mit dem Freund: „Später, als unser Interesse für Poesie wuchs, da wurden wir uns ganz und gar unentbehrlich und unserer Unterhaltung mangelte es niemals an Stoff. Wir tauschten wechselweise unsre Ideen aus über Dichter und Schriftsteller, gelesene Werke, über neue Erscheinungen im Gebiete der Literatur, faßten gemeinsame Pläne, gaben uns gegenseitig Gedichte auf und wurden nicht ruhig, bevor wir ganz unser Herz geöffnet hatten."

Dagegen verband ihn mit dem Freund Gustav die leidenschaftliche Liebe zur Musik und die Lust, selbst zu komponieren. Wann mein Bruder zuerst darauf gekommen ist, nicht nur zu genießen, sondern auch sich selbst in der Musik zu betätigen, beschreibt er 1858: „Ich war an dem Himmelfahrtstage 1854 in die Stadtkirche gegangen und

hörte den erhabenen Chor aus dem Messias: das Hallelujah! Mir war, als sollte ich mit einstimmen, däuchte mir doch, es war der Jubelgesang der Engel, unter dessen Brausen Jesus Christus gen Himmel fährt. Alsbald faßte ich den ernstlichen Entschluß, etwas Ähnliches zu komponieren. Sogleich nach der Kirche ging ich auch ans Werk und freute mich kindlich über jeden neuen Akkord, den ich erklingen ließ. Indem ich aber jahrelang nicht davon abließ, gewann ich doch sehr dabei, indem ich durch die Erlernung des Tongefüges besser vom Blatt spielen lernte."

Wie sehr der Freund Gustav die Musik liebte und sich dort mit Fritz fand, verrät die Bemerkung in der kindlichen Biographie: „Von Kindheit an wurde Gustav zu den Genüssen der Musik hingeleitet. Er lernte sehr schnell Violine spielen, da er keine Mühe scheute, hierin Fertigkeit zu erringen. Später wurde ihm Musik so zur Notwendigkeit, daß ich glaube, wenn man sie ihm entreißen wolle, man ihn seiner halben Seele beraube. Wie oft sahen wir uns miteinander Musikalien an, sprachen unsere Meinungen gegeneinander aus, probierten dies und das und spielten uns gegenseitig vor."

Schon in sehr frühen Jahren fing Fritz zu dichten an; bereits aus der Zeit 1854—55 erinnere ich mich, daß er mir solche eigene Produkte vorgelesen hat, welche ich als gehorsame kleine Schwester zu bewundern hatte. Sie waren aber wirklich nicht schön! Mein Bruder urteilt selbst im Jahre 1858 über seine drei ersten dichterischen Perioden folgendermaßen:

„Auch fallen in die Jahre 1854, 55 meine ersten Gedichte. Das, was man in diesen ersten Versuchen zu schildern pflegt, sind gewöhnlich Naturszenen. Wird doch jedes jugendliche Herz von großartigen Bildern angeregt, wünscht doch jedes, diese Worte am liebsten in Verse zu bringen! Grauenhafte Seeabenteuer, Gewitter mit Feuer, waren die ersten Stoffe zu diesen Gedichten. Ich hatte

keine Vorbilder, konnte mir kaum denken, wie man einen Dichter nachahme, und formte sie wie die Seele sie mir eingab. Freilich entstanden da auch sehr mißlungene Gedichte und fast jeder Vers hatte sprachliche Härten, aber diese erste Periode war mir dennoch bei weitem lieber als die zweite .... Waren meine ersten an Poesie unbeholfen und schwer, so versuchte ich in der zweiten in geschmückter und strahlender Sprache zu reden. Aber aus der Zierlichkeit wurde Ziererei und die schillernde Sprache zur phrasenartigen Verblümung. Und bei diesem allen fehlte auch die Hauptsache: die Gedanken. Jedenfalls steht deshalb die erste Periode noch weit über der zweiten, aber man sieht hieraus, wie man, hat man noch nicht festen Fuß gefaßt, von Extremen zu Extremen wankt und erst in der goldenen Mittelstraße seine Ruhe findet.

„In der dritten Periode meiner Gedichte versuchte ich die erste und zweite zu verbinden, d. h. Lieblichkeit und Kraft zu vereinen. Inwieweit mir dies gelungen ist, weiß ich selbst noch nicht zu bestimmen. Diese dritte Periode begann am 2. Februar 1858. An diesem Tage ist nämlich meiner lieben Mutter Geburtstag. Gewöhnlich pflegte ich ihr eine kleine Sammlung Gedichte zu überreichen. Von da an nahm ich mir vor, mich ein wenig mehr in der Poesie zu üben und wenn es geht, womöglich jeden Abend ein Gedicht zu machen. Dieses führte ich ein paar Wochen hindurch aus und jedesmal gewährte es mir große Freude, wenn ich wieder ein neues Geistesprodukt vor mir liegen sah. Auch versuchte ich einmal mich so einfach wie möglich auszudrücken, aber bald ließ ich es sein. Denn ein Gedicht, das vollendet sein soll, muß allerdings so einfach als möglich sein, aber dennoch muß die wahre Poesie auf jedem Worte liegen. Ein gedankenleeres Gedicht, das mit Phrasen, Bildern überdeckt ist, gleicht einem rotwangigen Apfel, der im Innern den Wurm hat. Redensarten müssen in einer Dichtung vollständig fehlen; denn der

häufige Gebrauch von Phrasen zeugt von einem Kopfe, der nicht fähig ist, selbst etwas zu schaffen. Man muß überhaupt beim Schreiben eines Werkes vorzüglich die Gedanken berücksichtigen; eine Nachlässigkeit im Stil verzeiht man eher, als eine verwirrte Idee. Ein Muster hiervon sind die Goethischen Gedichte, in ihren goldklaren, tiefen Gedanken. — Die Jugend, der noch eigene Gedanken fehlen, sucht ihre Ideenleere hinter einem glänzenden, schillernden Stil zu verbergen. Gleicht hierin die Poesie nicht der modernen Musik? Ebenso wird hieraus bald eine Zukunftspoesie werden. Man wird in den eigentümlichsten Bildern reden; man wird wirre Gedanken mit dunkeln, aber erhaben klingenden Beweisen belegen, man wird kurzum Werke im Stil des Faust zweiter Teil schreiben, nur daß eben die Gedanken dieses Stückes fehlen. Dixi."

Aus diesen Aufzeichnungen geht eine sehr strenge Selbstkritik hervor. Diese Eigenschaft, sich selbst unter die Lupe zu nehmen, hat mein Bruder sein ganzes Leben hindurch behalten.

Wie man sieht, war er damals der modernen Musik noch nicht ergeben. „Eine andere recht traurige Erscheinung ist, daß viele neuere Komponisten sich bemühen, dunkel zu schreiben. Aber gerade solche künstlichen Perioden, die vielleicht den Kenner entzücken, lassen das gesunde Menschenohr kalt. Vorzüglich diese sogenannte Zukunftsmusik eines Liszt, Berlioz sucht etwas darin, so eigentümliche Stellen wie nur möglich zu zeigen."

Fritz versuchte sich vielfach im Komponieren, er selbst meinte darüber: „daß ihn das viele verschriebene Notenpapier nicht daure, denn er habe doch viel dadurch gelernt." In seiner kindlichen Biographie äußert er sich sehr pathetisch über seine musikalischen Empfindungen, Studien und Versuche:

„Ich empfing dadurch auch einen unauslöschbaren Haß gegen alle moderne Musik und alles, was nicht klassisch

war. Mozart und Haydn, Schubert und Mendelssohn, Beethoven und Bach, das sind die Säulen, auf die sich deutsche Musik und ich gründen. Auch mehrere Oratorien hörte ich damals, das tief ergreifende Requiem war das erste; wie mir die Worte: „Dies irae, dies illa“ durch Mark und Bein gingen und dann das wahrhaft himmlische Benedictus! — Die Proben besuchte ich sehr oft. Da die Seelenmesse gewöhnlich zum Totenfeste aufgeführt wurde, so fielen diese Aufführungen in die neblichten Herbsttage. In dem heiligen Halbdunkel der Domkirche saß ich sodann und lauschte den hehren Melodien.“

So verschönten die drei Hauptneigungen im Leben meines Bruders: Musik, Dichtkunst und Freundschaft schon seine damaligen Schülerjahre. Es ist ganz merkwürdig, wie viel er damals schon dadurch gelernt hat, und wenn sich die Leute in späterer Zeit nicht genug über den erstaunlichen Umfang seiner Kenntnisse und innerlichen künstlerischen Erfahrungen verwundern konnten, so mußte ich immer erwidern, daß er bereits in frühster Jugend damit angefangen hat, sich zu belehren und in diesen edelsten Empfindungen heimisch zu machen.

Sechstes Kapitel.

Abschied und Trennung.

Allmählich erlitt unser Hauswesen große Veränderungen. Im Sommer 1855 starb unsre gute, für uns so liebevoll besorgte Tante Auguste, ein Verlust, der unser altes Großmütterchen Nietzsche aufs tiefste traf. Sie hatte sich bis dahin einer recht leidlichen Gesundheit erfreut und an ihrem 76. Geburtstag die Fülle der verehrenden Gratulanten mit großer Frische ausgehalten. Aber nach dem Tode der von ihr sehr geliebten Tochter Auguste wurde sie stiller und schwächer und sprach öfters von ihrem Tode; besonders an ihrem 77. Geburtstag. Sie wollte uns beide Enkel gar nicht mehr von sich lassen, und als wir 1856 wie immer in den Osterferien nach Pobles reisen wollten, zeigte sie sich zum erstenmal nicht damit einverstanden. Sie bestimmte aber dann selbst die Reise, da wir in der Stadt eines Gartens entbehrten und sie den ländlichen Aufenthalt für unsre Gesundheit so vorteilhaft fand. Sie hatte mit großer Sehnsucht unsre Rückkehr erwartet und war bekümmert, daß die Großeltern in Pobles mich zurückbehalten hatten, damit ich mich von einer Kinderkrankheit erholte. Es machte nun auf Fritz einen unauslöschlichen Eindruck, daß zwei Tage darauf das liebe Großchen plötzlich erkrankte und ihr letzter leise ausgesprochener Wunsch: „Holt mir doch mein Lieschen“ war, daß aber der Großpapa und ich, trotzdem sogleich ein Bote nach

uns gesandt wurde, zu spät kamen, um die Teure noch lebend anzutreffen. Dieses Zuspätkommen wurde von Fritz und mir ungemein schmerzlich empfunden, und oft hat er noch im späteren Leben unser Unvermögen erwähnt, die letzten Wünsche teurer Sterbenden zu erfüllen. Der Tod der geliebten Großmutter Nietzsche, die so eng mit unserm ganzen Leben verbunden war und von welcher wir tagtäglich so viele Zeichen ihrer Liebe erhielten, machte auf Fritz und mich einen unbeschreiblich traurigen Eindruck, wir konnten uns gar nicht trösten. Oftmals saßen wir im Dunkeln zusammen, sprachen von dem geliebten Großchen, erinnerten uns ihrer herrlichen Erzählungen, der zahllosen Liebesbeweise und weinten ihr heiße Tränen nach.

Alle, die die herrliche Frau gekannt hatten, alle Angehörigen, Freunde und Freundinnen betrauerten ihren Verlust auf das innigste, denn alle hatten in ihr ein „lieblich Musterbild" aller weiblichen Tugenden gesehen und sie von Herzen verehrt.

Ihr Tod veränderte nun Haushalt und Lebensführung. Die Tante Rosalie nahm für sich eine Wohnung, da unsre liebe Mutter durchaus den Wunsch zeigte, endlich in ihrem 30. Lebensjahr ganz selbständig zu werden und sich der sehr gut gemeinten Bevormundung der älteren Schwägerin zu entziehen. Uns Kindern tat es sehr leid, die Tante Rosalie im Haushalt zu verlieren, da zwischen ihr und uns große Zuneigung bestand. Unsre Mutter fand eine zwar kleine aber reizende Wohnung in dem Haus einer Freundin, das von einem großen altmodischen, wahrhaft romantischen Garten umgeben war, der zu unsern herrlichsten Erinnerungen gehört. Fritz und ich lebten von früh bis abends darin, schwangen uns in einer Schaukel bis in die höchsten Wipfel der Bäume, spielten die schönsten Spiele, aßen, tranken, lernten in den tiefumschatteten Lauben und erzählten uns im Halbdunkel alter, ganz unmoderner Bäume (z. B. Buchsbäume), grauliche Geschichten.

Die Besitzerin des Hauses war eine verwitwete Frau Pastor Harseim, eine vortreffliche Frau von seltener Charakterstärke. Sie hatte sich trotz einer großen Arbeitslast ein warmes Interesse für Wissenschaften und Philosophie bewahrt, las sehr viel und zeigte in allem, was sie tat, einen überlegenen Geist und merkwürdige Selbständigkeit des Urteils. Mein Bruder schrieb von ihr im Jahre 1886, daß sie die einzige ihm aus seiner Knabenzeit bekannte Frau gewesen sei, die er einer heroischen Handlungsweise für fähig gehalten habe.

Es war gesundheitlich eine sehr glückliche Veränderung, daß wir jetzt so viel in der freien Luft sein konnten und Fritz ein helles Arbeitszimmer bekam. Unsre dunkle Kinderstube in der alten Wohnung war wirklich nicht hygienisch und sicherlich die Ursache unsrer großen Kurzsichtigkeit, der meines Bruders sowohl als meiner eignen, wenn auch eine angeerbte Disposition dazu vorhanden war.

Inzwischen war Fritz in eine höhere Klasse versetzt worden und hatte sehr viel zu arbeiten, was sich im Winter noch steigerte, er schreibt darüber: „Während dieser Zeit wurde ich nach Quarta versetzt. Hier hatten wir als Ordinarius Herrn Dr. Silber, einen Mann, den ich als Lehrer besonders lieb gewonnen habe. Sein geistreicher, fließender Vortrag, seine überall durchschimmernden Kenntnisse, die er sich über alle Fächer des menschlichen Wissens durch und durch gründlich angeeignet hatte, zeichnete ihn sehr angenehm von andern Lehrern aus. Auch besaß er das Talent, die Aufmerksamkeit der Schüler ganz und gar zu fesseln. Bei ihm hatten wir die ersten griechischen Stunden, die uns allerdings sehr schwer fielen. Ebenso bereiteten mir Verse große Mühe und Schwierigkeit, obgleich ich sie sehr gern machte. Überhaupt hatten wir im ersten Winter sehr viel zu arbeiten, und ich kann mich erinnern, daß ich oft bis 11, 12 gearbeitet habe und doch noch um 5 aufstehen mußte.“ Fritz war ein musterhafter Schüler, er

hatte stets die beste Zensur in der Klasse, doch war er dabei ohne jeden Stolz, denn er hatte dafür eine eigne sehr demütige Auslegung.

Im Frühjahr 1857 kamen kurz nacheinander zwei Schulräte nach Naumburg, der eine um die Lehranstalten der Knaben, der andre um die Mädchenschule zu revidieren. Meines Bruders Schulrat zeigte nach den Prüfungsstunden ganz besonderes Interesse für ihn, hatte mehrfach nach seinem Namen gefragt und sich denselben zuletzt noch aufgeschrieben; Fritz mußte überraschend gute Antworten gegeben haben. Aber auch der Schulrat für die Mädchenschulen zeigte freundliches Interesse für mich und erkundigte sich nach meinem Namen. Als unsre liebe Mutter unsre beiderseitigen Erzählungen anhörte, war sie sehr stolz, Fritz dagegen sinnend und gedankenvoll. Als aber Fritz und ich am Nachmittag allein zusammen waren, fragte er mich, „ob es nicht merkwürdig sei, daß wir beide so gut lernten und manches wüßten, was andre Kinder nicht wüßten." Nach einigem Hin- und Herreden kam der geheimnisvolle Hintergrund seiner Frage hervor. „Ich denke immer," sagte er leise, „ob nicht der liebe Papa im Himmel daran schuld ist, daß er uns gute Gedanken eingibt. Neulich gab mir Tante Rosalie einen Brief der Tanten aus Plauen zu lesen, darin stand: „Auf den beiden Kindern ruht ersichtlich der Segen des Vaters, vielleicht gestattet Gott in seiner Gnade unserm herrlichen Ludwig mehr Einfluß auf seine vaterlosen Kinder, als sonst Verstorbene zu haben pflegen." Und diesem Gedanken, daß alles Tüchtige und Ungewöhnliche in seinem Wesen und Denken, das ihn von anderen unterschied, Erbschaft von unserm frühverstorbenen Vater wäre, ist er sein ganzes Leben hindurch treu geblieben. Aber das große Ja zum Leben hatte er von unsrer lieben lebensfrohen Mutter geerbt.

Leider zeigten sich infolge des anstrengenden Winters 1856/57 zum erstenmal bei meinem Bruder Augenschmerzen,

die zunächst als Kopfschmerzen betrachtet wurden. Das schon erwähnte dunkle Kinderzimmer hatte der Disposition zur Kurzsichtigkeit geradezu Vorschub geleistet und der über die Maßen arbeitsreiche Winter brachte trotz des so viel besseren neuen Arbeitszimmers eine Überanstrengung der Augennerven hervor. Unsre Großmutter Oehler, die als Kind die Sehkraft auf einem Auge verloren hatte, wendete ihre besondere Aufmerksamkeit auf das Augenlicht ihrer Enkel. Sie entdeckte, daß mein Bruder auf dem einen Auge weniger gut sah als auf dem andern und daß die Pupillen nicht immer gleich groß waren. Professor Schillbach in Jena wurde konsultiert und konstatierte, daß das eine Auge wirklich schwächer sei und dem andern die ganze Arbeit überließ. Er drückte es, damit es Fritz gut verstand, etwas kindlich aus: das eine Auge wäre fleißig und das andere faul. Infolgedessen mußte mein Bruder im Sommer die Ferien einige Wochen verlängern, um sich von der Überanstrengung der Augen zu erholen. Im allgemeinen herrschte damals noch merkwürdig wenig Kenntnis über die Bedürfnisse des Auges, selbst bei unsrer Mutter, die sonst ganz wie ihre Eltern sehr richtige hygienische Begriffe hatte. Sie huldigte im allgemeinen der Naturheilkunde und Homöopathie. Wir bekamen niemals Medizin, und alle Erkrankungen, mochten sie sein, welche sie wollten, wurden mit Einpackungen, kalten Übergießungen und Spazierengehen kuriert. Auch die Kost war sehr vernünftig eingerichtet: viel Gemüse, viel Obst und Mehlspeisen, wenig Fleisch und gar keinen Wein oder Bier, was der damals allgemein bei Kindern angewandten Kräftigungsmethode ganz widersprach.

Glücklicherweise war die Arbeitslast im nächsten Herbst und Winter bedeutend leichter, so daß sich Fritz durch allerhand Sport im Freien von der Mühsal der Arbeit erholen konnte. Er war ein passionierter Schlittschuhläufer: „Es ist geradezu etwas Überirdisches, mit geflügeltem Fuß

über die kristallene Fläche hinzugleiten. Wenn dazu der Mond seine silbernen Strahlen hinsendet, so gleichen solche Abende auf dem Eis Zaubernächten. Ringsum die lautloseste Stille, die nur durch das Krachen des Eises und den tönenden Klang der Fahrenden unterbrochen wird. Alles dies hat etwas Majestätisches in sich, das wir vergeblich in Sommernächten suchen." Auch gerodelt haben wir nach dem Vorbild unsrer lieben Mutter, vorzüglich bei den Großeltern in den Weihnachtsferien.

Aber als der Sommer kam, fand Fritz auch an ihm Herrliches zu preisen: „O es ist wonnig sich den lauen Wassern des Sommers hinzugeben; wie sehr empfand ich dies, als ich schwimmen lernte. Sich der Strömung zu überlassen und ohne Mühe auf den weichen Fluten hinzugleiten. Kann man sich etwas Lieblicheres denken? Dazu erachte ich das Schwimmen nicht nur als etwas Angenehmes, sondern auch in Gefahren sehr nützlich und für den Körper sehr stärkend und erfrischend. Es ist Jünglingen nicht genug zu empfehlen." Es existiert noch ein Brief von ihm an Tante Rosalie, mit welchem er sehr geneckt wurde, weil er zwei Seiten lang seine Wonne über Baden und Schwimmen ausdrückte.

In der Erinnerung ist es mir, als ob in dem schönen romantischen Garten mit seinen stillen Lauben Dichterlust und Kompositionseifer mit besonderer Kraft hervorgebrochen wären. Aus diesen Jahren 1856—58 stammen die ersten interessanten auch jetzt noch anmutigen Kompositionen meines Bruders, z. B. ist eine Phantasie für das Klavier, „Mondschein auf der Pußta", die er dann später etwas vervollkommnet aufschrieb, noch erhalten und der großen Biographie beigefügt. Ich war von ihr begeistert und mein Stolz stieg aufs höchste, als ich eines Abends entdeckte, daß der Nachtwächter unten stehen blieb, um zuzuhören, als Fritz diese süßen Klänge ertönen ließ. Übrigens hatte er auch zu den Nachbarn gesagt: „da oben

in dem kleinen Hause spiele jemand zu schön, da könne man gar nicht vorbeikommen."

Mein Bruder hatte von unserm lieben Vater die wundervolle Gabe des freien Phantasierens geerbt; in allen Lebensaltern hat er dadurch auf seine Umgebung eine außerordentliche Wirkung ausgeübt. Malvida von Meysenburg erzählt davon in ihren Erinnerungen von Capri; der Kaiser von Brasilien und seine Gemahlin haben sich, als sie im Jahre 1877 incognito in Rosenlaui-Bad weilten, von den Phantasien des fremden Professors gar nicht trennen können, und selbst Frau Cosima Wagner weiß noch jetzt von der eigenartigen Wirkung dieses Spiels zu berichten.

Ostern 1858, also mit $13^1/_2$ Jahren, war Fritz Tertianer geworden, bei alledem aber doch sehr kindlich geblieben. Er empfand sich auch selbst noch so; die andern Mitschüler, die sich plötzlich die Airs von Erwachsenen gaben, Zigarren rauchten und mit dem Spazierstock umhergingen, erschienen ihm etwas lächerlich. Immerhin sah er in dieser Versetzung in eine höhere Klasse einen gewissen Lebensabschnitt, so daß er im Sommer, wie in einer Art Vorgefühl, daß noch größere Veränderungen sich vorbereiteten, jene kindliche Biographie schrieb, aus welcher bisher so viel zitiert worden ist. Wir hatten in den Sommerferien in Pobles schon diesen Plan, seine Lebensbeschreibung zu verfassen, ausführlich besprochen. Als er nun nach den Ferien ohne mich mit unsrer lieben Mutter allein nach Naumburg zurückkehrte, fing er sogleich an, dies kleine Werk zu schreiben. Er beendete es mit folgenden Worten: „So habe ich denn mein erstes Heft beschlossen und blicke mit Freuden darauf zurück. Ich habe es mit großer Freudigkeit geschrieben und bin dabei nicht müde geworden. Es ist etwas gar zu Schönes, sich späterhin seine ersten Lebensjahre vor die Seele zu führen und die Ausbildung der Seele daran zu erkennen. Ich habe hier ganz der Wahrheit getreu er-

zählt, ohne Dichtung oder poetische Ausschmückung. Daß ich mitunter etwas nachgetragen habe, ja noch nachtragen werde, wird man mir bei der Größe des Werks verzeihen. Könnte ich doch noch recht viel solche Bändchen schreiben!

Ein Spiegel ist das Leben.
In ihm sich zu erkennen,
Möcht' ich das erste nennen,
Wonach wir nur auch streben!!"

Geschrieben vom 18. August bis 1. September 1858.

Wenige Tage nach der Beendigung dieser ersten Biographie erhielt plötzlich unsre Mutter einen Brief von dem Rektor der Landesschule Pforta, in welchem ihr eine Freistelle für meinen Bruder in dieser ausgezeichneten Schule angeboten wurde.

Pforta ist eine Stätte, wo die Wissenschaft seit alten Zeiten gepflegt und gefördert worden ist. Cisterciensermönche, von heidnischen Slaven im Pleißner Lande vertrieben und vom Bischof Udo von Naumburg gastlich aufgenommen, sollen es um die Mitte des zwölften Jahrhunderts gegründet haben. Viele Jahrzehnte lang haben sie an dieser Stelle ihre Kulturmission erfüllt, aber die alten Einrichtungen haben neuen Gedanken und Bestrebungen Platz machen müssen. Durch Herzog Moritz von Sachsen ist das Kloster 1543 mit allem Zubehör dem Zwecke des allgemeinen Unterrichts überwiesen worden. Bei der großen Veränderung und Verwilderung, welche die Reformation und der Dreißigjährige Krieg über das deutsche Volk gebracht hatten, waren die sächsischen Fürsten besonders geneigt, wieder feste Stätten der Kultur zu begründen. „Bei der Jugend müsse man anfangen," hatte der treffliche Georg Komerstadt, des Herzogs ausersehener Rat, gesagt, und Herzog Moritz selbst bestimmte in der Landtagsproposition vom 16. Januar 1540: „Zu göttlichem Leben sollen die Knaben erzogen werden, in Sprachen, in Zucht und Tugend soll man sie unterweisen sechs Jahre

lang", und in der Neuen Landesordnung vom 21. Mai desselben Jahres heißt es: „Mit Vorstehern und Dienern, Lehrer, Kost und andrer Notdurft sollen sie umsonst versehen; wenn sie in die Schule angenommen, sollen sie sechs Jahre darin umsonst unterhalten und gelehrt werden, doch also, wo sie zu dem Studieren geschickt."

In der Tat scheint sich der damalige Rektor der Anstalt in Hinsicht auf meinen Bruder ganz besonders nach diesem letzten Satz des eben erwähnten Reskripts gerichtet zu haben, denn meine Mutter hatte das Anerbieten einer Freistelle ganz allein dem Umstand zu verdanken, daß Verwandte des Rektors ihm von dem ungewöhnlich begabten kleinen Nietzsche erzählt hatten. Übrigens war damals der Andrang nach Pforta längst nicht so groß wie heutzutage, da in jener Zeit ungewöhnlich hohe Anforderungen an die Fähigkeiten der Schüler gestellt wurden.

Nach einigem Schwanken entschloß sich unsre liebe Mutter zu der ihr so schweren Trennung. Die Nachricht traf die drei Freunde wie ein Donnerschlag! — Zwar hatte mein Bruder immer eine besondere Vorliebe für Pforta gehabt und es oftmals in poetischen Worten verklärt. Schon als zehnjähriger Knabe hatte er mehr rührend als originell einige Verse auf Pforta gemacht, von denen ich mich noch einiger Zeilen erinnere:

Dort, wo durch enge Pfort'
Schüler gehn immerfort
Dort, ja nur dort allein,
Dort möcht' ich sein!

Nun war es ja jetzt so gekommen, daß er wirklich dort sein sollte und er freute sich dessen auch, weil Pforta immer einen großen romantischen Reiz auf ihn ausübte; aber die Trennung von uns und den Freunden kam ihm doch außerordentlich hart an. Noch kurz vorher hatte er begeistert geschrieben:

„Es ist etwas Hohes, Edles, wahre Freunde zu haben und unser Leben ist von Gott bedeutend verschönert worden, daß er uns Mitgefährten gab, die mit uns demselben Ziele zustreben. Und besonders ich muß Gott im Himmel dafür loben, da ich ohnedies nie heimisch in Naumburg geworden wäre. Aber so, indem ich hierlebende Freunde gewann, wurde mir der Aufenthalt auch hier teuer, und sehr schmerzlich würde mir es sein, von hier scheiden zu müssen. Denn wir drei waren eigentlich nie getrennt, außer in den Ferien, wo ich gewöhnlich mit Mama und Schwester verreist war."

Man kann sich nach diesen Worten vorstellen, welcher Kummer unter den Freunden über die bevorstehende Trennung herrschte. Nur ein Mensch wurde noch tiefer von dieser Veränderung getroffen, nämlich ich, die kleine Schwester. Unsre Mutter schien das geahnt zu haben, denn sie hatte die Großeltern, bei welchen ich den ganzen Sommer zu Besuch war, in dem Briefe, der die große Neuigkeit brachte, sehr gebeten, mir die Nachricht mit aller Vorsicht beizubringen. Eines Morgens, nachdem der Briefbote gekommen war, merkte ich an den flüsternden Bemerkungen und allerhand Blicken, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei. Endlich erschien der gute Großpapa, bewaffnet mit einem schönen, neuen Buch zum Lesen (bekannt als mein Herzenstrost, der mich alle Nöte vergessen ließ) und forderte mich auf, mit ihm in den Garten zu gehen — das Lämmchen folgte.

„Na, Lieschen," fing der Großpapa anscheinend recht vergnügt an, „denke dir, Fritz kommt nach Pforta, wo er doch immer so gern hingewollt hat."

„Nach Pforta," wiederholte ich leise; ich stand regungslos.

„Ja," sagte der Großpapa, „erinnere dich doch mal an all die hübschen Gedichte, die er auf Pforta gemacht hat, er geht gewiß schrecklich gern hin. Und du wirst natürlich

nicht weinen," fuhr er fort, „wenn es dir auch jetzt sehr leid tut; denn nicht wahr, wie Fritz neulich sagte, es ist kläglich, seinen Schmerz nicht überwinden zu können. Erinnerst du dich noch, was Fritz von den alten Spartanerinnen erzählte, wie sie ihre Söhne und Brüder mit freudigem Lächeln in den tödlichen Kampf ziehen ließen und nicht einmal weinten, wenn diese tot, aber ehrenvoll auf dem Schilde heimgetragen wurden, sondern nur klagten, wenn sie schmachvoll geflohen waren? Nun, siehst du, daß Fritz nach Pforta kommt, ist recht ehrenvoll für ihn, das wirst du nicht vergessen und nicht weinen." „Nein, Großpapa," sagte ich leise. „Und hier," fuhr der liebe Diplomat fort, „hast du ein schönes Buch zum Lesen, nun suche dir eins von deinen Lieblingsplätzchen aus und vertiefe dich darein." Ich dankte, küßte den Großpapa und zog mit Buch und Schäfchen ab.

Ich glaube, der Großpapa war von seiner diplomatischen Mission recht befriedigt; indessen nach einigen Stunden, als es Mittagszeit geworden war und niemand auch nur das geringste von mir gehört oder gesehen hatte, wurde ihm die Sache doch ängstlich, und er machte sich auf, mich zu suchen. Aber alle meine Lieblingsplätze, der schiefe Apfelbaum, der mit seinen Zweigen einen so reizenden natürlichen Sitz bildete, die Rasenbank an dem Holunderbusch, alles war öde und leer. Plötzlich hörte er aus weiter Ferne das Schäfchen blöken — er ging dem Schalle nach. In der entferntesten Ecke des weit ausgedehnten Gartens, wo draußen hinter dem Zaun das Terrain sehr steil abfiel, war eine düstere, unfruchtbare Stelle, von der es hieß, daß es dort spuke. Es standen dort hohe Rüstern, welche im Winde ein eigenes, knarrendes Gestöhn vernehmen ließen; viele Krähen nisteten auf ihnen, deren grelles Geschrei, verbunden mit der Einsamkeit und düstern Umschattung des Ortes, einen unheimlichen Eindruck hervorrief. Hier fand mich der Großpapa auf der Erde

liegend, das Gesicht tief im Gras verborgen, herzbrechend schluchzend. Ach! ich war keine Spartanerin, wenigstens nicht, als ich mich allein glaubte: Fritz kam nach Pforta, es gab keine gemeinsamen Spiele mehr, keine Späßchen, keine Plauderstunden, keinen täglichen Austausch über gelesene Bücher, keine Märchen, keine Musik mehr, — es war trostlos!

Ich armes Lama fand mich vom Schicksal übel behandelt, verweigerte Nahrung zu mir zu nehmen und legte mich in den Staub um zu sterben.

„Komm Lieschen," sagte der Großpapa sanft, „steh' auf!" Er trocknete meine Tränen, nahm mich an der Hand und ging schweigend mit mir dem Hause zu — das Schäfchen folgte, kläglich blökend. „Großpapa, du wirst niemand etwas sagen," brachte ich endlich flehend hervor. „Nein, sicher niemand," erwiderte er fast feierlich, und ich glaube auch nicht, daß er es getan hat, er ist sicherlich über diesen leidenschaftlichen Schmerz, der sich zu verbergen suchte, etwas erschrocken gewesen. Er brachte mich in das Heiligtum seiner Studierstube und legte mich auf sein Sofa.

In allem Elend fühlte ich, daß es sehr ehrenvoll sei, auf Großpapas Sofa zu liegen, wenn es auch furchtbar stark, mir fast den Atem benehmend, nach Tabak roch. Später wurde ich zu Bett gelegt, es hieß, ich sei krank. Als Großpapa am Abend kam, um mir gute Nacht zu sagen, nahm er meine beiden Hände und fing plötzlich an: „Denke dir, Lieschen, wir werden wohl dein Schäfchen schlachten müssen." „Großpapa, oh nein!" rief ich entsetzt, plötzlich aus meiner Apathie erwachend. „Doch," erwiderte er, „das Schäfchen hat seit heute früh nichts mehr gefressen, wenn du nun krank werden willst, so stirbt es; da ist es besser wir schlachten es gleich." „Ich will aber nicht krank werden, Großpapa," sagte ich eifrig. Als ich am andern Morgen sehr früh aufstand und meinem Schäf-

chen die Tür seines Stalles öffnete, als es wonnetaumelnd auf mich zustürzte und mich vor Zärtlichkeit beinah umriß, als Großpapa und alle über die komischen Sprünge von Herzen lachen mußten, da schien es mir, als ob das Leben doch noch einige Reize besäße, selbst — wenn Fritz nach Pforta kam.

Aber vielleicht ist es doch ein Irrtum, wenn ich behaupte, daß ich, die kleine Schwester, am meisten unter dem Abschied meines Bruders gelitten hätte. Unsre liebe Mutter pflegte immer zu erzählen, wie oft sie früh das Kopfkissen unseres Fritz naß von heimlich in der Nacht geweinten Tränen gefunden habe. Aber am Tage beherrschte er sich mannhaft und versuchte die Zukunft in Pforta möglichst günstig auszumalen.

* *
*

Wir stehen einen Augenblick still und blicken auf die Kindheit meines Bruders und ihn selbst zurück, auf diese Kindheit, die mit dem Fortgang aus der mütterlichen Obhut ihr Ende erreicht hatte und aus welcher der Knabe durch die Einflüsse des Hauses im Charakter gebildet und gefestigt nun gewissermaßen selbständig in eine neue Umgebung eintritt. Dieser kerngesunde Knabe, der bis jetzt außer wenig Kinderkrankheiten nur Augenschmerzen gekannt hat, steht nun vor unserm geistigen Auge mit roten Wangen, bräunlicher Haut, großen braunen Augen und langen dunkelblonden Haaren; kein hübscher Knabe im gewöhnlichen Sinne, aber anziehend durch den sinnenden Blick und den Ausdruck von Intelligenz, Reinheit und Unschuld. Er ist tief religiös, ein gewisser Ernst und eine große Reserve schließt ihn gegen alles seiner Natur Fremde und Unwürdige vollständig ab. Destomehr hat sich sein Herz den gleich gearteten Freunden Wilhelm und Gustav geöffnet, mit welchen er in Poesie und Musik schwelgt,

auch philosophische Gedanken austauscht; er kommt dabei aber auf das gewissenhafteste seinen Pflichten in der Schule nach und verfolgt alle wissenschaftlichen Studien mit großem Interesse. Er ist ein zärtlicher, gehorsamer Sohn, ehrfürchtig gegen das Alter und seiner kleinen Schwester der beste Freund. Nun geht er, wohlbehütet an Leib und Seele, der neuen Zukunft entgegen, wenn auch mit schwerem Herzen, denn es tut ihm unbeschreiblich weh, sich von uns allen zu trennen. Aber er zeigt niemandem, seiner reservierten Natur nach, den tiefen Schmerz und die heißen Tränen, die ihn der Abschied kostet. Ist dieser liebreiche, gut geartete Knabe, der sich so zu beherrschen weiß, mit all seinen Begabungen und Neigungen zur Kunst, Wissenschaft und Philosophie, der die Freundschaft höher als alles schätzt und seiner Freunde Führer ist, nicht das Abbild des zukünftigen Nietzsche, wenn auch in kindlicher Gestalt?

Zweite Abteilung

Schuljahre und Knabenzeit

1858–1864.

Siebentes Kapitel.

Pforta.

Mein Bruder wurde Anfang Oktober 1858 nach einer Prüfung in der Landesschule Pforta aufgenommen, kam aber nach Untertertia in die zweite Abteilung, also ein halbes Jahr zurück. Bei den hohen Ansprüchen, welche die Anstalt an die Kenntnisse der Knaben stellte, hatte sich der Brauch ausgebildet, Schüler andrer Gymnasien, auch wenn sie recht gut waren, einfach eine Ordnung oder Klasse tiefer zu setzen. Überhaupt fand man es besser und richtiger, die Schüler, wenn es das Alter irgend erlaubte, die ganze Anstalt von Anfang an durchmachen zu lassen, weil man da am sichersten sein konnte, daß Unterricht und Wissen sich lückenlos dem Studienplan einfügten.

Er schreibt an unsre Mutter am ersten Tage seines Aufenthaltes: „Bis jetzt befinde ich mich recht wohl, aber was ist an einem fremden Orte recht wohl?!" Dieser „fremde Ort" wurde ihm trotz heftigen Heimwehs bald wohl vertraut, denn die romantische Lage und die mönchische Abgeschlossenheit Pfortas entsprach den Wünschen und Neigungen unsres Fritz.

Die ehemalige Cisterzienser-Abtei, jetzige Königliche Landesschule Pforta liegt ganz abgesondert zwischen Kösen und Naumburg, in einem sehr anmutigen und fruchtbaren Tale, denn die alten Mönche haben immer ihre Niederlassungen an Orten begründet, wo sie die drei Wes: Wiese, Wälder, Wasser fanden. Die alten 12 Fuß hohen und

2½ Fuß dicken Klostermauern umschließen das ganze 73 Morgen umfassende Areal, in welchem sich außer den ausgedehnten Ökonomiegebäuden die schöne altertümliche Kirche, das Schulhaus mit den Kreuzgängen und sämtliche Räume für die Schüler zum Unterricht, Wohnen, Schlafen, Baden, Turnen, Spielen usw. befinden. Sodann ist darin ein köstlicher Garten von enormer Ausdehnung, außerdem die Wohnungen der zwölf Lehrer der Anstalt, in denen auch noch 20 weitere Schüler, Extraneer genannt, unter der besonderen Leitung der einzelnen Lehrer, an den Vorteilen des Familienlebens teilnehmend, Pension und Unterkunft finden. Sogenannte Externen besitzt die Landesschule Pforta nicht, sie ist schon ihrer isolierten Lage wegen von vornherein zu einem ganz geschlossenen, nur für 200 Schüler eingerichteten Alumnat bestimmt.

Über die Ziele und Zwecke der Landesschule schreibt Rektor Kirchner in der Festschrift 1843: „Sie ist eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt, in welcher eine bestimmte Anzahl von Zöglingen, innerhalb eines gesetzlich bestimmten Zeitraums (6 Jahre), für das höhere wissenschaftliche Leben, oder für den eigentlichen Gelehrtenberuf vorbereitet wird. Das Eigentümliche der Pforta ist, daß sie einen in sich geschlossenen Schulstaat bildet, worin das Leben der Einzelnen in allen seinen Beziehungen völlig aufgeht. Sie werden der alma mater nicht bloß zum Unterricht, wie auf einem städtischen Gymnasium, sondern auch zur Erziehung, nicht zur Geistesbildung allein, sondern auch zu ihrer sittlichen und Charakterbildung von ihren Eltern resp. Vormündern mit Übertragung aller elterlichen Rechte, anvertraut und finden hier in der Totalität ihrer Ausbildung gewissermaßen noch mehr als ein zweites Vaterhaus, worin sie die wichtigsten Bildungsjahre, „vom reiferen Knabenalter an bis zum Übergange auf die Universität", zubringen. Daher nehmen in der Regel alle Pförtner aus der Anstalt für das ganze Leben das bestimmte Gepräge einer gewissen

kernhaften Tüchtigkeit mit, welches nicht aus einer willkürlichen Absichtlichkeit in ihrer Erziehung, sondern wie ganz von selbst mit innerer Notwendigkeit aus dem männlichen, strengen und kräftigen Geist der Disziplin, aus dem frischen Zusammenleben des Cötus zu einem bestimmten würdigen Zweck, aus dem von aller Berührung mit städtischen Zerstreuungen geschiedenen Ernst der klassischen und diesen verwandten Studien, und aus der Methode dieser Studien selbst hervorgeht; ein Gepräge, auf das sie mit Recht stolz sind, da es ein mit innerem Kampf und Anstrengung selbsterworbenes ist. Mit Unrecht pflegt man daher den Wert der Pforta hauptsächlich nur nach ihren wissenschaftlichen Leistungen zu beurteilen. Daß ihre Zöglinge ganze Menschen werden, daß sie an Gehorsam gegen das Gesetz und den Willen der Vorgesetzten, an strenge und pünktliche Pflichterfüllung, an Selbstbeherrschung, an ernstes Arbeiten, an frische Selbsttätigkeit aus eigener Wahl und Liebe zur Sache, an Gründlichkeit und Methode in den Studien, an Regel in der Zeiteinteilung, an sichern Takt und selbstbewußte Festigkeit im Umgange mit ihresgleichen gewöhnt werden, dies sind Früchte der hiesigen Disziplin und Erziehung."

Mein Bruder beschreibt das tägliche Pförtnerleben im Sommer 1859 in seinem Tagebuch folgendermaßen: „Ich will jetzt versuchen, ein Bild von dem ganz gewöhnlichen Leben in Pforta zu geben. Also — früh um 4 Uhr wird der Schlafsaal aufgeschlossen und von da an steht es einem jeden frei aufzustehen. Aber um 5 Uhr (im Winter um 6) müssen alle heraus; mit der gewöhnlichen Schulglocke wird geläutet, die Schlafsaalinspektoren rufen dröhnend: ‚Steht auf, steht auf, macht daß ihr heraus kommt!' und bestrafen auch wohl die, welche sich nicht so leicht aus den Federn herausfinden können. Dann ziehen sich alle so schnell und leicht wie möglich an und eilen dann in die Waschstube, um noch einen Platz zu bekommen, bevor es zu voll wird.

Zehn Minuten nach der kurzen Zeit des Aufstehens und Anziehens geht es wieder herauf in die Stuben, wo sich jeder ordentlich ankleidet. Fünf Minuten vor halb wird zum erstenmal zum Gebet geläutet, und beim zweiten Male muß man in den Betsaal gehen. Hier halten, bevor der Lehrer kommt, die Inspektoren auf Ruhe, verbieten das Sprechen und animieren die Primaner, die gewöhnlich viel später kommen, sich zu setzen. Dann erscheint der Lehrer, mit dem ihn begleitenden Famulus und die Inspektoren geben an, ob ihre Bänke vollzählig sind. Dann ertönt die Orgel und nach kurzem Vorspiel erklingt ein Morgenlied. Der Lehrer liest einen Abschnitt aus dem Neuen Testament, mitunter auch noch ein geistliches Lied, spricht das Vaterunser und ein Schlußvers beschließt die Versammlung. Dann gehen alle auf ihre Stuben, wo Kannen mit warmer Milch und Semmeln ihrer harren. Punkt 6 ertönt die Glocke zur Klasse (im Winter um 7). Jeder nimmt seine Bücher, geht dahin und bleibt bis 7 Uhr. Dann folgt eine Arbeitsstunde oder Repetierstunde, wie man sie nennt. Dann sind Lektionen bis 10 Uhr, dann wieder Repetierstunde und endlich Klasse bis 12 Uhr; beim Schluß jeder Lektion und Arbeitsstunde wird geläutet. Punkt 12 Uhr trägt man schnell seine Bücher auf die Stube und eilt dann auf den Kreuzgang. Dort stellt man sich tischweise auf, so daß zwölf je zu zweien hintereinander stehen, und die Inspektoren gebieten Ruhe. Sobald der Lehrer im Coenakel ist, marschiert der fünfzehnte Tisch zuerst herein und dann die übrigen. Alle Fehlenden werden angegeben. Dann spricht einer der Inspektoren folgendes Gebet: ‚Herr Gott, himmlischer Vater, segne uns und diese deine milden Gaben, die wir jetzt durch deine Güte zu uns nehmen, durch Jesum Christum. Amen.‘

Hier fällt der ganze Cötus mit dem alten lateinischen Gesange ein, den die Mönche schon zur Klosterzeit gesungen haben:

‚Gloria tibi, trinitas,
aequalis una deitas
et ante omne saeculum
et nunc et in perpetuum.‘

Dann setzt sich alles und die Mahlzeit beginnt. Der Speisezettel für die Woche ist folgendermaßen:

Montag: Suppe, Fleisch und Gemüse, Obst.
Dienstag: Suppe, Fleisch und Gemüse, Butterbrot.
Mittwoch: Suppe, Fleisch und Gemüse, Obst.
Donnerstag: Suppe, Rindfleisch und Gemüse, Nierenbraten und Salat.
Freitag: Suppe, Schweinebraten und Gemüse, Butterbrot,
oder: Suppe, Klöße und Schweinebraten, Obst,
oder: Suppe, Linsen, Bratwurst und Butterbrot.
Sonnabend: Suppe, Fleisch und Gemüse, Obst.

Jeder bekommt bei jeder Mahlzeit ein zwölftel Brot. Die Mahlzeit wird mit Gebet geschlossen.

Gleich nach Tische trägt man Brot und Serviette des Tischoberen in die Stube desselben und eilt in den Schulgarten. Vor ½2 Uhr darf keiner in den Stuben erscheinen, was die Wocheninspektoren streng bestrafen. Zuerst sieht man nun nach, ob nicht eine Kiste oder ein Brief da ist, die der Pfortenbote täglich bringt, oder man holt sich Obst für sein Taschengeld bei einer Obstfrau. Dann schiebt man im Schulgarten Kegel oder geht spazieren; im Sommer wird auch viel Ball geschlagen. ¾2 läutet es zur Klasse, und in fünf Minuten muß man darin sein. Die Lektionen dauern nun bis 10 Minuten vor 4, dann ist gleich Vesper, wo man Semmel mit Butter, Obst oder Pflaumenmus erhält. Darauf hält der Obere eine Lesestunde, wo griechische, lateinische oder mathematische Dokimastika geschrieben werden. Um 5 Uhr ist eine kleine Pause, worauf dann die Repetierstunden bis 7 Uhr dauern. Dann ist Abendessen, das sich im allgemeinen wie das

Mittagsessen vollzieht. Der Speisezettel für die Woche ist folgender:

Montag und Freitag: Suppe, Butterbrot und Käse.
Dienstag und Sonnabend: Suppe, Kartoffeln, Hering und Butter.
Mittwoch: Suppe, Wurst, Kartoffelmus oder saure Gurken.
Donnerstag: Suppe, Eierkuchen, Pflaumensauce, Butterbrot.
Sonntag: Suppe, Milchreis, Butterbrot,
oder: Heringssalat, Wurst, Butterbrot,
oder: Eier, Salat, Butterbrot.

Dann können wir wieder in den Schulgarten bis ½9 Uhr gehen. Darauf ist Abendgebet, und um 9 Uhr wird zu Bett gegangen. Alle Obergesellen, denen doch durch die Lesestunde eine Stunde verloren geht, bleiben noch bis 10 Uhr auf. So ist der gewöhnliche Tageslauf in Pforta.

Der Sonntag im Sommer wird folgendermaßen verlebt: Früh um sechs wird aufgestanden, um ¾7 Uhr ist Gebet. Darauf im Schulgarten frei bis 8 Uhr. Dann aber ist Repetierstunde, welche das Läuten zur Kirche endigt. Man stellt sich in dem Kreuzgange auf und zieht in die Kirche, wo der Hebdomadar die Inspektion hat. Darauf ist bis 12 Uhr wieder frei, in den Schulgarten zu gehen und ebenso nach der Mahlzeit (die aus Suppe, Frikassee, Braten, Kompott und Salat besteht), bis zur Betstunde, die ½2 Uhr ihren Anfang nimmt. Bis 3 Uhr muß man wieder arbeiten, bis 4 Uhr kann man in den Schulgarten gehen, aber gleich nach dem Vesper beginnt der ersehnte Spaziergang bis 6 Uhr. Die Zeit bis 7 Uhr füllt eine Arbeitsstunde aus. Dann schließt der Tag wie gewöhnlich mit Essen, Freizeit im Schulgarten und Gebet."

Sonntags und Festtags wurde den Schülern auch ein bestimmtes Quantum Wein verabreicht, der aus den der

Landesschule im Saaltal gehörigen Weinbergen gewonnen wurde. Ich glaube, er war sehr sauer, wenigstens stammt von diesem Pförtnerwein, der im allgemeinen als „Naumburger" bezeichnet wurde, die große Abneigung meines Bruders gegen dieses Getränk. Sonst ist der Naumburger Wein viel besser als sein Ruf.

Man sieht, daß in geistiger sowie in körperlicher Hinsicht für die Schüler in Pforta vortrefflich gesorgt war, es ist damals schon viel mehr Wert auf körperliche Übung und Bewegung im Freien gelegt worden, als es sonst in den Lehranstalten jener Zeit gebräuchlich war. Nur in einer Hinsicht hatte mein Bruder Ursache sich zu beklagen, das war die geringe Rücksicht, die auf die Augen der Schüler genommen wurde. Die Zimmer waren am Tage zum Arbeiten nicht für alle Schüler genügend beleuchtet und noch weniger am Abend mit den sehr mangelhaften Petroleumlampen. Mein Bruder wurde ein zweites Mal zu Professor Schillbach nach Jena geschickt, welcher ihm einen Brief an den Anstaltsarzt Sanitätsrat Zimmermann mitgab, damit mehr Rücksicht auf seine Augen genommen würde. Leider hatte aber dieser Brief nicht den gewünschten Erfolg, sondern ganz im Gegenteil. Sanitätsrat Zimmermann sah darin eine unberechtigte Kritik der hygienischen Verhältnisse in Pforta und gewissermaßen einen Vorwurf gegen sich selbst, daß er nicht auf Abstellung dieser Übelstände gedrungen hatte. Infolgedessen verlor mein Bruder das Wohlwollen des sonst so vortrefflichen Mannes, so daß während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in Pforta jedes Unwohlsein, besonders wenn es mit den Augennerven zusammenhing, von Zimmermann falsch beurteilt wurde. Es kam sogar zu einer Differenz zwischen einer unserer Tanten und Zimmermann, die sich in der Jugend gekannt hatten. Verbessert wurde die Situation auch nicht, als mein Bruder, der sonst so ehrerbietig gegen ältere Leute war, ihn einmal ungeduldig als „alten

Schwätzer" bezeichnete, was Dr. Zimmermann zufällig hörte. Das waren aber nur kleine Nebensachen und Dr. Zimmermann hatte ganz recht, wenn er beständig auf die glückliche körperliche und geistige Entwicklung meines Bruders hinwies, da ihm in der Tat der Aufenthalt in Pforta sonst vortrefflich bekam.

Obgleich sich mein Bruder äußerlich sehr schnell in die Vorschriften Pfortas gefügt hatte, so ist es ihm trotzdem oft sehr schwer geworden. Es fehlten ihm in den ersten Jahren die Freunde Wilhelm und Gustav in Naumburg, die durch keine neuen ersetzt wurden. Damit fehlte ihm die Aussprache über alles, was ihn innerlich bewegte, auch mit mir, der kleinen Schwester, der er alle seine privaten Produktionen, Gedichte und Dramen, am ersten anvertraute. Nun gab es zwar fast jede Woche am Sonntag ein Wiedersehen in einem sehr hübsch gelegenen Gasthaus in Almrich, das auf dem halben Wege zwischen Naumburg und Pforta liegt, aber die Schüler der unteren Klassen hatten nur frei zu einem kurzen Spaziergang von zwei bis drei Stunden. Damit nun nicht zu viel Zeit für den Weg von diesen wenigen Stunden verloren ging, trafen wir uns an dem erwähnten Ort, indessen reichte die Zeit nicht hin, um zu irgendwelchem eingehenden vertraulichen Gespräch zu kommen. Doch sehnte sich Fritz die ganze Woche schon nach diesem sonntäglichen Zusammensein und war sehr betrübt, wenn nichts daraus wurde. Aber das Schönste blieben immer für ihn die Ferienzeiten, von welchen er in Tagebuch und Briefen die entzücktesten Schilderungen entwarf und sich im Hinblick auf sie schon lange Zeit vor dem Beginn der Ferien gestärkt fühlte. Er litt sehr an Heimweh, gab sich aber ihm nicht schwächlich hin, sondern suchte es zu verbergen, wozu die strenge männliche Erziehung in Pforta jeden Einzelnen aufforderte. Immerhin muß sein Tutor, der Prediger und Professor Buddensieg, Veranlassung gehabt haben, in einer warmherzigen

Predigt die aus den Ferien Zurückgekehrten zu trösten. Wir finden in meines Bruders Tagebuch Auguſt 1859 folgende rührende Aufzeichnung:

„Wider das Heimweh (nach Prof. Buddenſieg):

1. Wenn wir etwas Tüchtiges lernen wollen, können wir nicht immer zu Hauſe bleiben.

2. Das wollen die lieben Eltern nicht; wir fügen uns deshalb in den Willen der Eltern.

3. Unſere Lieben ſind in Gottes Hand, wir ſind immer von ihren Gedanken begleitet.

4. Wenn wir tüchtig arbeiten, ſo vergehen traurige Gedanken.

5. Hilft das alles nichts, ſo bete zu Gott dem Herrn."

Später erwähnte er immer als das einzige, was ihm den Aufenthalt in Pforta erſchwert hätte, daß man den ganzen Tag von früh bis abend, immer zu beſtimmten Zeiten Beſtimmtes tun und denken mußte. Bei dem reichen Innenleben meines Bruders, das mit den von der Schule geforderten Studien oft nichts zu tun hatte, wäre es hart für ihn geweſen, keinen Augenblick zu haben, in welchem er ſich auf ſich ſelbſt beſinnen konnte. Aber Pforta beſitzt eine vorzügliche Einrichtung: Jede Woche gibt es einen Studientag, der nach altem Brauch, weil die Schüler da eine Stunde länger ſchlafen können, „Ausſchlafetag" genannt wurde. Da gab es den ganzen Tag weder Schul- noch Leſeſtunden, ſondern nur ſogenannte Repetierſtunden, in welchen die Schüler ſich vergewiſſerten, was ihnen von den Studien der Woche feſt ſaß, oder auch nicht, und wo ſie ſich ohne Zwang eigenen Studien hingeben konnten. Fritz ſchreibt begeiſtert: „Solche Tage eignen ſich vorzüglich zu längeren Privatarbeiten." Ich glaube, ohne dieſe Studientage hätte er es in Pforta nicht ausgehalten.

Jedenfalls empfand er die feſte Gliederung der ganzen Verhältniſſe etwas beengend und drückend. Auch erſchwerte

sie einem Knaben, der sich nicht leicht anschließt, einen gleichgestimmten Freund zu finden. Jede Stube der Anstalt hat zwölf bis sechzehn Bewohner und teilt sich wiederum in drei bis vier Tische; an jedem derselben ist ein Oberer oder Obergeselle (Primaner), ein Mittlerer (Ober- oder Untersekundaner) und zwei Untere (Tertianer). Die Jüngeren sind dem Obergesellen zur sittlichen und wissenschaftlichen Beaufsichtigung übergeben und werden von ihm in der sogenannten Lesestunde von 4—5 Uhr nachmittags zur grammatischen Fertigkeit in den alten Sprachen, zur Übung im lateinischen Stil und der lateinischen Verskunst angeleitet. Außerdem hat jeder Schüler einen der Lehrer der Anstalt als Tutor, an den er sich in allen inneren und äußeren Angelegenheiten zu wenden hat.

Meines Bruders Obere und Mittlere sind immer freundlich zu ihm gewesen, fanden ihn aber für seine Jahre etwas zu ernsthaft und verschlossen. Zuweilen überraschte er sie durch irgend eine heroische Handlungsweise, die, ohne daß irgendwelche Prahlerei oder Vorbereitung vorausging, ganz plötzlich erfolgte. Ich erinnere mich, daß er seinem damaligen Obergesellen Krämer (der 1866 als Leutnant in der Schlacht von Sadowa fiel) einen großen Schreck verursachte. Die jüngeren Knaben sprachen von Mucius Scävola, und ein etwas weichlich gesinnter mochte wohl bemerkt haben: das wäre doch zu gräßlich und fast unmöglich, sich so ruhig die Hand abbrennen zu lassen. „Warum?“ fragt Fritz ruhig, nimmt ein Bündelchen Zündhölzchen, zündet sie auf der flachen Hand an und streckt sie, ohne zu zucken, gerade aus. Die Knaben waren starr vor Erstaunen und Bewunderung. Plötzlich entdeckt der Obergeselle den Vorgang, springt hinzu und schlägt ihm die Zündhölzchen aus der Hand, die schon ziemliche Brandwunden davon getragen hatte. Die Geschichte wurde vertuscht, da sich der Obere gewissermaßen dem Tutor und unserer Mutter gegenüber verantwortlich fühlte, indessen

vertraute er sie mir an und meinte: ich solle doch Fritz bitten, daß er nicht wieder solche schreckliche Sachen mache.

Von den körperlichen Übungen liebte er am meisten das Schwimmen und Schlittschuhlaufen, wie das schon früher erwähnt ist und sonst noch das altmodische deutsche Ballspiel, das wir schon in Pobles eifrig geübt hatten. Aus dem Turnen machte er sich nicht viel und erntete darin auch keine Lorbeeren; Deussen bemerkt sehr richtig, daß seine Kurzsichtigkeit ihm das Turnen verleidet hat und außerdem, daß ihm das Blut so zu Kopf stieg. Das war ein Erbstück unsrer kerngesunden Mutter, so daß, wenn wir drei zusammen bei etwas Hitze Berge erstiegen, wir uns gegenseitig über unsre roten Köpfe verwunderten. Daß mein Bruder damals besonders wohlbeleibt gewesen wäre, wie Deussen behauptet, kann ich mich nicht erinnern; er war kräftig gebaut und nicht mager, aber gewiß nicht dick, wie auch seine Photographien beweisen. Auch muß ich in den Deussenschen Schilderungen einen Irrtum berichtigen, nämlich daß die guten Formen, die mein Bruder schon von frühster Jugend an hatte und welche auch den Mitschülern auffielen, auf den Naumburger Freundeskreis zurückzuführen wären. Nein, das war Nietzschisch, wie das schon in den früheren Kapiteln ausführlich erwähnt ist. Dieses Angeborensein guter, ehrerbietiger Formen verhinderte ihn auch, sich in jene kleinen Klassenrevolutionen wie Trampeln und Trauer-Gloriasingen zu mischen, die in Pforta Sitte waren, wenn ein Lehrer sich irgendwie unbeliebt gemacht hatte. Daß nun diese Reserve oft ganz falsch ausgelegt worden ist, nämlich als Streberei, um sich bei den Lehrern beliebt zu machen, habe ich erst durch Geheimrat Deussens Erinnerungen erfahren, aber daran hat Fritz niemals gedacht.

Nimmt man alles zusammen, so muß man meinen Bruder in der damaligen Zeit als einen Musterschüler bezeichnen. Seine Zensuren waren glänzend. Fleiß und

Betragen hatten stets eine Eins, und in einzelnen Fächern, wie Lateinisch und Deutsch, tauchte auch öfters die Eins bei den Leistungen auf. Ich kann mich aus der damaligen Zeit auch nur des einzigen Vorwurfs seines Tutors erinnern, daß sich Fritz von den übrigen Schülern zu sehr abschlösse. Richtig war, daß er mit der größten Treue an seinen alten Freunden Wilhelm und Gustav in Naumburg hing und es mehrere Jahre dauerte, ehe er sich an Deussen und später an Frh. von Gersdorf auf das herzlichste anschloß.

Bemerkenswert ist in jener Zeit die seltsame Mischung von Kindlichkeit und nachdenklichem Ernst, die sich in seinen Briefen und sonstigen Aufzeichnungen findet. Z. B. schreibt er am 15. August 1859, wo er offenbar in seinem Gemüt von einer jener kleinen Klassenrevolutionen gegen einen Lehrer sehr in Anspruch genommen ist und die Sache mit kindlicher Wichtigkeit behandelt, dicht daneben philosophische Betrachtungen auf, die einem viel älteren Knaben anzugehören scheinen und vielleicht auch die Wiedergabe von Gehörtem oder Gelesenem sind. Er schreibt über die Anwendung der Schuljahre: „Man sagt gewöhnlich: Schuljahre sind schwere Jahre; ja es sind auch Jahre, die für das ganze Leben sehr folgenschwer sind, aber es sind auch solche, die der Jugend sehr schwer fallen, weil sich der Geist in enge Schranken schließen muß. Aber auch für solche, denen die Jahre schwer fallen, sind es oft recht leere Jahre. Deshalb kommt es nun sehr auf eine gute Benutzung derselben an. Die Hauptregel ist, daß man sich in allen Wissenschaften, Künsten, Fähigkeiten gleichmäßig ausbildet und zwar so, daß Körper und Geist Hand in Hand gehen. Man muß sich sehr vor Einseitigkeit des Studiums hüten. Man muß alle Schriftsteller aus mehreren Ursachen lesen; nicht nur der Grammatik, der Syntax und des Stils halber, nein auch des geschichtlichen Inhalts, der geistigen Anschauung wegen. Ja man sollte auch die Lektüre griechischer

und lateinischer Dichter mit deutschen Klassikern zugleich studieren und ihre Anschauungsweise miteinander vergleichen. So soll auch Geschichte nur mit Geographie vereint getrieben werden, Mathematik mit Physik und Musik; dann wachsen herrliche Früchte auf dem Baum der Wahrheit, von einem Geist beseelt, von einer Sonne beleuchtet."

Andere Bemerkungen z. B. über Schiller, wie er in den Räubern frühere dichterische Entwürfe verwendet, oder seine Geburtstagswünsche 1859, Don Quichote, Kleists Werke, Platens Biographie oder die Anschaffung von Tristram Shandy, woraus er sich aphoristische Notizen aufzeichnet — das alles überrascht und nimmt sich neben den kindlichen Bemerkungen eines musterhaften Sohnes und Schülers etwas altklug aus. Besonders merkwürdig sind seine psychologischen Rückblicke auf seine eigne Entwicklung. Er schreibt am 25. Oktober 1859: „Mich hat jetzt ein ungemeiner Drang nach Erkenntnis, nach universeller Bildung ergriffen; Humboldt hat diese Richtung in mir angeregt. Wenn sie doch so beständig wie meine Zuneigung zur Poesie wäre." Er schildert dann sich selbst und sein Leben bis dahin, also bis zum 15. Jahre, seine verschiedenen Neigungen, zuerst für Blumen und Pflanzen, dann für Baukunst, dann fürs Kriegswesen, durch den großen russischen Krieg angeregt, dann fürs Bühnenwesen, die sich durch die Aufführung des Stückes „Die Götter im Olymp" zeigte, und schließlich hebt er seine Liebe zur Poesie, die im neunten Jahr, und vor allem zur Musik hervor, die im elften Jahr mit der Neigung zur Kirchenmusik begann. Zuletzt erwähnt er auch seine Liebe zur Malerei und fährt dann fort: „Diese Neigungen folgen nicht unmittelbar aufeinander, sondern sind ineinander verwoben, daß es unmöglich ist, Anfang und Ende zu bestimmen. Nun kommen noch spätere Neigungen, zur Literatur, Geologie, Mythologie, Deutschen Sprache (althochdeutsch) hinzu, so daß folgende Gruppen entstehen:

1. Naturgenuß: a) Geologie, b) Botanik, c) Himmelskunde.

2. Kunstgenuß: a) Musik, b) Poesie, c) Malerei, d) Theater.

3. Nachahmungen des Handelns und Treibens: a) Kriegswesen, b) Baukunst, c) Seewesen.

4. Lieblingsneigung in den Wissenschaften: a) guter lateinischer Stil, b) Mythologie, c) Literatur, d) deutsche Sprache.

5. Innerer Trieb zu universeller Bildung umfaßt alles andere und fügt vieles Neue hinzu:

A. Sprachen: a) Hebräisch, b) Griechisch, c) Lateinisch, d) Deutsch, e) Englisch, f) Französisch usw.

B. Künste: a) Mathematik, b) Musik, c) Poesie, d) Malerei, e) Plastik, f) Chemie, g) Architektur usw.

C. Nachahmungen: a) Militär-Wissenschaft, b) See-Wissenschaft, c) Kenntnis der verschiedenen Gewerbe usw.

D. Wissenschaften: a) Geographie, b) Geschichte, c) Literatur, d) Geologie, e) Naturgeschichte, f) Altertum usw. und über alles Religion, die Grundveste alles Wissens!

Groß ist das Gebiet des Wissens, unendlich das Forschen nach Wahrheit!"

Trotz dieser etwas altklug klingenden Betrachtungen blieb Fritz doch in mancher Hinsicht noch sehr kindlich, z. B. in der Freude auf die Ferien. Schon das Plänemachen und das vorher Ausmalen war ein Hauptvergnügen, das aber von der Wirklichkeit immer noch übertroffen wurde. Vor den Hundstagsferien steigert sich die Freude zum Dithyrambus, er schreibt: „Hundstage! Das ist ein Zauberwort für jeden nach Freiheit schmachtenden alumnus portensis, ein Eldorado, das uns getrost den großen Ozean des Schulsemesters durchsegeln läßt. Welche Wonne, wenn endlich der Ruf: „Land, Land!" erschallt. Jubelnd bekränzen alle das Schiff ihres Daseins, und die alten trauten Stuben des Alumnats umschlingen Girlanden, die

auf jedem Blatt den Namen „Hoffnung“ tragen. Wer vermöchte es wohl zu schildern, das überwallende Gefühl, das stolze Bewußtsein, das uns zu den Sternen erhebt. Nicht mit Seufzen, Klagen entreißen wir uns den Armen der alma mater, nein, uns ist im Gegenteil so frei und lustig zu Mute wie einer Lerche, die zu dem Flammenmeer aufsteigt und in die wogende Purpurflut ihre Flügel taucht. Aber ist das wirklich Freiheit? Nur fünf Wochen können wir unsre Schwingen über Berg und Tal in ewige Weiten erheben, aber dann ruft uns ein Machtwort in die alten düstern Mauern zurück.“ —

Aber nicht nur die großen Sommerferien, sondern auch alle andern wurden heiß ersehnt und zu irgendwelcher Reise benutzt. Doch mußte immer ein Teil in der Heimat verlebt werden, wo er es doch „am schönsten“ fand. Die Aufzeichnungen über seine Reisen und Aufenthalte sind recht ergötzlich, z. B. hat ihn ein längerer Besuch in Jena bei Verwandten, Oberbürgermeister Dr. Schenk, zu den blühendsten und begeistertsten Schilderungen veranlaßt, denn nicht nur die lieben Verwandten, sondern auch die Studenten waren mit dem vierzehnjährigen Knaben sehr liebenswürdig, da er der Neffe des Oberbürgermeisters war. Auch eine Harzreise, Sommer 1861, die er im Anschluß an einen Besuch bei einem andern Onkel machte, ist ausführlich und mit warmen Worten in einem Reisebericht geschildert. Ostern 1862 durfte er mich in Dresden besuchen, wo ich bei einer liebenswürdigen Familie von Mosch in Pension war, um meine Schulbildung zu vollenden. Ein zärtlicher brüderlicher Brief wirft auf dieses Zusammensein einen liebevollen Rückblick, wobei er nicht unterläßt, mit väterlichen Ermahnungen meine weitere Ausbildung zu fördern und auf den tränenreichen Abschied und allzuhäufige Backfischausdrücke meinerseits, wie z. B. „lieb ich nicht“ scherzhafte Anspielungen zu machen.

„Indem ich dies schreibe, stehe ich am Stehpult, das

Stehpult steht am Fenster, das Fenster bietet eine schöne Aussicht auf die blühende Linde und die sonnenbeschienenen Saalberge: die liebliche Natur aber erinnert mich sehr lebhaft an Dresden und die angenehmen, dort verlebten Tage. Um mich an Dich zu erinnern, liebe, liebe Lisbeth, brauche ich nicht erst dergleichen etwas weitschweifige Erinnerungshebel: im Gegenteil denke ich so beispiellos oft an Dich, daß ich eigentlich fast immer an Dich denke, nicht einmal wenn ich schlafe, ausgenommen; denn ich träume ziemlich oft von Dir und unserm Zusammensein.

„Nicht wahr, es hat sich alles ganz köstlich getroffen? Ich habe es, bis ich wirklich fort war, nicht recht geglaubt, daß es zu der Reise kommen würde; und nun habe ich so wunderschöne Tage in Dresden verlebt und habe mich mit Dir so oft und so ausführlich unterhalten können! Du bist doch eigentlich kaum 7 Wochen fort: Gott, die Zeit scheint mir ein kleines Jahrhundert zu sein! Und jetzt bildet mein Aufenthalt in Dresden den farbenreichen, poetischen Hintergrund für die Prosa meines Alltagslebens! Ich hoffe, daß Du übrigens in keiner Beziehung traurig bist, daß ich nicht länger in Dresden bleiben konnte: mein Gott, Michaelis sehen wir uns ja wieder, und das ist ja kaum ein Halbjahr! Meinst Du, das ist ein schlechter Trost! Lieb' ich nicht!?

„Dresden ist ja zu gemütlich, da wirst Du es doch die paar Monate aushalten können! Vor allen Dingen suche nur alle Kunstschätze Dresdens recht kennen zu lernen, damit Du auch in dieser Beziehung etwas Ordentliches profitierst! In die Bildergalerie mußt Du wöchentlich mindestens ein bis zweimal laufen, wenn Du Dir auch nur immer zwei drei Bilder so genau ansiehst, daß Du mir eine detaillierte Beschreibung (natürlich schriftlich) davon machen kannst. Nicht wahr, sehr egoistisch! Lieb' ich nicht!?"

Die Sommerferien 1862 führten ihn wieder in den Unterharz und die von 1863 nach dem Vogtland und in

das angrenzende Böhmen, wo er zum erstenmal eine sehr hübsche Reise allein und selbständig unternahm mit dem Zielpunkt der böhmischen Bäder. Von allen diesen Reisen gibt es heitere Schilderungen, die ihn durchaus als lebensfrohen Gymnasiasten und nicht als Träumer und Grübler zeigen.

Aber unsre schönsten Sommeraufenthalte der Kindheit, die Besuche bei den geliebten Großeltern in Pobles hatten mit dem Sommer 1859 ein Ende genommen. Wir feierten am 2. August 1859 Großpapa Oehlers zweiundsiebzigsten Geburtstag. Kinder, Schwiegerkinder und Enkel hatten sich dazu in großer Anzahl versammelt. Als ich früh hinunterging, kam Fritz mir schon aus dem Garten entgegen und vertraute mir an, er sei schon sehr früh aufgewacht, da er einen so seltsamen Traum gehabt habe: das ganze Pfarrhaus von Pobles habe in Trümmern gelegen, und die arme Großmama hätte allein unter dem zerbrochenen Gerüst und Balkenwerk gesessen. Darüber habe er so weinen müssen, daß er aufgewacht sei und nicht wieder hätte einschlafen können. Mamachen verbot uns diesen Traum weiter zu erzählen. Übrigens war der liebe Großpapa so frisch und rüstig, daß ihm jeder noch zwanzig Lebensjahre gegeben hätte. Im Spätsommer aber erkältete er sich so heftig, daß ihn eine schwere Krankheit befiel; Großpapa, der nie den Arzt als Arzt, sondern nur als Freund im Hause gehabt hatte, mußte nun seine Hilfe in Anspruch nehmen. Die Krankheit wurde für Grippe erklärt, und Mitte des Winters starb der von uns so Inniggeliebte und ließ eine große, unausfüllbare Lücke zurück. Vierzig Jahre hatte er als Seelsorger in seiner Gemeinde gewirkt und das freundlichste patriarchalische Verhältnis begründet. Mein Bruder verlor mit ihm einen treuen väterlichen Freund und liebevollsten Ratgeber.

Achtes Kapitel.

Wandlungen.

Ostern 1861 wurde mein Bruder in Pforta konfirmiert. Geheimrat Deussen schreibt in seinen Erinnerungen von dem Anfang der Freundschaft zwischen ihm und meinem Bruder: „Ein neues Band zwischen uns knüpfte am Sonntag Lätare des Jahres 1861 die gemeinsame Konfirmation. Als die Konfirmanden paarweise zum Altar traten, um kniend die Weihe zu empfangen, da knieten Nietzsche und ich als nächste Freunde nebeneinander. Sehr wohl erinnere ich mich noch an die heilige, weltentrückende Stimmung, die uns während der Wochen vor und nach der Konfirmation erfüllte. Wir wären ganz bereit gewesen, sogleich abzuscheiden, um bei Christo zu sein, und all unser Denken, Fühlen und Treiben war von einer überirdischen Heiterkeit überstrahlt, welche freilich als ein künstlich gezüchtetes Pflänzlein nicht von Dauer sein konnte und sehr bald unter den alltäglichen Eindrücken des Lernens und Lebens ebenso schnell verflog, wie sie gekommen war. Indessen hielt eine gewisse Gläubigkeit noch bis über das Abiturientenexamen hinaus stand. Untergraben wurde dieselbe unmerklich durch die vorzügliche historisch-kritische Methode, mit welcher in Pforta die Alten traktiert wurden, und die sich dann ganz von selbst auf das biblische Gebiet übertrug, wie denn z. B. Steinhart im Hebräischen in Prima den 45. Psalm durchaus als ein weltliches Hochzeitslied erklärte."

Die Schilderung Deussens von der religiösen Wandlung, die beide erlebten, ist gewiß im allgemeinen richtig. In seinen Äußerungen über Christentum und Religion war mein Bruder damals äußerst vorsichtig, zumal da er durch die Empfehlung von zwei Büchern „Das Leben Jesu" und die Kirchengeschichte von Professor v. Haase in Jena, die ich mir zu Weihnachten wünschen sollte, einen Sturm der Entrüstung erregte, sowohl bei unsrer Mutter als auch bei unsrer Tante Rosalie, die in der Dogmatik wohl bewandert war. Wir wüßten von den religiösen Empfindungen meines Bruders in der damaligen Zeit wenig, wenn nicht eine Aufzeichnung über „Fatum und Geschichte" aus dem Frühjahr 1862 uns einen Einblick in diese inneren Vorgänge ermöglichte.

„Wenn wir mit freiem, unbefangenem Blick die christliche Lehre und Kirchengeschichte anschauen könnten, so würden wir manche den allgemeinen Ideen widerstrebende Ansichten aussprechen müssen. Aber so, von unsern ersten Tagen an eingeengt in das Joch der Gewohnheit und der Vorurteile, durch die Eindrücke unsrer Kindheit in der natürlichen Entwicklung unsres Geistes gehemmt und in der Bildung unsres Temperaments bestimmt, glauben wir es fast als Vergehen betrachten zu müssen, wenn wir einen freieren Standpunkt wählen, um von da aus ein unparteiisches und der Zeit angemessenes Urteil über Religion und Christentum fällen zu können. Ein solcher Versuch ist nicht das Werk einiger Wochen, sondern eines Lebens. Denn wie vermöchte man die Autorität zweier Jahrtausende, die Bürgschaft der geistreichsten Männer aller Zeiten durch die Resultate jugendlichen Grübelns zu vernichten, wie vermöchte man sich mit Phantasien und unreifen Ideen über alle jene in die Weltgeschichte tief eingreifenden Wehen und Segnungen einer Religionsentwicklung hinwegzusetzen?

„Es ist vollends eine Vermessenheit, philosophische

Probleme lösen zu wollen, über die ein Meinungskampf seit mehreren Jahrtausenden geführt ist: Ansichten umzustürzen, die den Menschen nach dem Glauben der geistreichsten Männer erst zum wahren Menschen erheben: Naturwissenschaft mit Philosophie zu einigen, ohne auch nur die Hauptergebnisse beider zu kennen: endlich aus Naturwissenschaft und Geschichte ein System des Reellen aufzustellen, während die Einheit der Weltgeschichte und die prinzipiellsten Grundlagen sich dem Geiste noch nicht offenbart haben ...

„Wie oft erschien mir nicht unsre ganze bisherige Philosophie als ein babylonischer Turmbau; in den Himmel hineinzuragen, ist das Ziel aller großen Bestrebungen; das Himmelreich auf Erden heißt fast dasselbe. Eine unendliche Gedankenverwirrung im Volke ist das trostlose Resultat; es stehen noch große Umwälzungen bevor, wenn die Menge erst begriffen hat, daß das ganze Christentum sich auf Annahmen gründet; die Existenz Gottes, Unsterblichkeit, Bibelautorität, Inspiration und anderes werden immer Probleme bleiben. Ich habe alles zu leugnen versucht: o, niederreißen ist leicht, aber aufbauen! Und selbst niederreißen scheint leichter, als es ist; wir sind durch die Eindrücke unsrer Kindheit, die Einflüsse unsrer Eltern, unsrer Erziehung so in unserm Innersten bestimmt, daß jene tief eingewurzelten Vorurteile sich nicht so leicht durch Vernunftgründe oder bloßen Willen herausreißen lassen. Die Macht der Gewohnheit, das Bedürfnis nach Höherem, der Bruch mit allem Bestehenden, Auflösung aller Formen der Gesellschaft, der Zweifel, ob nicht zweitausend Jahre schon die Menschheit durch ein Trugbild irre geleitet, das Gefühl der eignen Vermessenheit und Tollkühnheit: das alles kämpft einen unentschiedenen Kampf, bis endlich schmerzliche Erfahrungen, traurige Ereignisse unser Herz wieder zu dem alten Kinderglauben zurückführen."

Diese Auseinandersetzung, die uns so viel von den

inneren Erlebnissen meines Bruders in Hinsicht auf das Christentum verrät, verdanken wir einem Vortrag, den er in einer kleinen literarischen Vereinigung, „Germania“ genannt, gehalten hat. Auf einer Ferienreise hatte er mit Wilhelm Pinder den Plan zu dieser literarischen Vereinigung gefaßt und nach ihrer Rückkehr wurde sie mit Gustav Krug am 25. Juli 1860 in größter Feierlichkeit begründet. Die Freunde kauften sich für 75 Pfennig eine Flasche Naumburger Rotwein und zogen ernst und würdig nach der eine Stunde von Naumburg entfernten Ruine Schönburg hinaus, erklommen dort auf höchst gebrechlichen Leitern die Zinne des Wartturms, von dem man eine köstliche Aussicht auf das malerische Saaletal hat, und besprachen sich dort oben, dem Dunstkreis der Niederungen weit entrückt, über ihre höchsten Bildungsabsichten. Mein Bruder gedenkt später in den Reden „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“ dieses Erlebnisses mit folgenden Worten: „Wir beschlossen damals eine kleine Vereinigung von wenig Kameraden zu stiften, mit der Absicht, für unsere produktiven Absichten in Kunst und Literatur eine feste und verpflichtende Organisation zu finden: das heißt schlichter ausgedrückt: es mußte sich ein jeder von uns verbindlich machen, von Monat zu Monat ein eignes Produkt, sei es eine Dichtung oder eine Abhandlung oder ein architektonischer Entwurf oder eine musikalische Produktion, einzusenden, über welches Produkt nun ein jeder der anderen mit der unbegrenzten Offenheit freundschaftlicher Kritik zu richten befugt war. So glaubten wir unsere Bildungstriebe durch gegenseitiges Überwachen ebenso zu reizen als im Zaume zu halten: und wirklich war auch der Erfolg derart, daß wir immer eine dankbare, ja feierliche Empfindung für jenen Moment und jenen Ort zurückbehalten mußten, die uns jenen Gedanken eingegeben hatten.“ Zum Schluß beschworen die Jünglinge den Bund ihrer Freundschaft und geistigen Gemeinschaft, tauften die

Vereinigung „Germania“ und schleuderten die leere Flasche in die Tiefe.

Die „Germania“ hat sehr verschiedenartige Zeiten durchlebt: solche, in welchen mit der größten Lebhaftigkeit und Regelmäßigkeit die Einsendungen einliefen und in den Ferien die Konvente abgehalten wurden, aber auch solche, in welchen andre Ansprüche vorangingen, so daß die Jünglinge ihren Versprechungen nicht nachkamen und weder pekuniäre Beiträge noch literarische Einsendungen lieferten. Sehr ergötzlich schien uns immer der feierliche höfliche Ton, den die Freunde fortwährend (nur die gegenseitige literarische Kritik ausgenommen, wobei jeder zur Unhöflichkeit gewissermaßen gezwungen war) unter einander beobachteten, und zwar nicht nur in den Sitzungen, sondern auch im privaten Verkehr. Von dem Auf und Nieder in dem literarischen Leben dieser Vereinigung gibt ein Chronistenbericht meines Bruders vom 22. September 1862 eine deutliche Vorstellung:

„Wenn das vorige Semester eine große Regsamkeit der Germaniamitglieder zeigte, die sich schließlich zu einem höchst interessanten Konvente gipfelte, wenn wir deshalb am 14. April dieses Jahres mit Berechtigung die Hoffnung aussprachen, daß die eifrige Tätigkeit oder vielmehr der tätige Eifer, mit dem wir unsere „Germania“ auszubilden und zu erweitern suchten, allmählich die Exklusivität der bisherigen Leistungen verschwinden lassen werde, so geschah dies mit spezieller Bezugnahme auf die Politik und neuere Geschichte und sodann namentlich auf die bisher nicht berücksichtigten Künste.

„Seit dem April sind nun schon fünf Monate verflossen, deren Resultate für die Germania durchaus ungünstig sind. Sei es, daß die Verhältnisse dagegen wirkten — denn man weiß, wie Schularbeiten, Tanzstunden, Herzenssachen, politische Aufregungen usw. die leichten Verhaue unsrer Germaniastatuten niederwerfen — sei es auch, daß wir

nur einem Gesetz der historischen Notwendigkeit unterliegen, dem der Reaktion nach einer starken Regsamkeit (unsern Freund P. nehme ich aus, der dies als unchristlich verdammt und prinzipiell Schulzwang vorwälzt), sei dem nun wie ihm wolle, die Tatsache steht fest, daß ein Verfassungsbruch geschehen ist, daß die Heiligkeit der Statuten verletzt, daß die Germania in innerer Zerstreuung, Zerrissenheit und Apathie fast zugrunde gegangen wäre. Finanzielle Indifferenzen und Ungesetzlichkeiten charakterisieren den Anfang dieser Periode — wie alle großen Brüche mit der Vergangenheit, Reformation und Revolution mit einem Finanzschwindel sich ankündigten. Ein Zeichen aber für die immer noch gesunde Natürlichkeit unsrer Germania scheint mir in dem jetzt allseitig erwachenden Bewußtsein zu liegen, daß wir sämtlich gesündigt und in der Gegenwart für eine doppelt gesteigerte Tätigkeit und Regsamkeit Sorge zu tragen haben. Dies Bewußtsein möge uns bei der heutigen Regenerierung unsrer Germania leiten und uns zu einer inneren Kräftigung derselben die passenden Mittel in die Hand geben. Unsre heutige Tätigkeit wird sich deshalb vorzüglich auf folgende Punkte konzentrieren müssen:

1. Wie kann und bis wann muß ein jeder seine noch fehlenden Einsendungen nachliefern?

2. Wie beseitigen wir unsre finanzielle Not, und wie regulieren wir unsre Einkaufstatuten?

3. Wie ordnen wir überhaupt unsre Statuten, um Überschreitungen, wie die vorliegenden, unmöglich zu machen?

4. Durch welches Mittel werden wir am meisten zu eifriger Tätigkeit angeregt?"

Der Chronist prüft nun die einzelnen Punkte, wobei er in der Lage ist, festzustellen, daß von ihm sämtliche 25 Gedichte, Aufsätze und Kompositionen geliefert worden waren, die für die 25 Monate, seitdem die Germania be-

stand, vorhanden sein mußten. Bei den Freunden ergab die Feststellung nicht so günstige Resultate. Er fährt dann in seinem Chronistenbericht weiter fort: „Unsre finanziellen Nöte schreiben sich insbesondere von der Anschaffung Tristans und Isoldens von R. Wagner her, die auf Antrag Gustav Krugs erfolgt ist. Wie er sich selbst erboten hat, verzichtet er auf die nächsten Anrechte des Neuankaufs und ich bitte ihn, sich darüber genau und schriftlich zu erklären. Sodann fehlen noch die Geldbeträge einiger Mitglieder seit einiger Zeit, zu denen sich Verfasser selbst bekennt; zu loben für im allgemeinen pünktliche Bezahlung ist Mitglied Gustav Krug. Ich veranlasse die einzelnen, die Termine zu bestimmen, bis zu denen alles Fehlende nachgeliefert ist. Schließlich fordere ich den Kassenrendanten auf, die Verwaltung des Germaniavermögens in dieser Chronik zu fixieren und Ausgabe und Einnahme bis aufs genauste zu berechnen.

„Über den dritten Punkt, die Ordnung der Statuten, erwarte ich einen Antrag eines Mitgliedes, an den wir die Diskussion anschließen wollen.

„Es bleibt noch übrig, meinen schon gemachten Vorschlag zu einem Preisthema als besonderes Anregungsmittel der einzelnen Mitglieder allseitig zu genehmigen und die bestimmten Termine schriftlich niederzulegen.

„Zum Schluß erlaube ich mir noch die Bitte, das Amt eines Chronisten auch noch bis Weihnachten fortzuführen, indem ich bis jetzt keine Tätigkeit in dieser Beziehung entwickeln konnte. Ich werde Weihnachten in meiner Überschau über die Leistungen des vergangenen Jahres wieder an unsre Ostersynode anknüpfen und die bis dahin nachgelieferten Einsendungen den Monaten nach besprechen.

„Ich endige mit dem Wunsche, daß unsre heutige improvisierte Synode nicht nur eine Luftblase sein möge, die aus der Verdumpfung und Versumpfung unsrer Germania aufsteigt, sondern ein entschiedener Reinigungsprozeß, eine

Scheidung alles Faulen und Verderblichen, eine Läuterung der reinen und edlen Bestandteile, auf denen sie gegründet ist."

F. W. Nietzsche, Chronist.

Es wurden nun zehn Zusätze zu den Statuten gemacht und überhaupt die allerbesten Entschlüsse für die Zukunft gefaßt, aber das literarische Leben und frische Gedeihen, das die „Germania" vor allem im Winter 1861/62 gezeigt hatte, konnte trotz aller Anstrengung nicht wieder erweckt werden. So fand in den Sommerferien 1863 die letzte Synode der „Germania" statt. Die Nähe des Abiturientenexamens, das für die Freunde Wilhelm und Gustav schon Ostern 1864 stattfinden sollte, forderte die Anspannung all' ihrer geistigen Kräfte. Nur Fritz, der durch die Übersiedelung nach Pforta ein halbes Jahr in den Klassen zurückgekommen war, verfügte noch über etwas mehr Zeit und hatte deshalb, wie wir aus nachstehender Liste sehen, bis Juli 1863 regelmäßig seine Lieferungen eingeschickt. Dieser einseitigen Leistung wurde er aber auch bald müde, und so kam man in der oben erwähnten Synode überein, die „Germania" vorderhand einschlafen und erst in der Wonnezeit des Studentenlebens wieder aufleben zu lassen.

Verzeichnis der Einsendungen Nietzsches von August 1860 bis September 1862.

August 1860: Einleitung und Chor zum „Weihnachtsoratorium".

September 1860: Harzreise.

Oktober 1860: Zwei Hirtenchöre zum „Weihnachtsoratorium".

November 1860: Zwei Prophetenchöre zum „Weihnachtsoratorium".

Januar 1861: Sieben Gedichte (nachgeliefert).

Februar 1861: Mariens Verkündigung zum „Weihnachtsoratorium".

März 1861: „Kindheit der Völker" (Synodenvortrag).

April 1861: Übersetzung Serbischer Volkslieder.
Mai 1861: „Mariens Verkündigung" mit Fuge.
Juni 1861: Hirtenchor, Gesang des Mohren.
Juli 1861: „Ermanarich". Literarhistorische Skizze (Synodenvortrag).
August 1861: „Schmerz ist der Grundton der Natur", Tonstück.
September 1861: Über die Dantesinfonie (Synodenvortrag).
Oktober 1861: Herbstlieder.
November 1861: „Serbier", Sinfonische Dichtung, I. II.
Dezember 1861: Über Byrons dramatische Werke (Synodenvortrag).
Januar 1862: Napoleon III. als Präsident.
Februar 1862: Drei ungarische Skizzen, Tonstücke.
März 1862: Siegfried, Gedicht.
April 1862: Fatum und Geschichte (Synodenvortrag).
Mai 1862: Ermanarichs Tod, Gedicht.
Juni 1862: Ungarischer Marsch, Heldenklage.
Juli 1862: „Aus der Jugendzeit", Lied.
August 1862: „Sei still mein Herz", ungarische Skizze.
September 1862: Neue Gedichte.
Oktober 1862: „Es geht ein Bach das Tal", Lied.
November 1862: „Kriemhilds Charakter nach den Nibelungen".
Dezember 1862: „O Glockenklang in Winternacht", Lied.
Januar 1863: „Untreue Liebe", Gedicht.
Februar 1863: „Sprichwort bezeichnet Nationen usw.", Abhandlung.
März 1863: „Am Meer", Gedicht.
April 1863: „Über das Dämonische in der Musik" (Synodenvortrag).
Mai 1863: „Über das Dämonische in der Musik", II.
Juni 1863: „Zwei Bogen Kritik" (als Chronist).

Ich vermisse in den Aufzeichnungen einen Synodenvortrag meines Bruders über Hölderlin; doch kann es

auch sein, daß ich mich nur eines Briefes an Wilhelm Pinder erinnere, der die Anschaffung von Hölderlins Gedichten für die „Germania" befürworten sollte und deshalb in der Synode vorgelesen worden ist. Aus diesem Brief machte mein Bruder einen Aufsatz in Briefform, den er im Herbst 1861 in Pforta als deutsche Arbeit einreichte. Nicht ohne Bewegung kann man jetzt diesen Brief lesen, der im Anhang des I. Bandes der Großen Biographie abgedruckt ist, denn manches daraus ist später in Hinsicht auf meinen geliebten Bruder ganz ähnlich gesagt worden. Sein damaliger Klassenlehrer gab ihm zwar die gute Zensur 2—2a, aber er fügte hinzu: „Ich möchte dem Verfasser doch den freundlichen Rat erteilen, sich an einen gesünderen klareren deutscheren Dichter zu halten."

Die literarische Vereinigung „Germania" ist für die Entwicklung meines Bruders sehr wertvoll gewesen. Hier konnte er sich frei und ungezwungen über seine innersten Empfindungen aussprechen, und deshalb werden wir durch nichts so gut über seine geistigen Wandlungen unterrichtet, als durch jene Aufzeichnungen und Berichte, die für die „Germania" bestimmt waren. Man bemerke z. B. die Wandlung in seinen musikalischen Ansichten. Wie feierlich hatte sich mein Bruder noch 1858 allein für die klassische Musik ausgesprochen; er selbst fügt aber diesen Bemerkungen später schon sehr bedeutsame Fragezeichen am Rand mit der Jahreszahl 1860 hinzu — es war also inzwischen der große Umschwung eingetreten. Bei der Begründung der „Germania" im Juli 1860 wurde der Entschluß gefaßt, die „Zeitschrift für Musik" zu halten, die damals wohl das einzige Blatt war, welches für Wagner und seine Werke mit aller Kraft eintrat, und Wagners Tristan anzuschaffen. Mein Bruder schreibt im Herbst 1888 in seinen Jugenderinnerungen: „Von dem Augenblicke an, wo es einen Klavierauszug des Tristan gab, war ich Wagnerianer". Ich glaube aber, daß es mein

Bruder schon etwas früher gewesen ist, nur daß der Tristan die Gefühle allerdings bis zu einem gewissen Siedepunkte brachte. Ich erinnere mich, daß die Herbstferien 1862 von meinem Bruder und dem Freund Gustav von früh bis abends zum Spielen des Klavierauszugs verwendet wurden. Da der Vater von Gustav durchaus der klassischen Musik huldigte, so wurden diese Wagnerorgien bei uns gefeiert. Als mich Fritz fragte „ob es nicht wunderschön sei", mußte ich kummervoll gestehen, daß mir die Musik nicht recht einginge. Ich bezweifle übrigens, daß der Vortrag der beiden Jünglinge damals überhaupt jemand gefallen konnte, beide hatten die Oper noch nicht gehört und verstanden deshalb aus der Überfülle der Töne die Melodie noch nicht richtig hervorzuheben. Die beiden machten ein unglaubliches Getöse, der Gesang ihrer kräftigen Stimmen erinnerte zuweilen an ein Geheul. Die Überlieferung erzählt, daß eine taube Frau, die uns gegenüber wohnte, bei den schreckbaren Tönen, welche selbst ihr zu Ohren gedrungen waren, angstvoll zum Fenster hinausgefahren sei, weil sie geglaubt habe, es gäbe Feuer.

Man darf aber nicht glauben, daß die „Germanialiste" alle Privatarbeiten und Studien meines Bruders während seines Aufenthaltes in Pforta umfaßte. O nein, es gab noch ungezählte Gedichte, Kompositionen und private Aufzeichnungen aller Art, die in jener Zeit entstanden sind. Leider hat er vieles davon vernichtet, aber das Vorhandene beweist sehr deutlich, was Raoul Richter in seinen Vorlesungen über Nietzsche hervorhebt. „Noch manche andere individuelle Züge des späteren Nietzsche waren schon in dieser Pfortenser Zeit im Keim enthalten. So seine eigenste Art, stets Stimmungen haben, auf sie lauschen, sie erfassen und beschreiben zu können, wie folgende Sätze eines Primanereſſays über Stimmungen (wer schrieb damals über Stimmungen?!) beweisen mögen: „Ist mir's doch oft, wenn ich meine eignen Gedanken und Gefühle belausche

und stumm auf mich achte, als ob ich das Summen und Brausen der wilden Parteien hörte, als ob ein Rauschen durch die Luft ginge, wie wenn ein Gedanke oder ein Adler zur Sonne fliegt" (Bd. I, 324). Und diese leidenschaftlichen oder verträumten Stimmungen, Kinder des Willens und des Gefühls, sie liegen jetzt schon im Kampfe mit den hellen Einsichten, den Kindern des scharfen Verstandes. Der Mißklang zwischen Wille und Intellekt, an dessen Ausgleich Nietzsche beständig arbeitete, kommt in einem an die Schwester gerichteten Briefe ergreifend zum Ausdruck: „Wenn ich minutenlang denken darf, was ich will, da suche ich Worte zu einer Melodie, die ich habe, und eine Melodie zu Worten, die ich habe, und beides zusammen, was ich habe, stimmt nicht, ob es gleich aus einer Seele kam. Aber das ist mein Loos!""

Ich muß nun andrer Wandlungen in jener Zeit noch gedenken, die gleichfalls recht bezeichnend für ihn sind.

Fritz war, bis er nach Obersekunda kam, wie schon erwähnt, ein Musterschüler, was man aus seiner Zensur vom Herbst 1861 als Primus der ersten Ordnung der Untersekunda ersehen kann.

Betragen: recht gut.
Fleiß: recht gut.
Leistungen: Religion 2a, Lateinisch 1, Griechisch 2a, Hebräisch 2b, Deutsch 2a, Französisch 2a, Mathematik 2b, Geschichte 2a.

Ordinarius der Klasse:
Corssen.

Was nun die Ursache war, weshalb sich der Musterknabe in einen etwas lässigen Schüler verwandelte, ist jetzt nicht mehr genau festzustellen. Vielleicht lag es einfach in den Entwicklungsjahren. Die Schule begann ihn zu langweilen; er trug sich mit dem Gedanken, sich ganz der Musik zu widmen, schwärmte dazwischen für Urwald

und Holzhacken und klagte beständig über den gleichen Trott und die bedrückende Enge, in der sich sein Leben abspielte.

Die eigentümliche Unzufriedenheit meines Bruders mit seinem Leben in Pforta begann Anfang des Jahres 1862. Amüsanterweise brachte unsere sehr scharfsinnige Tante Rosalie diese Wandlung meines Bruders mit dem leidenschaftlichen Studium Shakespeares zusammen, dessen Werke er Weihnachten 1861 erhalten hatte, man könnte auch noch Byron hinzufügen. Wenn wir auch damals diese Bemerkung etwas komisch fanden, so habe ich doch später oft gedacht, daß sie viel Wahrheit enthalten hat. Bis dahin hatte er nur einzelnes von Shakespeare und Byron gelesen, aber nun wirkten diese beiden mit der ganzen Wucht ihres Geistes auf ihn ein, und wahrscheinlich kam ihm damals schon diese Bewunderung für die starken und freien Menschen, über welche er 22 Jahre später an mich schreibt: „jede Stärke ist schon an sich etwas für den Blick Labendes und Beseligendes. Lies Shakespeare: er steckt voll solcher starken Menschen, roher, harter, mächtiger Granitmenschen. An diesen ist unsre Zeit so arm." Zu den weiten Shakespeareschen Ausblicken wollte freilich die Enge der Pförtnerschule nicht passen.

Auf seine literarischen Produktionen hatten Shakespeare und Byron, die er mit einem poetisch begabten Mitschüler Granier zusammen las, jedenfalls einen großen Einfluß. Beide erklärten angesichts dieser Lektüre, daß ihre bisherigen literarischen Produkte „weichlich und sentimental" wären. Sie beschlossen nun, „ironisch, stark und realistisch" zu dichten und zu schreiben und ihre Versuche gegenseitig auszutauschen. Es war eine ganz kurze Periode und mein Bruder erklärte späterhin mit großer Heiterkeit, daß ihre Produkte durchaus nicht den ebenerwähnten Epitheta entsprochen hätten, sondern nur „albern, roh und unanständig" gewesen wären. Aber wie mein Bruder

herzlich lachend hinzusetzte, von jener unschuldigen Unanständigkeit, die nur den kräftigsten Ausdrücken von Shakespeare und Schiller nachgebildet gewesen wäre. Granier scheint darin das Äußerste geleistet zu haben, wenigstens wurden seine Produkte später, als wir alte Papiere ordneten, von meinem Bruder mit lachender Entrüstung in den Ofen gesteckt. Aber auch mein Bruder hat sich Mühe gegeben, das Unmöglichste zu leisten, wie der Anfang einer Novelle, den in späterer Zeit jener Mitschüler Granier ohne jede Explikation und Erlaubnis veröffentliche, beweist. Es ist aber nur bei diesem Anfang geblieben, denn Fritz war schnell von dieser mißverstandenen Shakespeare-Nachahmung, die er bald als „ekelhaft und kindisch" bezeichnete, degoutiert.

Mit großer Leidenschaft warf er sich in jener Zeit auf Interessen, die außerhalb der Schulatmosphäre lagen, besonders Musik, auch schrieb er sehr viel für seine literarische Gesellschaft Germania, wodurch sich natürlich verminderte Leistungen in der Schule ergaben.

Durch das ganze Leben meines Bruders zieht sich ein Widerstreit zwischen den privaten wissenschaftlichen Neigungen und den wissenschaftlichen Forderungen, welche Schule, nachher Universität und Fachstudien, später die Professur an ihn stellten. Dieser innere Widerstreit tritt zuweilen stärker hervor, zuweilen scheint er ganz zu verschwinden, denn zu allen Zeiten hat er versucht, die wissenschaftlichen Forderungen, die ihm durch äußere Verpflichtungen auferlegt wurden, so zu vertiefen und zu erweitern, daß er schließlich auch an den ihm gewissermaßen von außen aufgedrungenen Studien lebhafte und warme Befriedigung empfand und sie seinen Hauptinteressen förderlich und dienstbar machte. Natürlich gehört viel Kraft und Gesundheit dazu, eine solche Doppelarbeit zu bewältigen: die eigensten, innersten Bestrebungen zu fördern und die äußeren Pflichten nicht zu vernach-

lässigen. Fühlte er nun, daß seine Privatstudien unter der Überwindung und dem Zurechtmachen der fremden Stoffe litten, empfand er, daß seine Kräfte doch wohl für diese anstrengende Doppelarbeit nicht ausreichten, so ergriff ihn tiefes Mißbehagen gegen das ihm von außen Aufgedrungene. Eine solche Zeit waren die Monate Januar bis Herbst 1862. So gesund und kräftig er aussah, so litt er doch während dieser Monate viel an Erkältungen, Heiserkeit und öfters wiederkehrenden Augen- und Kopfschmerzen. Natürlich konnte er dabei nicht so viel arbeiten wie gewöhnlich, und das mochte ihm wohl die ganze Schule verleiden.

Obersekunda ist übrigens wohl für die meisten Schüler die Zeit, sich unverstanden zu fühlen. Bei meinem Bruder trat dies vielleicht etwas stärker hervor, weil damals sein erster Tutor in Pforta, Professor Buddensieg, an den er sich warm angeschlossen hatte, erkrankte und starb. Ein neues inniges Anschließen wurde meinem Bruder in seiner Knaben- und Jünglingszeit sehr schwer, und nur dann öffnete er sein Innerstes und kam mit der Fülle der ihn bewegenden Gedanken hervor, wenn sein ganzes Herz von inniger Liebe erfüllt war und er glauben konnte, daß auch auf seiten des Lehrers wärmstes Wohlwollen herrschte. Nur dauerte es ziemlich lange, ehe mein Bruder zu einer solchen Ansicht kam, denn er war nichts weniger als süffisant. Ehe er überzeugt war, daß ihm jemand aufrichtig zugetan sei und seine Begabung anerkenne, mußte es ihm ein Lehrer sehr deutlich zeigen, und das geht wohl im allgemeinen in Pforta gegen die Erziehungsprinzipien.

Ich glaube, mein Bruder ist von den Lehrern oft falsch beurteilt worden, wenn sie sich auch immer recht freundlich gegen ihn zeigten. Es wurde mir einmal erzählt, daß sie ihn im Verdacht gehabt hätten, daß er mokant über sie urteile — aber nichts lag ihm ferner. Er hatte die lebhafteste Bewunderung für ihre wissenschaftlichen For-

schungen, schätzte die Strenge und Wahrhaftigkeit ihrer Methode aufs höchste und sprach nur mit großer Verehrung von ihnen, besonders von Corssen, Steinhardt, Keil, Koberstein, Peter. Selbst über ihre kleinen und großen Schwächen machte er keine aburteilenden Bemerkungen, sondern ging darüber hinweg; es war ihm ersichtlich unangenehm, darüber zu reden. Sein ehrfürchtiges Herz wurde von rohen Witzen in dieser Richtung geradezu abgestoßen; denn mein Bruder war, wie er selbst in der „Fröhlichen Wissenschaft" sagt, „ein verehrendes Tier".

Nur dies Mißverständnis von seiten der Lehrer macht eine an und für sich recht harmlose Geschichte verständlich. Mein Bruder erzählt den Vorgang selbst in einem Briefe an unsere Mutter.

„Liebe Mama! Es tut mir leid, daß ich euch gestern nicht in Almrich treffen konnte; ich war aber verhindert, insofern ich dispensiert war. In bezug hierauf werde ich euch eine kleine Geschichte erzählen.

„Allwöchentlich hat einer der neuen Primaner die Schulhausinspektorenwoche, d. h. er hat alles, was eine Reparatur in den Stuben, Schränken, Auditorien usw. nötig macht, zu verzeichnen und einen Zettel mit all diesen Bemerkungen auf der Inspektionsstube abzugeben. Ich hatte vorige Woche dieses Amt; es fiel mir aber ein, dies etwas langweilige Geschäft durch Humor pikanter zu machen und schrieb einen Zettel, auf dem alle Bemerkungen in das Gewand des Scherzes gekleidet waren. Die gestrengen Herren Lehrer waren darob sehr erstaunt, wie man in eine so ernsthafte Sache Witze mischen könnte, luden mich Sonnabend vor die Synode und diktierten mir hier als Strafe nicht weniger als drei Stunden Karzer und den Verlust einiger Spaziergänge zu. Wenn ich mir dabei irgend eine andere Schuld als Unvorsichtigkeit zumessen könnte, würde ich mich darüber ärgern; so aber habe ich mich keinen Augenblick drum bekümmert und nehme mir nur

daraus die Lehre, andermal mit Scherzen vorsichtiger zu sein . . . ."

Unsere Mutter hatte die Sache erst einfach und leicht, später aber doch ernster genommen und ihren Gefühlen darüber Ausdruck gegeben. Fritz antwortete darauf ein wenig ärgerlich: „Ich kann nicht begreifen, wie Du Dich nur noch einen Augenblick über die Folgen jener Geschichte bekümmern kannst, da Du sie ja richtig aufgefaßt und mir in den Briefen vorgehalten hast. Ich werde mich wohl auch vor ferneren Unüberlegtheiten hüten; aber daß ich nur etwas länger verstimmt darüber gewesen wäre, daran ist nicht zu denken. Mögen andere darin suchen, was sie wollen, ich weiß was darin lag, und damit bin ich völlig beruhigt. Wie gesagt, ich habe mich selten in einer wohleren Stimmung gefühlt als jetzt, und meine Arbeiten gehen gut vorwärts, ich habe sehr vielfachen und angenehmen Umgang — und an ein Beeinflussen ist nicht zu denken, da ich erst Personen kennen lernen müßte, die ich über mir fühlte. Auch die kalte Temperatur finde ich ganz gemütlich — kurzum ich fühle mich sehr wohl und bin gegen niemand, auch gegen die Lehrer nicht, in verbitterter Stimmung. Vielleicht konnten sie als Lehrer die Sache nicht anders auffassen." . . .

Der witzige Wochenbericht ist in Berlin im Verein alter Pförtner zum allgemeinen Amusement vorgelesen worden. Mir selbst sind einige der anstoßerregenden Bemerkungen als äußerst harmlos in der Erinnerung geblieben, z. B.: „Im Auditorium so und so brennen die Lampen so düster, daß die Schüler versucht sind, ihr eigenes Licht leuchten zu lassen.

„In der Obersekunda sind kürzlich die Bänke gestrichen und zeigen eine unerwünschte Anhänglichkeit an die sie Besitzenden usw."

Die Briefstelle, in welcher mein Bruder allen Einfluß von anderer Seite leugnet, war ein Irrtum, denn seine

Mitschüler haben mannigfachen, allerdings nur oberflächlichen Einfluß auf ihn ausgeübt. Mein Bruder neigte zu einer gewissen Überschätzung seiner Mitschüler und sprach von ihrer Begabung mit außerordentlicher Bewunderung. Ich weiß, daß ich damals die Empfindung hatte, daß mit diesen hervorragenden jungen Leuten, von welchen mein Bruder mit solcher Begeisterung sagte: „Wenn ich so begabt wie der und der wäre, was würde ich daraus machen", eine ganz neue Weltordnung beginnen müsse. Deshalb kam ihm auch sein eigenes, sich selbst bestimmendes Wesen nur zum Bewußtsein, wenn ihm, wie oben, vorgeworfen wurde, er ließe sich von dem oder jenem beeinflussen; — dann revoltierte er, konstatierte gewissermaßen zu seinem eigenen Erstaunen, wie sehr er trotzdem er selbst blieb und drückte in starken Worten aus, wie unbeeinflußt er im Grunde war.

Bedeutend schmerzlicher und viel nachteiliger in seiner Schülerlaufbahn war nachfolgendes von ihm sehr schwer empfundenes Erlebnis. Er schreibt im April 1863 an unsere Mutter:

„Liebe Mutter! Wenn ich Dir heute schreibe, so ist es mir eins der unangenehmsten und traurigsten Geschäfte, die ich überhaupt getan habe. Ich habe mich nämlich sehr vergangen und weiß nicht, ob Du mir das verzeihen wirst und kannst. Mit schwerem Herzen und höchst unwillig über mich ergreife ich die Feder, besonders wenn ich unser gemütliches und durch keine Mißlaute getrübtes Zusammenleben in den Osterferien mir vergegenwärtige. Ich bin also vorigen Sonntag betrunken gewesen und habe auch keine Entschuldigung weiter, als daß ich nicht weiß, was ich vertragen kann, und den Nachmittag gerade etwas aufgeregt war. Wie ich zurückkam, bin ich vom Oberlehrer Kern dabei gefaßt worden, der mich dann Dienstag in die Synode zitieren ließ, wo ich zum dritten meiner Ordnung herabgesetzt und mir eine Stunde des Sonntag-

spaziergangs entzogen wurde. Daß ich sehr niedergeschlagen und verstimmt bin, kannst Du Dir denken, und zwar mit am meisten, daß ich Dir solchen Kummer bereite durch eine so unwürdige Geschichte, wie sie mir noch nie in meinem Leben vorgekommen ist. Und dann, wie tut es mir auch des Predigers Kletschke wegen leid, der mir erst solches unerwartetes Vertrauen erwiesen (er hatte Fritz zu seinem Famulus gemacht). Durch diesen einen Fall verderbe ich mir nun meine leidliche Stellung, die ich mir in vorigem Quartal erworben hatte, völlig. Ich bin auch so ärgerlich über mich, so daß es mit meinen Arbeiten gar nicht vorwärts gehen will, und kann mich noch gar nicht beruhigen. Schreib' mir doch recht bald und recht streng, denn ich verdiene es, und keiner weiß mehr als ich, wie sehr ich es verdiene.

„Ich brauche Dir wohl nicht weiter zu versichern, wie sehr ich mich zusammennehmen werde, da es jetzt sehr darauf ankommen wird.

„Ich war auch wieder zu sicher geworden und bin jetzt, allerdings höchst unangenehm, aus dieser Sicherheit aufgescheucht worden.

„Heute werde ich zu Prediger K. gehn und mit ihm reden. — Bitte, erzähle übrigens die ganze Sache nicht weiter, wenn sie sonst nicht schon bekannt sein sollte. Schicke mir übrigens doch baldigst meinen Shawl, ich leide jetzt immer noch an Heiserkeit und Brustschmerzen. . . .

„Nun lebe wohl und schreib mir ja recht bald, und sei mir nicht zu böse, liebe Mutter. Sehr betrübt Fritz."

Fritz war in der Tat über das Vorgefallene sehr unglücklich! Er hatte zwar gar nichts Unwürdiges in der Trunkenheit getan, sondern nur ein bißchen heitern Unsinn geredet, und war dann gestolpert und hingefallen, aber der Zustand eines Betrunkenen, der die Herrschaft über sich selbst verliert, war ihm etwas zu Widerliches. Dazu kam eine heftige Erkältung, so daß er längere Zeit in der

Krankenstube verweilen mußte und dort nun überreiche Muße hatte, über die peinliche Geschichte nachzudenken. Er schreibt im nächsten Briefe an unsre Mutter: „Daß ich mir alles Beste vorgenommen habe, und die vergangne Geschichte in mannigfacher Beziehung mich zum Nachdenken aufgefordert hat, daß ich besonders alles das, was Du mir geschrieben, reiflich überdacht und auf mich habe wirken lassen, — das will ich nicht weiter versichern, ich hoffe, daß mein ferneres Verhalten dafür zeugen wird."

Schließlich raffte er sich wieder auf, blickte mit Mut und Vertrauen in die Zukunft und fing an, sich mit Plänen für sein Universitätsstudium zu beschäftigen. Er schreibt im Mai 1863: „Mitunter und mehr als sonst denke ich über meine Zukunft nach; äußere und innere Gründe machen sie etwas schwankend und ungewiß. Vielleicht könnte ich noch jedes Fach studieren, wenn ich die Kraft hätte, alles andere mir Interessante von mir zu weisen. Schreibe mir doch einmal Deine Ansichten darüber; daß ich viel studieren werde, ist mir ziemlich klar, aber wenn nur nicht überall nach dem Brotstudium gefragt würde!"

Unsre Mutter scheint ihm nun geschrieben zu haben, daß er sich weniger um die Zukunft als um die Gegenwart kümmern solle, bei den Zukunftsplänen aber jedenfalls die praktische Seite im Auge behalten müsse. Fritz antwortet darauf: „Was meine Zukunft betrifft, so sind es eben diese ganz praktischen Bedenken, die mich beunruhigen. Von selbst kommt die Entscheidung nicht, was ich studieren soll. Ich muß also selbst darüber nachdenken und wählen; und diese Wahl ist es, die mir Schwierigkeiten macht. Gewiß ist es mein Bestreben, das, was ich studiere, ganz zu studieren, aber um so schwieriger wird die Wahl, da man das Fach heraussuchen muß, worin man etwas Ganzes zu leisten hoffen kann. Und wie trügerisch sind oft diese Hoffnungen! Wie leicht läßt man sich von einer momentanen Vorliebe oder einem alten Familienherkommen, oder von besonderen

Wünschen fortreißen, so daß die Wahl des Berufes ein Lottospiel erscheint, in dem sehr viele Nieten und sehr wenig Treffer sind. Nun bin ich noch in der besonders unangenehmen Lage, wirklich eine ganze Anzahl von auf die verschiedensten Fächer zerstreuten Interessen zu haben, deren allseitige Befriedigung mich zu einem gelehrten Manne, aber schwerlich zu einem Berufstier machen würde. Daß ich also einige Interessen abstreifen muß, ist mir klar. Daß ich einige neue hinzugewinnen muß, ebenfalls. Aber welche sollen nun so unglücklich sein, daß ich sie über Bord werfe, vielleicht gerade meine Lieblingskinder!"

Mit großem Eifer nahm er nach diesen Vorkommnissen seine gesamten Arbeiten und Studien wieder auf. Er verwandelte sich wieder in den Musterschüler von ehemals und erlangte auch sehr bald das Wohlwollen seiner Lehrer zurück, das sich in vortrefflichen Zensuren äußerte. Geheimrat Volkmann, später Rektor in Pforta, in jener Zeit aber noch junger Lehrer in dieser Anstalt, erzählte mir späterhin, daß damals in dem Lehrerkreise ganz vertraulich mit wahrer Bewunderung von den Leistungen meines Bruders gesprochen worden sei. Aber davon ist meinem Bruder niemals das Geringste verraten worden, denn Pforta war nicht weichlich gesinnt und schmeichelte seinen begabten Schülern unter keinen Umständen. Wenn mein Bruder späterhin mit solcher Anerkennung von einer harten Schule spricht, die den jungen Menschen so wohltätig wäre so hat er immer mit Dankbarkeit an die gute alte Pforta gedacht. Er schreibt 24 Jahre später: „Das Wünschenswerteste bleibt unter allen Umständen eine harte Disziplin zur rechten Zeit, d. h. in jenem Alter noch, wo es stolz macht, viel von sich verlangt zu sehen. Denn dies unterscheidet die harte Schule als gute Schule von jeder andern: daß viel verlangt wird; daß das Gute, das Ausgezeichnete selbst, als normal verlangt wird; daß das Lob selten ist, daß die Indulgenz fehlt; daß der Tadel scharf, sachlich,

ohne Rücksicht auf Talent und Herkunft laut wird. Eine solche Schule hat man in jedem Betracht nötig: das gilt vom Leiblichsten wie vom Geistigsten: es wäre verhängnisvoll, hier trennen zu wollen! Die gleiche Disziplin macht den Militär und den Gelehrten tüchtig: und näher besehen, es gibt keinen tüchtigen Gelehrten, der nicht die Instinkte eines tüchtigen Militärs im Leibe hat."

Neuntes Kapitel.

Die letzten Schuljahre.

Nach allen bisherigen Erzählungen und Schilderungen kann man wohl die Frage aufwerfen: machte damals mein Bruder den Eindruck, daß er sich zu einem so weltbewegenden Geist entwickeln würde? Einige seiner Freunde haben es behauptet, aber ich bin immer sehr mißtrauisch gegen Erinnerungen aus späterer Zeit. Unwillkürlich legt man einen anderen viel späteren Maßstab an diese frühsten Erlebnisse an.

Mein Mißtrauen gegen diese Zeugnisse aus späterer Zeit, die von den nächsten Freunden ausgehen, wurde gewissermaßen bestätigt durch die Erinnerungen jenes im vorhergehenden Kapitel erwähnten Mitschülers Granier, später Arzt und Sanitätsrat in Berlin, der meinen Bruder bald nach dem Abgang von Pforta aus den Augen verloren hatte, bis er, wie er sich vor ungefähr zehn Jahren ausdrückte, in „ungeahntem Glanze wieder in sein Gesichtsfeld trat." Granier schildert dann seine Erinnerungen an meinen Bruder:

„In Schulpforta war Nietzsche, wie ja bekannt, ein ausgezeichneter Schüler, nur die Mathematik war, wenn ich mich recht besinne, nicht seine starke Seite. Unter den Mitschülern trat er nicht besonders hervor, er versenkte sich in die Aufgaben der Schule, besonders in die alten Sprachen, und in seine besonderen Studien. Eine führende

Rolle spielte er unter Denen, die geistige Regsamkeit zeigten, nicht; diese Rolle fiel zwei anderen zu, die schon lange vor Nietzsche gestorben sind. Auf die lärmenden Spiele im Schulgarten ließ er sich nicht ein, doch ging er als Primaner, wie wir anderen, gern nach dem nahe gelegenen Dorfe Altenburg (Almerich genannt), trank dort aber nicht Bier, sondern mit großem Behagen Schokolade. Er war schon auf der Schule außerordentlich kurzsichtig, und seine tiefliegenden Augen hatten einen eigentümlichen Glanz. Seine Stimme konnte sehr tief sein, im allgemeinen war sie sanft wie sein ganzes Wesen. Daß er einmal ‚die Umwertung aller Werte' versuchen würde, hätte man damals nicht vermutet." Etwas anders lautet das Zeugnis des Freiherrn Carl von Gersdorff, den mein Bruder später als seinen „Herzensfreund" bezeichnete und mit welchem er in Freundschaft bis zu seinem Tode verbunden war. Gersdorff schreibt über seine Pfortenser Erinnerungen: „Über meinen Aufenthalt in Schulpforta besitze ich leider keine schriftlichen Aufzeichnungen; doch weiß ich aus lebhafter Erinnerung, wie sehr Nietzsche meine Aufmerksamkeit schon in Untersekunda erregte, wohin man mich Ostern 1861 versetzt hatte. Er war mir ein halbes Jahr voraus, so daß wir immer nur ein Halbjahr in jeder Klasse beisammen sein konnten. Ich wohnte als Extraneer beim alten Professor August Koberstein, dem bekannten Literarhistoriker, der auch in Untersekunda deutschen Sprachunterricht gab. Eines Tages hatte Nietzsche eine aus freiem Antrieb gefertigte kritisch-historische Arbeit über die Ermanarichsage bei Koberstein eingereicht. Dieser war dadurch hocherfreut und voll des Lobes über die Gelehrsamkeit, Kombinationsgabe, den Scharfblick und die stilistische Gewandtheit seines Schülers. Koberstein sprach sonst bei Tisch wenig. Da er sich nun diesmal mir gegenüber so freudig erregt geäußert hatte, nahm ich Anlaß, Nietzsche davon Mitteilung zu machen,

und dies um so lieber, als ich, wie angedeutet, schon bald nach Eintritt in die Untersekunda herausgefühlt hatte, daß er allen seinen Mitschülern an Geist und Gesittung weit überlegen sei und einst Großes leisten werde. Zu engerem Anschluß führte dies Vorkommnis jedoch noch nicht; häufig und innig wurde unser Verkehr erst von Prima an. Nicht wenig trug die Musik dazu bei. Allabendlich zwischen 7 und ½8 Uhr kamen wir im Musikzimmer zusammen. Seine Improvisationen sind mir unvergeßlich; ich möchte glauben, selbst Beethoven habe nicht ergreifender phantasieren können, als Nietzsche, namentlich wenn ein Gewitter am Himmel stand." —

Geheimrat Paul Deussen schreibt in seinen Erinnerungen an Nietzsche: „Was aus mir geworden wäre, wenn ich ihn nicht gehabt hätte, kann ich mir schwer klar machen. Die Hochschätzung, vielleicht Überschätzung alles Großen und Schönen, und eine entsprechende Verachtung für alles, was nur materiellen Interessen diente, lag wohl von Natur in mir, aber dieser glimmende Funke wurde durch den täglichen Umgang mit Nietzsche zu einer Flamme der einseitigen Begeisterung für alles Ideale entfacht, welche nie wieder erloschen ist, auch nachdem sich meine Wege von denen des Freundes trennten."

Nach diesen und auch anderen Schilderungen kann man wenigstens eins als sicher annehmen, daß mein Bruder der Führer seiner nächsten Freunde zu einer Reihe der höchsten Interessen schon damals gewesen ist, aber daß selbst sie nicht geahnt haben, welche Macht und Wucht einmal der Name Nietzsche Anfang des 20. Jahrhunderts haben würde. Dieser im allgemeinen sehr korrekte und zurückhaltende Jüngling, der mit solch' kindlicher Zärtlichkeit seiner Mutter untertan war und sich aufrichtig betrübte, wenn er ihr Kummer bereitete, gab sich so gar nicht „genialisch", wie man damals noch sagte. Hätte ich nun nicht einen großen Teil seiner privaten Auf-

zeichnungen aufbewahrt, worüber es zwischen ihm und mir öfters scherzhafte Kämpfe gab, so würden auch wir jetzt voller Staunen fragen: woher kam denn später der große Philosoph und Dichter? Aber diese Aufzeichnungen, von welchen Einiges im Anhang der großen Biographie abgedruckt ist, reden eine zu deutliche Sprache. Doch ist das jetzt noch Vorhandene, wie schon erwähnt, nur ein Teil von der Gesamtheit seiner Produktionen, wie seine Notizen beweisen. Er hatte oft den Wunsch, vor sich selbst eine Art Rechenschaftsbericht seiner privaten geistigen Tätigkeit abzugeben. So schreibt er z. B.:

„Meine musikalische Tätigkeit im Jahre 1863. Gespielt habe ich im ersten Teil des Jahres: viel Beethovensche Sonaten, zwölf Haydnsinfonien, späterhin: Schuberts Phantasie, Divertissement à l'hongroise, Lebensstürme, die Pastoralsinfonie; vor allem die 9. Sinfonie.

„Komponiert habe ich im Januar: ‚In einem kühlen Grunde', melodramatisch.

„In den Hundstagen aufgeschrieben: ‚So lach doch mal'. Im Kopf ersonnen: Das Allegro einer Sonate vierhändig, vergessen; das Adagio dazu, nicht vergessen.

„In den Weihnachtsferien: ‚Eine Sylvesternacht', für Violine und Klavier aufgeschrieben.

„Gedichtet habe ich: Untreue Liebe, Vor dem Kruzifix, Am Meeresstrand, Klang aus der Ferne, Über den Gräbern, Jetzt und einstmals, Jetzt und ehedem, Rhapsodie, Heimkehr, fünf Lieder, Vorspiel, An ein Rosenblatt, Der alte Ungar, Vor fünfzig Jahren, Beethovens Tod.

„Geschrieben habe ich in den Ostertagen: Über das Dämonische in der Musik I, II; —

in den Hundstagen: Anmerkungen zum Nibelungenlied;

in den Michaelistagen: Anmerkungen zum Hildebrandslied und Sprüchen.

Herbst 1863: Abhandlungen über Ermanarich.

„Gelesen am meisten: Emmerson, Bernhardy, Literatur-

geschichte, Gervinus, Shakespeare, Edda, Symposion, Technik des Dramas, Nibelungen, Lachmann, Tacitus (Tiberius), Wolken, Plutus, Aeschylos und über ihn."

Ergötzlich und gewissermaßen überraschend berühren in jenen Aufzeichnungen zwei Gedichte: „Untreue Liebe" benannt. Man könnte daraus auf irgendwelchen Liebeskummer meines Bruders in jenen Jugendjahren schließen. Aber wahrheitsgemäß muß festgestellt werden, daß diese Verse aus der Seele seines Freundes Paul Deussen herausgedichtet sind. Er nahm den lebhaftesten Anteil an einer rührenden Liebesgeschichte dieses Freundes, und als sich dessen Gegenstand leidenschaftlichster Verehrung mit einem andern verlobte und nicht auf den Primaner zu warten gedachte, empfand mein Bruder den Schmerz seines Freundes so stark (vielleicht fühlte er sich mit dem Freund in seiner Primanerwürde gekränkt), daß er jene zwei Lieder „Untreue Liebe" dichtete. Ob nun die darin geschilderten Vorgänge der historischen Wahrheit in der Herzens- und Liebesgeschichte des Freundes Paul entsprechen, weiß ich nicht. Aber gewiß ist dies Gedicht ein Beispiel, wie sehr sich ein Dichter in die Empfindung eines andern versetzen kann, und daß man recht vorsichtig sein muß, in seinen Gedichten immer eigne Erlebnisse zu suchen.

„Die Hand, die herzlich dargebotene,
Zurückgegeben, zweifelhaften Auges,
Und auf der Zunge, wägend Silb' um Silbe, —
Das Herz, den aufgebrochnen Brief zurück-
Gewiesen, ungelesen, ungedeutet!
Und das von dir!
Herum im Kreise staunten
Und lachten Eintagsfliegen, flogen weiter
Und summten ärgerlich Gesumm. Jedoch
Ein Gott riß mich heraus, mit wilder Schwermut
Den Sinn umnachtend. —

Und lächelnd schau ich jetzt die Fäden an,
Die durchgeriss'nen, durch die Hand mir gleitend,
An denen es wie Blut und Tränen glänzt:
Sie waren schön und sind es noch, und wie
Des späten Sommers Schleier fliehn sie fort,
Ein Windhauch spielt mit ihnen, und das Gold
Der Abendsonne glüht und glitzert drinnen.
Du nicht mehr mein! Es spielt mein liebster Traum
Mit deinem Bild, und einsam steigst du auf
Aus Herzenstiefen wie ein Stern, entglommen
An meines Lebens nächt'gem Himmel — doch
Schon ferne, ach zu ferne, schon versunken!"

(Gedichtet 1863.)

Aber Fritz schien nicht nur durch ähnliche Erlebnisse seiner Freunde die Vorstellung gewonnen zu haben, daß Liebesempfindungen außer Bitternissen doch auch manches Süße verbergen müßten. Als nämlich die Schwester eines seiner Unteren, Fräulein Anna Redtel, bei ihren Großeltern Geheimrat Backs in Kösen zum Besuch war, hatte auch Fritz zu schwärmen angefangen. Sie war eine kleine, liebliche, ätherische Berlinerin, dabei liebenswürdig, gut unterrichtet und sehr musikalisch. Mein Bruder war im Gegensatz dazu der große, breitschultrige, kräftige, etwas feierliche und steife Junge. Seine Vorstellungen, daß wir Frauen eigentlich zarte Vögelchen, etwas sehr Feingeartetes und Zerbrechliches sind, ist vielleicht auf diese erste jugendliche Schwärmerei zurückzuführen. Fritz spielte mit Fräulein Anna vierhändig, widmete ihr Verse und eine musikalische Rhapsodie, und fühlte sich, wie ich glaube, recht befriedigt, auch einmal von jenen Empfindungen, von denen seine Schulgenossen so viel Wesens machten, ergriffen zu sein.

Fritz war übrigens sehr angenehm berührt, daß auch ich seine Herzensangelegenheiten und die damit verbundenen Stimmungen so wichtig nahm. Seine Schwärmerei erhob

sich aber nie über eine gemäßigte, poetisch-angehauchte, herzliche Zuneigung. Wie denn überhaupt die große Passion oder die vulgäre Liebe dem ganzen Leben meines Bruders vollständig fern geblieben ist. Seine ganze Leidenschaft lag in der Welt der Erkenntnis, deshalb hatte er für alles andere nur sehr temperierte Empfindungen übrig. Später tat's ihm ordentlich leid, niemals zur richtigen amourpassion zu gelangen, aber alle Zuneigungen zu irgendwelchen weiblichen Wesen verwandelten sich in kürzester Zeit in zarte herzliche Freundschaft, mochten die Lieblichen auch noch so bezaubernd hübsch sein.

Mit großer Verwunderung sah er bei den Freunden, welch leidenschaftliches Glück, aber auch welche Umwälzungen und Verwüstungen die Liebe zu verursachen vermochte. Besonders den unglücklich Liebenden pflegte er mit wärmster Teilnahme in ihren Leidenszeiten beizustehen. Zum Beispiel versuchte er schon damals den Freund Paul mit allen erdenklichen philosophischen Gründen zu trösten, und dieser erinnert sich noch heute, wie sie zusammen in den Abendstunden in den düstern Kreuzgängen Pfortas wandelten und Fritz die alten Griechen und Römer mit ihren in Bücherstaub und Schulweisheit gehüllten Trostgründen anführte, um den Freund in seiner Schwäche zu stärken. Aber niemals hat er sein Staunen, daß Liebesgeschichten so wichtig genommen wurden, ganz verbergen können, und immer hat er sich und andre kopfschüttelnd gefragt: „Und das alles um ein kleines Mädchen?"

Das Jahr 1864, wenigstens bis zum Herbst, ist nicht so reich an Privatstudien, wie die früheren Jahre, da nun die Vorbereitungen zum Examen und die damals in Pforta üblichen zur Valediktion bestimmten großen Arbeiten die Freizeit hauptsächlich in Anspruch nahmen. Auf den Vorschlag des Dr. Volkmann, der meinem Bruder viel freundliches, von ihm sehr dankbar empfundenes Interesse bezeigte, wählte er den Megarenser Theognis zu seinem

großen lateinischen Aufsatz: „De Theognide Megarensi.“ Die Behandlung dieses Stoffes ist für meinen Bruder sehr bezeichnend. Theognis, der Moralist und Aristokrat, der mit Verachtung die Pöbelherrschaft schildert und von sich abweist, hat ihn Jahre hindurch beschäftigt und angezogen und ist sicher eine der Grundlagen, auf die sich später sein kühnes, neues, stolzes Gebäude: die Schilderung der griechischen Kultur, wie er sie erkannte, aufbaute.

So kamen die letzten großen Schulferien, die ganz allein der Vorbereitung zum Examen und der soeben erwähnten lateinischen Arbeit gewidmet werden sollten, aber nicht immer dazu verwendet wurden. Die Phantasie läßt sich nicht in beliebige Fesseln schlagen. Fritz beschreibt Deussen seinen Tageslauf:

„Montag früh begann ich meine Arbeit zweifelhaften Sinnes und schrieb an diesem Tag 7 große Bogenspalten; am zweiten Tag abends hatte ich 16 Seiten, am dritten 27; ist da nicht eine schöne Progression in diesen Zahlen 1:7, 2:8, 3 9? Donnerstag und heute schrieb ich den Rest; es sind 42 große, enge Seiten, die ins Reine geschrieben recht bequem 60 geben werden, wahrscheinlich mehr. Eine Einleitung von einer Seite, 3 Kapitel.

I. De Megarensium Theog. aetate rebus. De Theog. vita.
II. De Theogn. scriptis.
III. Theogn. de deis, de moribus, de rebus publicis opiniones examinantur.

„Ein kurzer Schluß. Ob ich damit zufrieden bin? Nein, nein. Aber ich hätte kaum etwas Besseres, selbst wenn ich mich noch mehr angestrengt, sagen können. Einige Partien sind langweilig. Andere sprachlich unbeholfen. Hier und da einiges überspannt, wie ein Vergleich des Th. mit Marquis Posa Meine vorher angefertigten Kollektaneen über Theognis habe ich zum größten Teil ausgeschrieben. Ärgerlich ist mir, daß ich sehr oft habe

Stellen abschreiben müssen. Zitiert habe ich Theognis so oft, daß sicher der größere Teil der Fragmente von mir zitiert ist.

„Nun vernimm von meinem Leben. Früh, nicht allzufrüh stehe ich auf und trinke dann Kaffee. Nach demselben begebe ich mich in meine Stube, ein großer Tisch steht hier, ganz bedeckt mit zum Teil aufgeschlagenen Büchern; ein gemütlicher Großvaterstuhl; ich selbst bekleidet mit meinem schönen Schlafrock. Ich schreibe nun. Ungefähr um eins esse ich mit Mutter und Schwester zu Tisch, trinke mein heißes Wasser, spiele ein geringes Klavier und trinke Kaffee. Dann schreibe ich wieder. Um sechs wird mir der Tee und mein Abendbrot auf meine Stube gebracht; ich trinke und esse und schreibe. Es wird dunkel. Ich raffe mich auf, sehe nach der Uhr, 1 halb neun. Ich ziehe mich schleunigst an, verlasse unsre Wohnung und eile in dem Düster der hereinbrechenden Nacht in die Saale. Diese ist kühl, kalt, darum erquickend; der Fluß rauscht, alles ist still, der Nebel und ich ruhen auf dem Wasser. Der Wind bläst, wenn ich zurückgehe. Ich bin guter Dinge durchweg. Bis jetzt greift mich auch meine etwas anstrengende Lebensweise noch nicht sehr an. . . .

„Was ich bis jetzt allein von Musik treibe: Ich übe mir „Gretchen", den zweiten Teil der Faustsinphonie, ein (von Liszt natürlich). Zauberhaft gut und wohltuend ist dies Gretchen. Dagegen ist mir „Faust" zu großartig und „Mephist." zu grotesk und schrullenhaft.

„Melodien kommen in den Kopf und gehen; denn ich habe keine Zeit, sie zu verarbeiten. Verschen habe ich auch machen wollen. Aber es wurde nichts. Dann und wann singt mir meine Schwester ein schönes Lied vor.

„Ich bin übrigens so ungestört und wohl aufgehoben und meiner Zeit eigner souveräner Herr, daß ich meinen Wunsch des Alleinseins in die Rumpelkammer der Schrullen verweise. Es geschieht mir so manches Liebe und Erheiternde.

Das erweitert den Geist ungemein. Viel mehr als brütendes Alleinsein."

Nach der bald beendeten großen lateinischen Arbeit stellten sich trotz allen Sträubens auch allerhand dichterisch-produktive Stimmungen ein, die sich in Versen, poetischen Aufzeichnungen und Kompositionen Luft machten. Es waren überhaupt sehr genußreiche Ferien, denn Fritz und ich trieben eifrig Musik und lasen zusammen gute Bücher, z. B. Emerson. Es wäre indessen besser gewesen, wenn Fritz, anstatt sich mit Musik und Literatur zu beschäftigen, in diesen Ferienwochen mehr Aufmerksamkeit und Fleiß der Mathematik zugewendet hätte. Aber selbst in dieser letzten Zeit, wo doch so viel davon abhing, konnte er sich nicht dazu bringen, diese fast seine ganze Schulzeit hindurch vernachlässigte Wissenschaft mit mehr Eifer zu betreiben. Seine Unbekümmertheit in dieser Hinsicht schwand erst, als die schriftlichen Arbeiten gemacht wurden. Und in der Tat, wäre Fritz nicht in drei Hauptfächern so vorzüglich gewesen, er würde durch seine absolute Gleichgültigkeit und Arbeitsunlust der Mathematik gegenüber im Abiturientenexamen durchgefallen sein. Man erzählte mir späterhin von einer peinlichen Szene in der Lehrersynode, in welcher sich der Mathematiker Professor Buchbinder, langatmig mit bittren Worten über Nietzsches Gleichgültigkeit in der Mathematik beschwerte, — von dem berühmten Corssen aber mit der sarkastischen Frage unterbrochen wurde: „Wünschen Sie vielleicht, daß wir den begabtesten Schüler, den Pforta, so lange ich hier bin, gehabt hat, durchfallen lassen?" worauf der Mathematiker seine Beschwerden einstellte, da die Frage Corssens durch ein Murren der Entrüstung von seiten der andren Lehrer und zwar der bedeutendsten unterstützt wurde. Jedenfalls konnte mein Bruder nicht vom mündlichen Examen dispensiert werden.

Aber endlich war auch das vorüber, und selig stürzte er uns mit den Worten: Glücklich durch! am 4. September

in die Arme. O köstliche Zeiten des exlex und der Mulusferien!

Es herrscht in Pforta die Sitte, daß, ehe der Schüler von der Anstalt scheidet, er noch einmal sein Leben erzählt und diese schriftliche Aufzeichnung ihr hinterläßt. So blickte Fritz auch jetzt, bevor er in die neue fremde Welt aus den engen Mauern hinaustrat, auf seine bisherigen Erlebnisse zurück. Auch für uns ist es eine nochmalige Zusammenfassung alles bisher Geschilderten. Wir sehen, worauf er selbst am meisten Gewicht gelegt hat, zugleich aber verwundern wir uns etwas über den gewissermaßen überlegenen Ton, den er sich in diesen Aufzeichnungen erlaubt. Es verrät, daß er in Pforta an manchem innerlich mehr gelitten hat, als man es äußerlich gemerkt hat.

„Mein Leben.

Die Zwecke einer Lebensbeschreibung sind sehr mannigfaltig und bedingen daher auch durchaus verschiedene Arten der Ausführung. Im vorliegenden Falle muß es darauf ankommen, einer Schule, deren Einfluß ich das meiste und das eigentümlichste meiner geistigen Ausbildung verdanke, ein Bild eben dieser geistigen Ausbildung als Vermächtnis zu hinterlassen, entworfen in dem Punkte, wo ich im Begriff stehe, durch das Aufgeben einer alten, gewohnten Ordnung und durch das Hineinleben in weitere und höhere Bildungskreise meinem Geiste neue Bahnen vorzuzeichnen und hiermit eine neue Entwickelung zu beginnen.

Von Wendepunkten, die bis jetzt mein Leben in Teile zerlegen, nenne ich vornehmlich zwei: den Tod meines Vaters, des Landgeistlichen zu Röcken bei Lützen und den dadurch veranlaßten Umzug unserer Familie nach Naumburg; ein Ereignis, das meine ersten fünf Lebensjahre abschließt. Sodann meinen Übergang vom Naumburger Gymnasium nach Pforta, der in mein vierzehntes Jahr fällt. Von der frühsten Periode meiner Kindheit weiß

ich wenig: was mir davon erzählt worden ist, erzähle ich nicht gern wieder. Sicherlich hatte ich vortreffliche Eltern; und ich bin überzeugt, daß gerade der Tod eines so ausgezeichneten Vaters, wie er mir einerseits väterliche Hilfe und Leitung für ein späteres Leben entzog, andrerseits die Keime des Ernsten, Betrachtenden in meine Seele legte. Vielleicht war es nun ein Übelstand, daß meine ganze Entwicklung von da an von keinem männlichen Auge beaufsichtigt wurde, sondern daß Neubegier, vielleicht auch Wissensdrang mir die mannigfaltigsten Bildungsstoffe in größter Unordnung zuführte, wie sie wohl geeignet waren, einen jungen, kaum dem heimatlichen Nest entschloffenen Geist zu verwirren und vor allem die Grundlagen für ein gründliches Wissen zu gefährden. So kennzeichnet diese ganze Zeit vom 9. bis 15. Jahre eine wahre Sucht nach einem „Universalwissen", wie ich es zu nennen pflegte; auf der andern Seite wurde das kindliche Spiel nicht vernachlässigt, aber doch auch mit fast doktrinärem Eifer betrieben, so daß ich z. B. über fast alle Spiele kleine Büchlein geschrieben habe und sie meinen Freunden zur Kenntnisnahme vorlegte. Durch einen besonderen Zufall aufgeweckt, begann ich im 9. Jahre leidenschaftlich die Musik und zwar sogleich komponierend, wenn anders man die Bemühungen des erregten Kindes, zusammenklingende und folgende Töne zu Papier zu bringen und biblische Texte mit einer phantastischen Begleitung des Pianoforte abzusingen, komponieren nennen kann. Insgleichen machte ich entsetzliche Gedichte, aber doch mit größter Beflissenheit. Ja, ich zeichnete sogar und malte.

Wie ich nach Pforta kam, hatte ich so ziemlich in die meisten Wissenschaften und Künste hineingeguckt und fühlte eigentlich für alles Interesse, wenn ich von der allzuverstandesmäßigen Wissenschaft, der mir allzulangweiligen Mathematik, absehe. Gegen dieses planlose Irren in allen Gebieten des Wissens empfand ich aber mit der Zeit einen

Widerwillen; ich wollte mich zu einer Beschränkung zwingen, um einzelnes gründlich und innerlich zu durchdringen. Dies Bestreben konnte sich behaglich zur Geltung bringen in einem kleinen wissenschaftlichen Verein, den ich mit zwei gleichgesinnten Freunden zur Förderung unserer Ausbildung gründete. Die monatliche Einlieferung von Abhandlungen und Kompositionen und deren Kritik, sowie vierteljährige Zusammenkünfte zwangen den Geist, kleine aber anregende Gebiete genauer zu betrachten und auf der andern Seite durch ein gründliches Erlernen der Kompositionslehre der verflachenden Einwirkung des Phantasierens entgegen zu arbeiten.

Zugleich erwuchs zunehmend meine Neigung für klassische Studien; ich gedenke mit der angenehmsten Erinnerung der ersten Eindrücke des Sophokles, des Aeschylos, des Plato, vornehmlich in meiner Lieblingsdichtung, dem Symposion, dann der griechischen Lyriker. In diesem Streben nach zunehmender Vertiefung des Wissens stehe ich noch jetzt: und es ist natürlich, daß ich über meine eigenen Leistungen meistens ebenso geringschätzend denke, wie oft auch über die andrer, weil ich fast in jedem zu behandelnden Stoff eine Unergründlichkeit, oder wenigstens eine schwere Ergründlichkeit finde. Es sei darum auch meine einzige Arbeit erwähnt, mit der ich in meiner Schullaufbahn fast zufrieden war: meine Abhandlung über die Ermanarichsage. Jetzt, wo ich im Begriff bin, auf die Universität zu gehen, halte ich mir als unverbrüchliche Gesetze für mein ferneres wissenschaftliches Leben vor: die Neigung zu einem verflachenden Vielwissen zu bekämpfen, sodann meinen Hang, das Einzelne auf seine tiefsten und weitesten Gründe zurückzuführen, noch zu fördern. Scheinen diese Neigungen sich aufzuheben, so ist dies gewiß in einzelnen Fällen nicht unrichtig, und ich bemerke mitunter in mir etwas Ähnliches. Im Kampf mit der einen, in der Förderung der andern, hoffe ich zu siegen." —

Sein Abgangszeugnis gibt einen Überblick seiner Gesamtleistungen, außerdem beachte man wohl die Korona berühmter gelehrter Namen, welche darunter verzeichnet stehen.

Zeugnis der Reife
für
den Zögling der Königlichen Landes-Schule Pforta
Friedrich Wilhelm Nietzsche
geboren zu Röcken am 15. Oktober 1844.
Konfession: evangelisch.

Sohn des verstorbenen Pastors Nietzsche, unter Vormundschaft des Rechtsanwalt Dächsel zu Sangerhausen.

Er war 6 Jahr in der Königlichen Landes-Schule, davon 2 Jahr in Prima.

I. Sittliche Aufführung und Fleiß.

Er hat, nachdem er in der mittlern Zeit seines Aufenthalts auf der Anstalt einige Male durch Übertretungen der Schulgesetze Anstoß erregt, in der letzten Zeit sich ganz frei von Vorwurf erhalten und durch sein ernstes und verständiges Wesen sich den vollen Beifall seiner Lehrer erworben. Auch mit seinen Mitschülern hat er sich in ein angemessenes Verhältnis zu setzen gewußt. Dabei hat er stets ein besonders reges und lebendiges Streben für seine wissenschaftliche Ausbildung bewiesen und dieses besonders in den Sprachstudien betätigt; während er in der Mathematik es öfters an dem rechten angestrengten und gleichmäßigen Fleiß hat fehlen lassen.

II. Kenntnisse und Fertigkeiten.

a) Religion.

Im Unterricht bewies er ein reges und lebendiges Interesse an den Heilslehren des Christentums, eignete sich dieselben leicht und sicher an, verband damit ein gutes Verständnis des neutestamentlichen Grundtextes und verstand es auch, mit Klarheit sich darüber auszusprechen.

Es wird ihm deshalb das Prädikat vorzüglich erteilt, wie er denn auch in der mündlichen Prüfung vorzüglich bestand.

b) Deutsche Sprache.

Seine Prüfungsarbeit war ihrem Gedankengehalt und ihrer Schreibart nach recht wohl gelungen, und die Klassenaufsätze waren im letzten Jahre von der Art, daß seine stilistischen Fertigkeiten als vorzüglich bezeichnet werden konnten. — In der Literaturgeschichte und in der philosophischen Propädeutik hat er sich gute Kenntnisse angeeignet.

c) Lateinische Sprache.

Er besitzt eine vorzügliche Gewandtheit im Übersetzen der Klassiker und auch sein schriftlicher Ausdruck ist korrekt, klar und gut lateinisch, so daß ihm, obgleich die mündliche Prüfung ein minder günstiges Ergebnis lieferte, dennoch die Zensur vorzüglich erteilt werden kann. Auch im Lateinischsprechen besitzt er eine recht gute Fertigkeit.

d) Griechische Sprache.

Wie er in der Klasse stets ein löbliches Interesse für den Gegenstand zeigte, von welchem auch eine außerordentliche Probearbeit über ein platonisches Thema zeugt, so bewährte er bei der schriftlichen und mündlichen Prüfung gute Kenntnisse.

e) Französische Sprache.

Im Ganzen befriedigend.

f) Hebräische Sprache.

Bei seiner mangelhaften Kenntnis der Grammatik erscheint er zur Zeit noch unreif.

g) Mathematik.

Da er der Mathematik nie recht gleichmäßigen Fleiß zugewendet hat, so ist er in seinen schriftlichen wie mündlichen Leistungen immer mehr zurückgegangen, so daß sich

dieſelben nicht mehr als befriedigend bezeichnen laſſen, und ſeine ungenügenden Leiſtungen hierin nur durch die vorzüglichen Leiſtungen im Deutſchen und Lateiniſchen ausgeglichen werden können.

h) Geſchichte und Geographie.

Er bewies zwar Teilnahme am Unterricht, doch iſt ſein Wiſſen zum Teil nicht recht ſicher. Befriedigend.

i) Naturwiſſenſchaften.

Befriedigend.

k) Zeichnen.

Er hat nur kurze Zeit den öffentlichen Zeichenunterricht beſucht und nichts Befriedigendes geleiſtet.

Die unterzeichnete Prüfungs-Kommiſſion hat ihm dennoch, da er jetzt die Königl. Landes-Schule verläßt, um in Bonn

Philologie und Theologie

zu ſtudieren, das Zeugnis

der Reife

erteilt, und entläßt ihn mit der Hoffnung, daß er bei ſtets ernſtem und gründlichem Fleiße dereinſt in ſeinem Berufe etwas recht Tüchtiges leiſten werde.

Pforta, den 7. September 1864.

Königliche Prüfungs-Kommiſſion.
Daneil, Geheimer Regierungs- und Landrat.
Peter. Nieſe. Koberſtein. Steinhart. Jacobi.
Keil. Buchbinder. Corſſen. Kern. Kretzſchmer. Kletſchke.
Volkmann. O. Benndorf.

Am 7. September ſchied Fritz mit acht andern von der treuen alma mater Pforta. Feierliche Dankesworte richtete er nach altem vorgeſchriebenen Brauch an die, denen der Pförtner Alumnus den Aufenthalt in dieſer ausgezeichneten Anſtalt zu danken hat: An Gott, den König,

die Pforta, die verehrten Lehrer und zuletzt nimmt er Abschied vom Cötus:

„Meinen lieben Mitschülern und euch insbesondere meine lieben Freunde, was soll ich euch sagen, wenn ich jetzt fort gehe? Ihr begreift es, warum die Pflanze, aus dem heimatlichen Boden versetzt, nur schwer und langsam im fremden Lande Wurzeln schlägt: werde ich mich von euch losreißen können? Werde ich mich an andere Umgebungen gewöhnen?

„Denkt meiner: seid versichert, ich empfinde es, wenn ihr meiner gedenkt. Lebt wohl!"

Am Tore warteten die bekränzten Wagen mit den festlich geschmückten Postillonen, umringt von der befreundeten Schülerschaar. — Es war alles so, wie es Fritz einmal vor fünf Jahren in seinem Tagebuch selbst beschrieben hatte, diesmal aber gehörte er zu denen, die mit tränenumflorten Blicken der trauten Stätte auf immer „Lebewohl" sagten.

Mit bewegtem Herzen steht er nun an der Tür, die aus der Enge und der Gebundenheit hinaus in die selbsteigne Freiheit führt. Wie tief und ernst er diesen Schritt empfindet, verrät uns das nachfolgende Bekenntnis: „Dem unbekannten Gott."

„Noch einmal, eh' ich weiter ziehe
und meine Blicke vorwärts sende,
heb' ich vereinsamt meine Hände
zu dir empor, zu dem ich fliehe,
dem ich in tiefster Herzenstiefe
Altäre feierlich geweiht,
daß allezeit
mich deine Stimme wieder riefe.
Darauf erglüht tiefeingeschrieben
das Wort: dem unbekannten Gotte.
Sein bin ich, ob ich in der Frevler Rotte
auch bis zur Stunde bin geblieben:

ſein bin ich — und ich fühl' die Schlingen,
die mich im Kampf darniederziehn
und, mag ich fliehn,
mich doch zu ſeinem Dienſte zwingen.

Ich will dich kennen, Unbekannter,
du tief in meine Seele Greifender,
mein Leben wie ein Sturm Durchſchweifender,
du Unfaßbarer, mir Verwandter!
Ich will dich kennen, ſelbſt dir dienen."

Dritte Abteilung

Studentenjahre

1864—1869.

Zehntes Kapitel.

Bonn.

Die glückliche Muluszeit verlebte mein Bruder zunächst mit seinem Freund Paul Deussen bei uns in Naumburg. Heiterkeit und Übermut zeichneten diese Wochen aus, so daß der Abschiedsschmerz darüber, daß wir unsern Fritz nach Bonn so weit fortgehen lassen sollten, erst nach seiner Abreise zum Ausbruch kam. Mit dem Gefühl, der realen Welt etwas fremd zu sein, beschloß mein Bruder die Augen offen zu halten und auf alles Bemerkenswerte, Neue, bis hinab zu Essen und Trinken acht zu geben und womöglich aufzuzeichnen — eine Absicht, die von unsrer Mutter sehr unterstützt wurde. Seine Briefe geben davon Kunde, er sieht, wie in dem frommen Elberfeld sich die pietistischen jungen Mädchen unschön anziehen, im Gegensatz zu den eleganten jungen Damen; er bemerkt die andere Ernährungsweise, und als er schließlich mit seinem Freunde bei dessen Eltern in dem Westerwälder Dorf Oberdreis ankommt, versichert er, daß sich seine Anschauungen über Volksleben und -Sitten bereichern, daß er auf alles merke, auf Eigentümlichkeiten der Beschäftigungen, Feldwirtschaft usw. Er schildert die Menschen, die er kennen lernte und schreibt besonders warm über Deussens Mutter: „Insbesondere wünschte ich, daß Ihr die Frau Pastorin kennen lerntet; eine Frau von solcher Bildung, Feinheit des Gefühls, der Rede, solcher Arbeitskraft, wie es selten andere geben mag. Menschen

der verschiedensten Charaktere vereinigen sich zum Lobe dieser Frau."

Zwischen dem Aufenthalt aber bei uns und in Oberdreis bei den Eltern Deussens lag eine sehr amüsante Rheinreise, die Deussen in seinen Erinnerungen so lustig schildert. Es hatte sich den beiden noch ein dritter Reisegenosse, ein entfernter Verwandter Deussens mit Namen Ernst Schnabel angeschlossen. „Witzig, geistreich, lebhaft bis zum Übermaß," so beschreibt ihn Deussen, „aber auch leichtsinnig bis in die Fingerspitzen hinein, so trat Ernst Schnabel unserer Reisegesellschaft bei und wußte uns zu mancherlei Tollheiten hinzureißen. Wir fuhren zu dreien nach Königswinter und ließen uns, von Wein und Freundschaft trunken, trotz der Beschränktheit unserer Mittel dazu überreden, Pferde zu nehmen und auf den Drachenfels hinaufzureiten. Es ist das einzige Mal, daß ich Nietzsche zu Pferde gesehen habe. Er war in einer Stimmung, in der er sich nicht so sehr für die schöne Gegend wie für die Ohren seines Pferdes interessierte. Immer wieder stellte er Messungen an denselben an und behauptete, nicht darüber ins Klare kommen zu können, ob er ein Pferd oder einen Esel reite. Noch toller trieben wir es am späten Abend. Wir zogen zu dreien durch die Straßen des Städtchens, um den Mädchen, die wir hinter den Fenstern vermuteten, Ovationen darzubringen. Nietzsche flötete und girrte: fein's Liebchen, fein's Liebchen, Schnabel führte allerlei lose Reden von einem armen rheinischen Jungen, der um ein Unterkommen für die Nacht bitte, und ich selbst stand daneben und wußte mich in diese neue Situation noch gar nicht zu finden, als ein Mann aus der Tür stürzte und uns unter Schmähworten und Drohungen verjagte. Gleichsam zur Sühne für dieses, übrigens vereinzelte Vorkommnis geschah es, daß wir am nächsten Tage im Klavierzimmer des Berliner Hofes eine Flasche Wein bestellten und durch das wundervolle Phanta-

sieren Nietzsches unsere Seelen läuterten. Endlich langten wir alle drei in meinem Elternhause in Oberdreis an und genossen hier noch wochenlang das harmlose Dasein in der reinen Bergluft des Westerwaldes und im Umgange mit Eltern und Geschwistern, Freunden und Freundinnen, welche kommend und gehend das gastliche Pfarrhaus auf dem Lande belebten. Am 15. Oktober feierten wir den Geburtstag meiner Mutter und zugleich den Nietzsches und stiegen dann von dem Gebirge des Westerwaldes in das Rheintal nach Neuwied hinab, von wo uns der Dampfer in wenigen Stunden nach Bonn führte."

Den folgenden Tag schreibt mein Bruder: „Von Bonn aus, von meiner Wohnung aus, bekommt Ihr zum ersten Male Nachricht; und ich gebe sie Euch, heiter und froher Hoffnungen voll, zugleich aber mit dem dankbarsten Herzen; denn Eure Hände waren es, die auf das Angenehmste gleich meine ersten Stunden in einer neuen Welt ausschmückten, Eure lieben Wünsche und Gebete waren es, die meinen Eingang in ein selbständigeres Leben weihten."

Er beschreibt dann noch die letzten Tage seines Aufenthaltes in dem freundlichen Pfarrhaus, sodann die Reise nach Bonn, und macht schließlich eine Aufstellung über die allernötigsten Ausgaben, die ihn erwarteten. Schon das Einfachste, Regelmäßigste: Miete für Wohnung und Klavier, Essen früh, mittag und abend, Wäsche, „Stiefelfuchs" kosteten monatlich zusammen 25 Taler; der Vormund hatte aber erst nur 30 Taler für den Monat bestimmt, was sich als eine Unmöglichkeit zum Auskommen erwies. Er bewilligte schließlich 40 Taler; in der damaligen Zeit eine ganz anständige Summe für die monatlichen Ausgaben; aber obgleich Fritz für Essen und Trinken sicherlich weniger ausgab als irgendwelcher Student, so verbrauchte er doch zur Befriedigung seiner künstlerischen Neigungen, kleinen Reisen, Musik und Theater mehr als ein andrer; auch war er im Anfang recht unpraktisch, — kurzum, er

hatte schließlich die Hälfte mehr vertan, als ihm bewilligt war. Das gab dann am Schluß des ersten Semesters von beiden Seiten ein ziemliches Gestöhne, und in seinen Briefen klagte er, daß sie ihm durch diese Geldgeschichten ganz verdorben würden. Er wollte uns nur schöne, erquickliche Briefe schreiben. Später kränkten ihn am meisten die Ausgaben, zu welchen er durch seinen Eintritt in eine Verbindung genötigt worden war. Er tat diesen Schritt, den er später so sehr bereute, zuerst mit Wonne und Überlegung, und das erste Halbjahr hielt im großen und ganzen die Zufriedenheit damit an. Er schreibt uns zuerst darüber Ende Oktober: „Liebe Mama und Lisbeth, indem ich mich zuerst nach allen Seiten hin höflichst verneige, stelle ich mich Euch als ein Mitglied der deutschen Burschenschaft Franconia vor.

Nun ich sehe schon, wie Ihr auf höchst merkwürdige Weise den Kopf schüttelt und einen Ausruf der Verwunderung von Euch gebt. Es ist auch wirklich vielerlei Wunderbares mit diesem Schritt verbunden, und so kann ich es Euch nicht übelnehmen. Z. B. traten fast zu gleicher Zeit sieben Pförtner der Franconia bei und zwar außer zweien sämtliche Pförtner, die sich in Bonn zusammenfanden, darunter viele, die schon im vierten Semester stehen. Ich nenne Euch einige, die Ihr kennen werdet: Deussen, Stöckert, Haushalter, Töpelmann, Stedtefeld, Schleussner, Michael und ich selbst.

Natürlich habe ich mir den Schritt reiflich überlegt und ihn in Anbetracht meiner Natur fast für notwendig erachtet. Wir sind alle zum größten Teile Philologen, zugleich alle Musikliebhaber. Es herrscht im allgemeinen ein sehr interessanter Ton in der Franconia', die alten Leute haben mir prächtig gefallen. . . .

Ich habe bis jetzt von allen Seiten sehr viel Angenehmes und Liebes erfahren. Neulich habe ich Musikdirektor Brambach eine Visite gemacht, um mich in den städtischen

Gesangverein aufnehmen zu lassen. Mit den Märkern habe ich eine Partie nach Rolandseck gemacht; die Gegend ist prachtvoll und wir haben einige sehr schöne Tage gehabt. Gestern fuhren die Franconen nach Plittersdorf, dort war Kirmes und es wurde tüchtig getanzt, bei einem Bauer Most getrunken; abends ging ich mit einem Franconen, den ich besonders gern habe, meinem Leibburschen, den Rhein entlang nach Bonn zurück; auf den Bergen waren Weinlesefeuer. Ihr glaubt nicht, wie schön alles ist."

Ob nun dieser Schritt in eine Verbindung einzutreten, mit allzugroßer Überlegung geschehen ist, darf bezweifelt werden, aber daß es eine vollständige Überrumpelung war, wie es Geheimrat Deussen darstellt, kann ich auch nicht zugeben. Schon ehe er nach Bonn ging, waren ausführlich die Vorteile und Nachteile, in eine Verbindung einzutreten, mit dem Vormund besprochen worden. Dieselben Gründe, die er in dem vorhergehenden Brief anführte, und welche dafür sprachen, waren schon damals berührt worden. Er wollte doch das Leben kennen lernen und nicht blos im engsten Freundeskreise, sondern in einem viel weiteren Umfang. Dazu, glaubte er, würde ihm diese Vereinigung mit so verschiedenartigen jungen Leuten aus allen Teilen Deutschlands recht dienlich sein. Wie wir aus allen an uns gerichteten Briefen jener Zeit ersehen, hat er sich auch zunächst mit voller Naivität dem studentischen Leben hingegeben. Freilich war die herrliche Herbstzeit mit den großen Festlichkeiten besonders geeignet, einen gewissen poetischen Glanz auf das Verbindungsleben zu werfen und ein jugendliches romantisches Gemüt eine Zeitlang zu verblenden. Er beschreibt mir die „wunderschönen Tage" eines Stiftungsfestes: „Ich schreibe jetzt, morgens, eben des Bettes mich entwunden habend, zur direkten Widerlegung der Ansicht, daß ich Kater hätte. Du wirst diese geschwänzten Tiere nicht kennen. Gestern war großer Kommersabend mit dem feierlichen Landesvater und un-

endlichen Bowlenströmen; Gäste aus Heidelberg und Göttingen; mehrere Professoren, darunter Schaarschmidt, waren eingeladen und haben sehr nette Reden geredet. Deussen hielt eine famose Fuchsrede; unendliche Telegramms von allen Weltenden und Burschenschaften, von Wien, Königsberg, Berlin usw. Wir waren über 40 Mann zusammen, die Kneipe war prächtig geschmückt. Ich habe eine sehr angenehme Bekanntschaft gemacht, die des Doktors Deiters, der fabelhafter Schumannfreund ist; wir haben uns unsere gegenseitigen Besuche versprochen; nun habe ich doch endlich einen tüchtigen Musikkenner gefunden. Die gestrige Gemütlichkeit war eine herrliche, erhebende. Weißt Du, an solchen Kommersabenden herrscht ein allgemeiner Seelenschwung, da gibt es keine Biergemütlichkeit. Heute mittag ist großer Auszug durch die Hauptstraßen mit Paradeanzügen und fabelhafter Renommage. Dann fahren wir mit Schiff nach Rolandseck, dort ist großes Diner im Hotel Croyen, und was weiter folgt, das steht im subjektivem Belieben. — Vorgestern abend fing der Kommers an, wir tranken bis gegen zwei nachts, sammelten uns gestern um elf morgens zu einem Frühschoppen, machten dann einen Markttrottoirbummel, aßen zu mittag und tranken bei Kley gemeinsam Kaffee. Du siehst, die Tätigkeit und die Anstrengung ist groß — und ich habe recht, mit erhobenem Bewußtsein sagen zu können: ich habe keinen Kater. . . .

„Heute Morgen setze ich den Brief fort, und Du bekommst auf diese Weise eine vollständige Schilderung unsres Kommerses. Wir haben ein wunderschönes Wetter gehabt, der Auszug mit schöner Husarenmusik machte großes Aufsehen, der Rhein hatte die schönste blaue Farbe, wir hatten Wein mit auf das Dampfschiff genommen. Wie wir nach Rolandseck kamen, wurden Böller zu unserm Empfang gelöst. Wir tafelten nachher bis gegen 6 Uhr, waren ausnehmend vergnügt und sangen viele selbstverfaßte

und sinnreiche Lieder. Draußen war es Dämmerung geworden, der Mondschein lag auf dem Rhein und beleuchtete die Gipfel des Siebengebirges, die aus dem bläulichen Nebel hervortraten. Nach Tische saß ich mit Gaßmann, vielleicht dem interessantesten Menschen der Franconia und Bierzeitungsredakteur und Kneipwart, zusammen; wir blieben bei einem edlen Rheinwein, während die anderen Champagnerbowlen tranken. Die Gegend ist dort wirklich dreier Ausrufezeichen wert, besonders die reizende Insel Nonnenwörth, auf der ein Mädchenpensionat ist; darüber ragt der Drachenfels, diese mächtig steile Felswand. Der Ort macht den Eindruck der tiefsten Ruhe."

In Wahrheit war das gesamte Studententreiben meinem Bruder ziemlich fremdartig, und in den Vorträgen über die Zukunft unsrer Bildungsanstalten hat er diesen wunderlichen Zustand, in welchem er das Jahr 1864/65 in Bonn zugebracht hat, sehr gut geschildert. „Wir versetzen uns mitten in den Zustand eines jungen Studenten hinein, das heißt in einen Zustand, der, in der rastlosen und heftigen Bewegung der Gegenwart, geradezu etwas Unglaubwürdiges ist, und den man erlebt haben muß, um ein solches unbekümmertes Sich-Wiegen, ein solches dem Augenblick abgerungenes gleichsam zeitloses Behagen überhaupt für möglich zu halten. In diesem Zustande verlebte ich, zugleich mit einem gleichalterigen Freunde, ein Jahr in der Universitätsstadt Bonn am Rhein: ein Jahr, welches durch die Abwesenheit aller Pläne und Zwecke, losgelöst von allen Zukunftsabsichten, für meine jetzige Empfindung fast etwas Traumartiges an sich trägt, während dasselbe zu beiden Seiten, vorher und nachher, durch Zeiträume des Wachseins eingerahmt ist. Wir beide blieben ungestört, ob wir gleich mit einer zahlreichen und im Grunde anders erregten und strebenden Verbindung zusammen lebten; mitunter hatten wir Mühe, die etwas zu lebhaften Zumutungen dieser unserer Altersgenossen zu befriedigen oder

zurückzuweisen. Aber selbst dieses Spiel mit einem widerstrebenden Elemente hat jetzt, wenn ich es mir vor die Seele stelle, immer noch einen ähnlichen Charakter, wie mancherlei Hemmungen, die ein jeder im Traum erlebt, etwa wenn man glaubt fliegen zu können, aber durch unerklärliche Hindernisse sich zurückgezogen fühlt."

In der Tat hatte die Zeit in Bonn für meinen Bruder etwas von einem Schlaf- und Traumzustand, wo man sich immer erstaunt fragt, wie man eigentlich in diese sonderbaren Wirrnisse hineingekommen ist, sich aber trotzdem bemüht, sich den Verhältnissen anzupassen. Ich glaube nicht, daß mein Bruder damals den Eindruck gemacht hat, als ob er sich jemals so bedeutend über seine Zeitgenossen erheben würde. Nein, er war ein Student wie viele andre, der die Ambition hat, ein flotter Student zu sein, — wie auch seine Briefe aus jener Zeit beweisen. Da sich aber im Schlaf unbewußt unsre beste Kraft entwickeln soll, so mag diese Zeit, wo sein Persönliches gewissermaßen schlief, für ihn ganz vorteilhaft gewesen sein. Er selbst dachte freilich später anders über dieses, wie er es nannte „verlorene Jahr".

Fritz war zunächst für die theologische und philosophische Fakultät immatrikuliert; er selbst war von Anfang an fest überzeugt, sich der Philologie zuzuwenden und nur unsrer Mutter zuliebe ließ er sich auch in die theologische Fakultät einschreiben, um auch dort einige Kollegien regelmäßig zu besuchen. Aber die Befriedigung seiner Hauptinteressen suchte und fand er doch in den Kollegien von Ritschl und Jahn; dazu hörte er bei Springer Kunstgeschichte, bei Sybel geschichtliche Vorlesungen und bei Schaarschmidt philosophische Kollegien. Da er, um uns Freude zu machen, ziemlich viel von seinem bewegten und amüsanten Studentenleben erzählte, so hatte es unsre gute Mutter für nötig gefunden, ihm einige Ermahnungen zu schreiben, an sein Studium zu denken. Darauf aber schrieb er ganz empört,

wie es überhaupt möglich sei, daß man ihm zumuten könne, er vernachlässige bei dem studentischen Treiben, das ihm schon bald unbehaglich wurde, seine Studien. Er hat das gewiß nicht gewollt, aber schließlich war die Verbindung doch hinderlich, seinen Hauptinteressen zu folgen.

Er benutzte nun allerdings auch die Zeit in Bonn, um dort und in Köln so viel Musik zu hören und Theater zu sehen, als nur zu erreichen war. Er hatte auch viel Glück, sah und hörte die berühmtesten Sängerinnen und Schauspielerinnen der damaligen Zeit, z. B. in einem wundervollen Konzert die Patti, dann die Bürde-Ney in ihren Hauptrollen, in den Hugenotten und Oberon usw., sah die Seebach in einer Reihe ihrer schönsten Rollen und schließlich auch noch die Friederike Goßmann in mehreren kleinen Lustspielen. „Wir [Franconen]," schreibt er, „waren natürlich samt und sonders in sie verliebt, heulten auf dem Kneipabend die Lieder, die sie gesungen und rieben auf ihr Wohl einen Salamander."

Privatim beschäftigte er sich in jenem Winter lebhaft mit Schumann, dessen Manfred er zu Weihnachten von unserer Tante Rosalie geschenkt erhielt, welches Geschenk seine einsamen Weihnachtsferien, in welchen ihn doch das Heimweh nach Hause plagte, ungemein verschönte. Bonn, wo Schumann begraben liegt, besaß außer der allgemeinen noch eine besondere Lokalbegeisterung für diesen herrlichen Komponisten, so daß mein Bruder in jenem Winter viel ausgezeichnete Schumann-Musik hörte und in der Art seiner damaligen Kompositionen auch von ihm beeinflußt scheint. Als Weihnachtsgeschenk widmete er uns nämlich acht reizende Kompositionen von Gedichten Petöfis und Chamissos, die durchaus Schumannsches Gepräge tragen.

Gern und Gerner, von Chamisso.
Ungewitter, von Chamisso.
Unendlich! von Petöfi.
Verwelkt! von Petöfi.

„Es winkt und neigt sich", von Petöfi.
Das Kind an die erloschene Kerze, von Chamisso.
Ständchen, von Petöfi.
Nachspiel, von Petöfi.

Er schrieb dazu am 20. Dezember 1864: „Meine liebe Mama und Lisbeth, mein Wunsch ist, daß Ihr das kleine Paketchen erst am Weihnachtsabende aufschnürt, damit Ihr doch eine kleine Überraschung habt, vielleicht auch nur eine Enttäuschung. Meine Bitte ist: nehmt fürlieb, ich gebe Euch von dem besten, was ich vermag, aber das ist nicht viel. Ihr werdet meine Mühe und meinen Fleiß daran erkennen; immer dachte ich dabei an Euch und wünschte den Moment bei Euch zu sein, wo Ihr Euch vielleicht darüber freut.

Und solche liebliche Gedanken laben
Die Arbeit selbst; ich bin am müßigsten,
Wenn ich sie tue,

so heißt es in Shakespeares Sturm und so heißt es auch bei mir; müßige Arbeit und arbeitsvolle Muße!

„Was sollte ich Euch auch geben, wenn nicht etwas Eigenes, etwas, worin Ihr mich im Bilde wieder seht. Darum habe ich auch noch den Schattenriß meines jetzigen Äußern vorankleben lassen, damit Ihr meine Gabe gern in die Hand nehmt und vielleicht auch oft. Ihr merkt es schon, daß ich mit einer gewissen Eitelkeit von meinem Werkchen spreche und es hat doch seinen ganzen Zweck verfehlt, wenn es Euch nicht gefallen sollte."

Das Geschenk, das er zierlich abgeschrieben und in lila Maroquin hatte binden lassen, machte uns eine außerordentliche Freude und gleich am heiligen Abend probierte ich einige der Lieder zu spielen und zu singen. Fritz stellte sich vor, daß ich die Lieder mir gut einüben würde, um sie in den Osterferien ihm vorzutragen und fügte deshalb eine Anweisung über die Nuancierung des Vortrags der Sendung bei: „Das leichteste zum Vortragen ist ‚Das

Kind an die erloschene Kerze', so innig, einfach und harmlos wie möglich zu singen. Ähnlich das letzte Lied, das, ebenfalls einfach, indessen getragen von großartiger Resignation, Dir gewiß gefallen wird. Vergiß nicht die Stellen ‚in eine wilde schöne Waldeinsamkeit' und ‚und endlich selber mit ihr untergehn' voll, erhoben und groß zu singen. Das ‚Ständchen' liegt sehr tief, die Begleitung ist ein wenig schwerer, die Melodie ist sehr leicht zu singen. Es kommt darauf an, die letzte Zeile jedes Verses hervorzuheben. Das ‚Ungewitter' von Chamisso wird Dir gefallen; spiele und singe es ernst, düster und entschlossen, bis auf den mittelsten Vers, der den Kontrast nach beiden Seiten hin bildet. ‚Es winkt und neigt' erfordert die Fähigkeit, vollgriffige Akkorde anschwellen zu lassen, und der Stimme alle Nuancen des Tons zu geben. ‚Verwelkt' ist ähnlich, aber leichter. Der Schluß ist ‚erfroren', sieh einmal, ob Du das nicht bemerkst. Die besten, aber auch schwersten Lieder sind ‚Gern und Gerner' und ‚Unendlich!' Das erste muß sehr schwungvoll, keck und graziös ausgeführt werden, das andere mit voller Leidenschaft. Nimm den Mittelvers langsamer. Besonders muß die Begleitung vorzüglich eingeübt sein; wenn das Lied gefallen soll."

Allerdings machten uns einige dieser Vortragsangaben späterhin viel Spaß, besonders als ich das Ungewitter „ernst, düster und entschlossen" ihm vorsang, bis wir schließlich Tränen lachten, so wenig paßte das damals zu meiner äußern zarten, blonden, rosigen und lachenden Erscheinung. Aber Fritz setzte nach allen Scherzen immer hinzu: „Aber Dein innerer Mensch könnte sehr gut ernst und entschlossen singen, wenn auch nicht gerade düster."

Der Winter 1864/65 hatte außer dem studentischen auch ein musikalisches Gepräge, und die Musik war gewissermaßen das Gegengewicht gegen mancherlei Rohes und Unsympathisches, das ihm bald in dem Verbindungsleben erkennbar wurde. Sein Kneip- oder, wie wir sagten, sein

Spitzname war „Ritter Gluck“ und es wurde ihm die Leitung von mancherlei kleinen musikalischen Aufführungen, die in der Franconia stattfanden, übergeben. Er schreibt uns deshalb auch: „Ich gelte hier in studentischen Kreisen etwas als musikalische Autorität und außerdem als sonderbarer Kauz, wie übrigens alle Pförtner, die der Franconia angehören. Ich bin durchaus nicht unbeliebt, ob ich gleich etwas mokant bin und für satirisch gelte. Diese Selbstcharakteristik aus dem Urteile anderer Leute wird Euch nicht uninteressant sein. Als eigenes Urteil kann ich hinzufügen, daß ich das erste nicht gelte lasse, daß ich oft nicht glücklich bin, zu viel Launen habe und gern ein wenig Quälgeist bin, nicht nur für mich selbst, sondern auch für andere.“

Ich bin öfter gefragt worden, was mein Bruder mit diesem Worte „Quälgeist“ gemeint hätte, und erst später ist mir der wahre Sinn aufgegangen, nämlich, daß mein Bruder für einige seiner Freunde ziemlich unbequem gewesen ist. Immer trieb er sie an, das Höchste von sich zu verlangen und zu erreichen. Das bequeme Mit-sich-zufrieden-sein und Sich-zur-Ruhe-setzen in seinen Bestrebungen war ihm ein Greuel, oder noch besser ausgedrückt, unbegreiflich, es machte ihn ungeduldig, zuweilen auch ungerecht. Immer suchte er für die Freunde das Fach, worin er glaubte, daß sie sich am meisten auszeichnen könnten, und damit quälte er sie und sich. Man lese nur aus der Studentenzeit die Briefe an Deussen, um zu begreifen, wie unbequem er als Freund sein konnte, wenigstens so lange er den Freund auf einer falschen Bahn glaubte.

Zu Ostern kam Fritz zum ersten Male als Student nach Naumburg. Ich sehe ihn noch deutlich vor mir: ein Bild von Kraft und Gesundheit. Er war breitschultrig, braun, mit sehr starkem dunkelblondem Haar, genau so groß wie Goethe, was wir an den Maßen im Goethehaus

in Frankfurt feststellten; aber seine Gestalt war ganz proportioniert, während Goethe einen verhältnismäßig zu langen Oberkörper und deshalb zu kurze Beine hatte. Fritz besaß auch wie Goethe die Eigenschaft, größer auszusehen als er war: eine würdige, straffe Haltung rief diese Täuschung hervor. Es waren lange schöne Ferien, indessen war die Stimmung nicht so gleichmäßig wie sonst. Fritz hatte sich inzwischen außerordentlich nach der Seite der Selbständigkeit entwickelt; innerlich war er ja immer sehr selbständig gewesen, viel mehr als man seinem liebevollen, höflichen Wesen angemerkt hatte, nun kam seine Selbständigkeit auch äußerlich zum Ausdruck, was zu einigen Differenzen mit unserer guten Mutter führte. (Besonders waren es auch religiöse Differenzen, von welchen nachher die Rede sein wird.) Von da an hatte sie beständig die Befürchtung, wir beide wären zu unabhängig, zu ideal gesinnt und war bemüht, uns mit allen Kräften zur Beachtung der praktischen Seite und zur Rücksicht auf die Meinung anderer Menschen zurückzuführen. Nach den Ferien entschuldigte sich Fritz, daß er manchmal zu heftig seine Ansichten vertreten habe; es mag wohl hie und da, trotz seiner vortrefflichen Verkehrsformen, der Fall gewesen sein, doch besaß er viel zu viel Humor, um selbst diesen Meinungsverschiedenheiten nicht eine heitere Wendung zu geben.

Ein Späßchen von Fritz aus dieser Zeit ist mir noch erinnerlich: es war Topfmarkt in Naumburg, eine Art Messe, welche in unserer Kindheit eine große Rolle gespielt hatte, und um der alten Erinnerung willen sahen wir dem Treiben ein wenig zu. An einer Ecke stand ein Mann mit roten und grünen Ballons; ein Windstoß erhob sich, und mit allen Kräften stemmte sich der Mann ihm entgegen, damit seine leichtbeschwingte Ware nicht davon flöge. „Unsere gute Mutter," flüsterte Fritz mir lächelnd zu. In diesem Augenblick riß der Wind mehrere

Fäden los, und einige der roten Ballons stiegen hoch in die blaue Luft und verschwanden. „Was fliegen soll, fliegt doch!“ rief Fritz entzückt über das gute Omen.

Bis Ostern 1865 war mein Bruder in Bonn für Theologie und Philologie immatrikuliert, für das folgende Sommersemester nur noch für die letztgenannte Wissenschaft. Da seine Neigungen und Studien schon von Pforta her die eines Philologen waren, hatte er von der Theologie nur genau soweit Notiz genommen, als ihn deren philologische Seite anzog. Er selbst schreibt darüber Anfang 1869: „Meine Studien, zu denen ich oft mit Sehnsucht flüchtete, waren mit Energie auf die philologische Seite der Evangelienkritik und der neutestamentlichen Quellenforschung gerichtet: ich bildete mir nämlich damals noch ein, daß die Geschichte und ihre Erforschung imstande sei, auf gewisse religiöse und philosophische Fragen eine direkte Antwort geben zu können.“ — Das war jene Zeit, von welcher er später sagte, daß er „gleich jedem jungen Gelehrten, mit der klugen Langsamkeit eines raffinierten Philologen [‚das Leben Jesu‘], das Werk des unvergleichlichen Strauß, auskostete.“

Man kann sich vorstellen, daß er mit diesen kritischen Studien sich weit von den christlichen Anschauungen unserer Mutter entfernt hatte und daß er sich deshalb weigerte, mit uns in den Ostertagen zum Abendmahl zu gehen. Es gab eine sehr stürmische, von unserer lieben Mutter Seite tränenreiche Auseinandersetzung, der aber unsere dogmatisch so wohl bewanderte Tante Rosalie ein schnelles Ende bereitete. Sie erklärte, daß es im Leben eines jeden großen Theologen Zeiten des Zweifelns gegeben hätte, und daß es das beste wäre, wenn man in solchen Zeiten alle Auseinandersetzungen unterdrücke. Das leuchtete unserer lieben Mutter sehr ein; sie sprach deshalb den Wunsch aus, daß von allen diesen inneren Schwierigkeiten nicht mehr geredet werden dürfe, versprach aber auch, daß Fritz zu nichts

gezwungen werden sollte, was er nicht mit seinem Gewissen vereinigen könne.

Die religiös-philosophischen Ansichten, die mein Bruder in den Osterferien ausgesprochen hatte, fingen aber an, mich nachträglich sehr zu beunruhigen. — Ich beschloß daher, zu zwei meiner sehr frommen Pastorenonkels zu reisen und mich von ihnen, wie ich mich etwas kindlich ausdrückte, „wieder fest im Glauben machen zu lassen." Ich teilte meinem Bruder meine Nöte mit, denn ich war zu bescheiden, um ohne weiteres anzunehmen, daß Ansichten, die für ihn groß, frei und herrlich waren, es auch für mich sein müßten. Fritz dachte etwas unbescheidener über mich, vor allem aber begriff er nicht, wie grenzenlos schwer es für mich war, andrer Meinung zu sein als der über alles verehrte Bruder. Er schreibt: „Liebe Lisbeth, nach einem so anmutigen, mit mädchenhaften Dichtungen durchflochtenen Brief, wie ich ihn zuletzt von Dir empfing, würde es Unrecht und Undank sein, noch länger auf Antwort warten zu lassen. . . .

„Zuvor muß ich jedoch eine Stelle Deines Briefes berühren, die mit ebenso pastoraler Färbung als lamaartiger Herzlichkeit geschrieben ist. Mache Dir keine Sorgen, liebe Lisbeth. Wenn der Wille so gut und entschieden ist, wie Du schreibst, werden die lieben Onkels nicht zu viel Mühe haben. Was Deinen Grundsatz betrifft, daß das Wahre immer auf der Seite des Schwereren ist, so gebe ich Dir dies zum Teil zu. Indessen, es ist schwer zu begreifen, daß 2×2 nicht 4 ist; ist es deshalb wahrer?

„Andrerseits, ist es wirklich so schwer, das alles, worin man erzogen ist, was allmählich sich tief eingewurzelt hat, was in den Kreisen der Verwandten und vieler guten Menschen als Wahrheit gilt, was außerdem auch wirklich den Menschen tröstet und erhebt, das alles einfach anzunehmen, ist das schwerer, als im Kampf mit Gewöhnung, in der Unsicherheit des selbständigen Gehens, unter häufigen

Schwankungen des Gemüts, ja des Gewissens, oft trostlos, aber immer mit dem ewigen Ziel des Wahren, des Schönen, des Guten neue Bahnen zu gehen?

„Kommt es denn darauf an, die Anschauung über Gott, Welt und Versöhnung zu bekommen, bei der man sich am bequemsten befindet. Ist nicht vielmehr für den wahren Forscher das Resultat seiner Forschung geradezu etwas Gleichgültiges? Suchen wir denn bei unserem Forschen Ruhe, Friede, Glück? Nein, nur die Wahrheit, und wäre sie höchst abschreckend und häßlich.

„Noch eine letzte Frage: Wenn wir von Jugend an geglaubt hätten, daß alles Seelenheil von einem anderen, als Jesus ist, ausfließe, etwa von Muhamed, ist es nicht sicher, daß wir derselben Segnungen teilhaftig geworden wären? Gewiß, der Glaube allein segnet, — nicht das Objektive, was hinter dem Glauben steht. Dies schreibe ich Dir nur, liebe Lisbeth, um dem gewöhnlichsten Beweismittel gläubiger Menschen damit zu begegnen, die sich auf ihre inneren Erfahrungen berufen und daraus die Untrüglichkeit ihres Glaubens herleiten. Jeder wahre Glaube ist auch untrüglich: er leistet das, was die betreffende gläubige Person darin zu finden hofft; er bietet aber nicht den geringsten Anhalt zur Begründung einer objektiven Wahrheit.

„Hier scheiden sich nun die Wege der Menschen; willst Du Seelenruhe und Glück erstreben, nun so glaube, willst Du ein Jünger der Wahrheit sein, so forsche. Dazwischen gibt es eine Menge halber Standpunkte. Es kommt aber auf das Hauptziel an."

Dieser Brief machte auf mich einen tiefen Eindruck, zumal da ich von seiten der erwähnten Pastorenonkels nichts hörte, das irgendwie der Klarheit und dem Ernst dieser Darlegung entgegenzusetzen gewesen wäre. Da aber unsre Mutter jede weitere schriftliche oder mündliche religiöse Auseinandersetzung verbot, so konnten mein Bruder

und ich immer nur im geheimen über diese Dinge sprechen. Ich habe späterhin oft gedacht, daß es richtiger ist, wenn eine Mutter die religiösen Beunruhigungen ihrer Kinder zu teilen sucht und sich nicht abseits stellt, denn von da an ist das geistige Leben meines Bruders unsrer lieben Mutter allmählich fremd geworden. Fritz empfand es übrigens als eine Erleichterung, ihr gegenüber von seinen ihn tief bewegenden Wandlungen zu schweigen, da er immer befürchtete, unhöflich zu werden. Und auch ich befürchtete das und beschwor ihn immer so gut und liebenswürdig wie möglich gegen unsre liebe und verehrte Mutter zu sein, worauf sich eine Anspielung in dem an mich gerichteten Brief vom 10. Juli findet. Es war uns von frühster Jugend als geradezu verabscheuungswürdig eingeprägt worden, den Eltern oder Großeltern gegenüber die Formen der Ehrfurcht außer acht zu lassen. Für mich begann damals die schwierige Aufgabe meines ganzen Lebens, die mein Bruder als meinen eigentlichen „Typ" bezeichnete: das „Versöhnen von Kontrasten".

Der Sommer 1865 brachte meinem Bruder wiederum eine Fülle musikalischer Genüsse, unter anderen ein großes Rheinisches Musikfest in Cöln, von welchem er mir eine ausführliche Schilderung gibt: „Am Freitag den zweiten Juni reiste ich nach Cöln hinüber zum niederrheinischen Musikfest. An demselben Tage wurde dort die internationale Ausstellung eröffnet. Cöln machte in diesen Tagen einen weltstädtischen Eindruck. Ein unendliches Sprachen- und Trachtengewirr — ungeheuer viel Taschendiebe und andere Schwindler — alle Hotels bis in die entlegensten Räume gefüllt — die Stadt auf das anmutigste mit Fahnen geschmückt — das war der äußere Eindruck. Als Sänger bekam ich meine weiß-rote seidne Schleife auf die Brust und begab mich in die Probe. Du kennst leider den Gürzenichsaal nicht, ich habe Dir aber in den letzten Ferien eine fabelhafte Vorstellung er-

weckt durch den Vergleich mit dem Naumburger Börsensaal. Unser Chor bestand aus 182 Sopranen, 154 Alten, 113 Tenören und 172 Bässen. Dazu ein Orchester aus Künstlern bestehend von etwa 160 Mann, darunter 52 Violinen, 20 Violen, 21 Celli und 14 Contrabässe. Sieben der besten Solosänger und Sängerinnen waren herangezogen worden. Das Ganze wurde von Hiller dirigiert. Von den Damen zeichneten sich viele durch Jugend und Schönheit aus. Bei den drei Hauptkonzerten erschienen sie alle in Weiß, mit blauen Achselschleifen und natürlichen oder gemachten Blumen im Haar. Eine jede hielt ein schönes Bukett in der Hand. Wir Herren alle in Frack und weißer Weste. Am ersten Abend saßen wir noch bis tief in die Nacht hinein zusammen und ich schlief endlich bei einem alten Franconen auf dem Lehnstuhl und war den Morgen ganz taschenmesserartig zusammengeknickt. Dazu leide ich, beiläufig bemerkt, seit den letzten Ferien an starkem Rheumatismus in dem linken Arm. Die nächste Nacht schlief ich wieder in Bonn. Den Sonntag war das erste große Konzert. „Israel in Ägypten" von Händel. Wir sangen mit unnachahmlicher Begeisterung bei 50 Grad Réaumur. Der Gürzenich war für alle drei Tage ausgekauft. Das Billett für das Einzelkonzert kostete zwei bis drei Taler. Die Ausführung war nach aller Urteil eine vollkommene. Es kam zu Szenen, die ich nie vergessen werde. Als Staegemann und Julius Stockhausen, „der König aller Bässe", ihr berühmtes Heldenduett sangen, brach ein unerhörter Sturm des Jubels aus, achtfache Bravos, Tusche der Trompeten, Dacapogeheul, sämtliche 300 Damen schleuderten ihre 300 Buketts den Sängern ins Gesicht, sie waren im eigentlichsten Sinne von einer Blumenwolke umhüllt. Die Szene wiederholte sich, als das Duett da capo gesungen war.

„Am Abend begannen wir Bonner Herren alle zusammen zu kneipen, wurden aber von dem Cölner Männer-

gesangverein in die Gürzenichrestauration eingeladen und blieben hier unter karnevalistischen Toasten und Liedern, worin der Cölner blüht, unter vierstimmigem Gesange und steigender Begeisterung beisammen. Um drei Uhr morgens machte ich mich mit zwei Bekannten fort; und wir durchzogen die Stadt, klingelten an den Häusern, fanden nirgends ein Unterkommen, auch die Post nahm uns nicht auf — wir wollten in den Postwagen schlafen —, bis endlich nach anderthalb Stunde ein Nachtwächter uns das Hotel du Dôme aufschloß. Wir sanken auf die Bänke des Speisesaals hin und waren in zwei Sekunden entschlafen. Draußen graute der Morgen. Nach 1½ Stunde kam der Hausknecht und weckte uns, da der Saal gereinigt werden mußte. Wir brachen in humoristisch verzweifelter Stimmung auf, gingen über den Bahnhof nach Deutz herüber, genossen ein Frühstück und begaben uns mit höchst gedämpfter Stimme in die Probe. Wo ich mit großem Enthusiasmus einschlief (mit obligaten Posaunen und Pauken). Um so aufgeweckter war ich in der Aufführung am Nachmittag von sechs bis elf Uhr. Kamen darin doch meine liebsten Sachen vor, die Faustmusik von Schumann und die A-dur-Symphonie von Beethoven. Am Abend sehnte ich mich sehr nach einer Ruhestätte und irrte etwa in dreizehn Hotels herum, wo alles voll und übervoll war. Endlich im vierzehnten, nachdem auch hier der Wirt mir versicherte, daß alle Zimmer besetzt seien, erklärte ich ihm kaltblütig, daß ich hier bleiben würde, er möchte für ein Bett sorgen. Das geschah denn auch: in einem Restaurationszimmer wurden Feldbetten aufgeschlagen, für eine Nacht mit 20 Groschen zu bezahlen.

„Am dritten Tage endlich fand das letzte Konzert statt, worin eine größere Anzahl von kleineren Sachen zur Aufführung kam. Der schönste Moment daraus war die Aufführung der Symphonie von Hiller mit dem Motto „Es muß doch Frühling werden": die Musiker waren in

seltner Begeisterung, denn wir alle verehrten Hiller höchlichst; nach jedem Teile ungeheurer Jubel und nach dem letzten eine ähnliche Szene, nur noch gesteigert. Sein Thron wurde bedeckt mit Kränzen und Buketten, einer der Künstler setzte ihm den Lorbeerkranz auf, das Orchester stimmte einen dreifachen Tusch an, und der alte Mann bedeckte sein Gesicht und weinte. Was die Damen unendlich rührte."

Von seiner liebenswürdigen Gesinnung und mancherlei brüderlichen und musikalischen Empfindungen geben die folgenden Brieffragmente vom 10. und 12. Juli 1865 Kunde: „Meine liebe Lisbeth, was ich vor wenig Tagen an Wilhelm Pinder schrieb, das ist auch für Deinen Geburtstag wahr: früher ein Tag des genußreichsten Zusammenlebens, gemeinsamer Heiterkeit und Freude, jetzt nur ein Tag der Erinnerung, der liebevollsten Erinnerung an jene schöne Vergangenheit.

„Solche Stunden sind es, an denen Mädchen sentimental werden können, ich mich zum Komponieren angeregt fühle und dabei in alten Blättern, Papieren und Gedichten umherwühle.

„Da fällt mir denn Dein liebenswürdiger Brief in die Hände, in dem zwei schöne Verse eines Mendelssohnschen Liedes stehen; ich weiß auch nichts Besseres, als auf jene lieben Worte zu verweisen: ‚Wir sind dieselben doch geblieben.'

„Aber um doch etwas an Deinem Geburtstag Dir zu wünschen, was nicht gerade schon in den bekannten Knittelvers eingezwängt ist: ‚Möge jeder von uns immer so gut und glücklich sein, wie der andere es nur immer wünschen kann, möge das Bild, das liebenswerte Bild, das ein jeder von dem andern im Herzen trägt, möglichst mit der Wahrheit gleiche Züge haben.'

„Denn es ist ja richtig, ganz als Ideal-Persönlichkeit wirst Du mich ja wohl nicht auffassen, was ja doch ein

haarsträubender Irrtum wäre. Aber doch werde ich im ganzen und großen mit recht hübschen Linien und weichen Tinten in Deinem Herzen verzeichnet stehn. Und Du kannst auf etwas Ähnliches auch bei mir rechnen, obgleich meine Malertalente nicht groß sind und ich leicht einmal etwas zu schwarze Farben anwende, auch wohl in einigen mißvergnügten Momenten alles, Sachen und Personen, Engel und Menschen und Teufel sehr dunkel und durchaus unschön vor mir sehe. Immer bleibt es ja wahr, daß ein jeder nicht so gut ist, als er in den Augen liebender Menschen erscheint. Aber gerade darin liegt ein Antrieb zum Guten; denn wir wollen nicht, daß die, die uns die liebsten sind, sich über uns täuschen.

„Zu dieser liebevollen Täuschung trägt noch etwas Anderes bei. Das ist die weite Entfernung voneinander. Ihr bekommt nur Fragmente aus meinem Leben zu Gesicht, das sind die Briefe. Und Briefe, als Erzeugnisse einer gehobenen Stunde, werfen zumeist — wenn sie nicht gerade von Geldsachen handeln — einen verklärenden Schimmer auf die schreibende Persönlichkeit. So kommt es denn, daß Du in den Ferien Deine Verwunderung aussprichst, ich sei doch lange nicht so gut und liebenswürdig, als Du Dir vorgestellt hättest. Das ist recht schmerzlich, aber ich habe es Dir psychologisch erklärt.

„Nun die Nutzanwendung meiner langweiligen Zeilen: Meine liebe Lisbeth, ich habe Dich heute ganz besonders lieb und wünsche, daß Du Dich weder in mir noch ich mich in Dir allzusehr täusche. Wir sind einander ziemlich strenge Richter, weil jedes Unangenehme, was wir von einem von uns hören, das schöne Bild in der Seele alteriert“ . . .

12. Juli. „An Deinem Geburtstag, den Du wahrscheinlich durch einen großen Jungfrauenkaffee gefeiert hast, habe ich am Nachmittage zum ersten Male in diesem Jahre wieder komponiert. Und zwar mit energischer Wut, gleich

alles fertig. Da Dein Geburtstag doch die Ursache sein muß, so sei die Komposition Dir noch nachträglich dediziert. Es ist ein Lied im höchsten Zukunftsstile mit einem natürlichen Aufschrei und dergleichen Ingredienzen einer stillen Narrheit. Zugrunde liegt ein Gedicht, das ich als Untersekundaner gemacht habe und zwar in Gorenzen. Ein Fischermädchen, das sich nach ihrem Schatz sehnt — voilà le sujet!"

Das Halbjahr von April bis Herbst 1865 muß ich als besonders merkwürdig für die innere Entwicklung meines Bruders bezeichnen. Er löste sich während desselben von vielen Vorstellungen und Ansichten, die ihn früher beherrscht hatten und entdeckte in sich, zu seinem freudigen Erstaunen, eine große kritische Begabung, von welcher er annahm, daß sie in der Philologie ihre beste Betätigung finden würde. Er schreibt darüber:

„Ich verlangte nämlich nach einem Gegengewicht gegen die wechselvollen und unruhigen bisherigen Neigungen, nach einer Wissenschaft, die mit kühler Besonnenheit, mit logischer Kälte, mit gleichförmiger Arbeit gefördert werden könnte, ohne mit ihren Resultaten gleich ans Herz zu greifen. Dies alles aber glaubte ich damals in der Philologie zu finden. Die Vorbedingungen zu deren Studium werden einem Pförtner Schüler geradezu an die Hand gegeben. Es werden in dieser Anstalt mitunter spezifisch philologische Aufgaben gestellt, z. B. kritische Kommentare über bestimmte sophokleische oder äschyleische Chorgesänge. Sodann ist es ein besondrer Vorzug der Schulpforta, der einem zukünftigen Philologen sehr zustatten kommt, daß unter den Schülern selbst eine angestrengte und mannigfache Lektüre griechischer und römischer Schriftsteller zum guten Ton gehört. Das Glücklichste aber war, daß ich auf ausgezeichnete philologische Lehrer traf, an deren Persönlichkeiten ich mein Urteil über ihre Wissenschaft bildete. Wenn ich damals gerade Lehrer gehabt hätte von der Art,

wie sie auf Gymnasien mitunter gefunden werden, engherzige, froschblütige Mikrologen, die von der Wissenschaft nichts als den gelehrten Staub kennen: ich hätte den Gedanken weit weggeworfen, jemals einer Wissenschaft anzugehören, der solche Schächer dienen. So aber lebten vor meinen Augen Philologen wie Steinhart, Keil, Corssen, Peter, Männer mit freiem Blick und frischem Zuge, die mir zum Teil auch ihre nähere Neigung schenkten. So kam es, daß ich schon in den letzten Jahren meines Pförtner Lebens mich selbständig mit zwei philologischen Arbeiten beschäftigte. In der einen wollte ich die Sagen vom Ostgotenkönig Ermanarich in ihren Verzweigungen nach den Quellen (Jordanes, Edda usw.) darstellen, in der andern eine spezielle Form der griechischen Tyrannis, die Megarische, zeichnen. Man pflegt in der Schulpforta bei dem Abgange irgend ein schriftliches Denkmal zu hinterlassen: zu diesem Zwecke war jene zweite Arbeit bestimmt, die mir unter den Händen zu einem Charakterbilde des Megarensers Theognis wurde.

„Als ich nach sechsjährigem Aufenthalte der Schulpforta als einer strengen, aber nützlichen Lehrmeisterin Lebewohl gesagt hatte, ging ich nach Bonn. Hier wurde ich mit Erstaunen gewahr, wie gut unterrichtet und doch wie schlecht erzogen so ein Fürstenschüler auf die Universität kommt. Er hat eine Menge für sich gedacht, und jetzt fehlt ihm die Geschicklichkeit, diese Gedanken zu äußern. Er hat noch nichts von dem bildenden Einflusse der Frauen erfahren; aus Büchern und Überlieferungen glaubt er das Leben zu kennen, und doch kommt ihm jetzt alles so fremdartig und unangenehm vor. So erging es mir in Bonn: nicht alle die Mittel, nach denen ich griff, um jene Übelstände zu beseitigen, mochten gut gewählt sein, und Verdrießlichkeiten, unbequemer Umgang, übernommene Verpflichtungen usw. machten mir dies erste Jahr meiner akademischen Zeit recht lästig."

Professor Raoul Richter faßt sehr richtig die Gründe zusammen, die Fritz das Verbindungsleben allmählich erschweren mußten. „Nietzsche fügte sich zunächst fröhlich in die burschikosen Kneipsitten, machte Komment und Mensur mit. Aber er, dessen Werte schon damals einzig in geistigen Dingen lagen, der am liebsten mit Freund Deussen griechische Tragödien las oder der Faust-Musik von Schumann lauschte, der dem Komponisten einen Kranz aufs Grab legte und selbst an einer Manfred-Musik komponierte, der infolgedessen bei allen Kommilitonen als ein „sonderbarer Kauz" galt (Br. V, 98), er konnte sich auf die Dauer nur als Fremdling unter seinen Verbindungsbrüdern fühlen. Aus dieser Stimmung heraus schrieb er an Gersdorff, der gerade damals in Göttingen ähnliche Konflikte durchkämpfte: „Man hat schon sehr viel verloren, wenn man die sittliche Entrüstung über etwas Schlechtes verliert, das in unserm Kreise täglich geschieht. Das gilt z. B. in Betreff des Trinkens und der Trunkenheit, aber auch in der Mißachtung und Verhöhnung andrer Menschen, andrer Meinungen" (Br. I, 12). Und wie tief die Kluft zwischen ihm und den an Charakter, aber leider nicht an Anzahl geringeren Gliedern der Studentenschaft auch auf anderen Punkten klaffte, mag folgendes, von Deussen in seinen „Erinnerungen" berichtete Erlebnis veranschaulichen. Nietzsche fährt allein nach Cöln hinüber, läßt sich von einem Dienstmann die Sehenswürdigkeiten zeigen und bittet ihn zum Schluß um Angabe eines Restaurants. Der aber führt ihn in ein öffentliches Haus. „Ich sah mich," so berichtete Nietzsche an Deussen, „plötzlich umgeben von einem halben Dutzend Erscheinungen in Flitter und Gaze, welche mich erwartungsvoll ansahen. Sprachlos stand ich eine Weile. Dann ging ich instinktmäßig auf ein Klavier als auf das einzige seelenhafte Wesen in der Gesellschaft los und schlug einige Akkorde an. Die lösten meine Erstarrung und ich gewann das Freie" (D., 24). Daß es

bei solcher Zartheit der Seele und Richtung der Interessen zum Bruch mit einer Verbindung kommen mußte, in welcher, wie in jeder Verbindung, neben höherstehenden auch minder hochgesinnte Elemente sich vorfanden, leuchtet ein."

Mein Bruder drang auf Reformen und stellte dabei so hohe und strenge sittliche Anforderungen, daß sich der größte Teil der Kommilitonen gegen diesen unbescheidenen, unbequemen, jungen Genossen empörte. Man darf aber nicht etwa denken, daß die Franconia besonders wüst gewesen sei, im Gegenteil, ihre guten Sitten sind von anderen hervorgehoben worden; aber mein Bruder verlangte wohl zu viel.

Sein Kampf richtete sich indessen nicht gegen das Fechten und Schlagen, dem er im Gegenteil wie allen ritterlichen Künsten ziemlich hold war. Noch jetzt sprechen die Bekannten jener Zeit davon, in welch amüsanter und ungewöhnlicher Form er seinen ersten Waffengang entrierte. Als er nämlich fühlte, daß er in seiner Fertigkeit so weit fortgeschritten war, um einen solchen wagen zu können, ging er eines Tages mit einem Herrn D. spazieren, der einer Verbindung angehörte, mit welcher die Franconen im sogenannten „Paukkomment" standen. Plötzlich fällt es Fritz ein, was für einen geschickten und angenehmen Gegner er in diesem Herrn haben würde. Freundlich und höflich wendet er sich an ihn: „Sie gefallen mir so gut! Könnten wir nicht miteinander losgehen? Ich denke, wir lassen die sonst üblichen Präliminarien?" Der Andere willigte auf die verbindlichste Weise ein, soll aber nachher seine Überraschung gegen Freunde sehr drollig beschrieben haben.

Meines Bruders Zorn richtete sich hauptsächlich gegen den ihm verhaßten Biermaterialismus und von jenen ersten Erfahrungen in Bonn ist ihm für immer eine tiefe Abneigung gegen Rauchen, Trinken und die ganze soge-

nannte Biergemütlichkeit geblieben. Recht bitter schildert er Ende August 1865 von Naumburg aus dem in Bonn neugewonnenen Freund Mushacke seine Empfindungen im Rückblick auf dieses erste Studentenjahr:

„Du kannst es dir vielleicht erklären, daß ich mit einem etwas unangenehmen Gefühl an Bonn zurückdenke, den dort erlebten Dingen und Stimmungen stehe ich noch zu nahe, das ist richtig. Die bittre Schale der Gegenwart, der Wirklichkeit läßt mich noch nicht zum Genuß des Kerns kommen. Denn ich hoffe, daß ich auch dieses Jahr einstmals vom Standpunkt der Erinnerung aus freudig als ein notwendiges Glied meiner Entwicklung einregistrieren kann. Augenblicklich ist es mir nicht möglich. Noch scheint es mir, als ob ich das Jahr in mancher Beziehung fehlerhaft vergeudet hätte. Mein Verweilen in der Burschenschaft erscheint mir — offen gesagt — als ein faux pas, nämlich für das letzte Sommersemester. Damit ging ich über mein Prinzip hinaus, mich den Dingen und Menschen nicht länger hinzugeben, als bis ich sie kennen gelernt habe.

„So etwas straft sich selbst. Ich ärgere mich über mich. Diese Empfindung hat mir den Sommer etwas verdorben und sogar mein objektives Urteil über die Burschenschaft etwas getrübt. Ich bin keiner der unbedingten Parteigänger der Franconia. Ich kann mir auch wohl eine liebenswürdigere Gesellschaft denken. Ich halte ihre politische Urteilsfähigkeit für sehr gering, nur im Kopfe einiger Weniger beruhend. Ich finde ihr Auftreten nach außen plebejisch und abstoßend. Da ich mit meinen mißgünstigen Urteilen nicht zu sehr zurückhaltend war, habe ich meine Stellung den Mitgliedern derselben gegenüber unbequem gemacht.

„Hier, lieber Freund, muß ich immer dankbar Deiner gedenken: wie oft habe ich bei Dir, nur bei Dir, die verdrießliche Stimmung verloren, die mich für gewöhnlich beherrschte. Und deshalb sind die angenehmen Bilder von

Bonner Vergnügungen für mich immer mit Deinem Bilde verknüpft.

„Mit meinen Studien muß ich, im Grunde genommen, auch unzufrieden sein, wenn ich auch viel Schuld auf die Rechnung der Verbindung schreibe, die meine schönen Pläne durchkreuzt hat. Gerade in diesen Tagen merke ich, was für eine wohltuende Beruhigung und Erhebung des Menschen in einer fortgesetzten eindringlichen Arbeit liegt. Diese Befriedigung habe ich in Bonn so selten gehabt. Ich muß höhnisch auf meine vollendeten Arbeiten aus meiner Bonner Zeit sehen. Da ist ein Aufsatz für den Gustav-Adolf-Verein, einer für den burschenschaftlichen Abend und einer für das Seminar. Abscheulich! ich schäme mich, wenn ich an das Zeug denke. Jede meiner Pennalarbeiten war besser.

„Aus den Kollegien habe ich, vereinzelte Dinge abgerechnet, nichts gelernt. Ich bin Springer für Genüsse dankbar, ich könnte Ritschl dankbar sein, wenn ich ihn fleißig benutzt hätte. Im allgemeinen bin ich darüber gar nicht unglücklich. Ich gebe viel auf eine Selbstentwicklung — und wie leicht kann man nicht von Männern wie Ritschl bestimmt werden, fortgerissen werden — vielleicht gerade auf Bahnen, die der eignen Natur fern liegen.

„Daß ich für das Verständnis meines Selbst viel gelernt habe, rechne ich als den größten Gewinn dieses Jahres. Und daß ich einen herzlich teilnehmenden Freund gewonnen habe, für keinen geringeren."

Auch späterhin haben sich die ärgerlichen Empfindungen diesem ersten, für ihn verlorenen Studienjahr gegenüber, nicht gemildert, denn noch zwei Jahre später schildert er seinen Abschied von Bonn in recht düstern Farben. „Ich ging von Bonn weg wie ein Flüchtling. Als mich um Mitternacht Freund Mushacke an das Ufer des Rheins begleitete, wo wir auf das von Cöln kommende Dampf-

schiff warteten, da war nichts von wehmütigen Empfindungen in mir, einen so schönen Ort und ein so blühendes Land verlassen zu müssen, abzuscheiden von einer Schaar jugendlicher Genossen. Vielmehr waren es gerade die letzteren, die mich fortscheuchten. Ich will nachträglich den guten Leuten nicht noch ungerecht sein, wie ich es früher öfter war. Aber meine Natur fand unter ihnen kein Genüge; ich selbst war noch viel zu scheu in mich versteckt und hatte nicht die Kraft unter dem dortigen Treiben eine Rolle zu spielen. Alles war mir aufgenötigt, und ich verstand nicht Herr zu sein über das, was mich umgab. In der ersten Zeit war mein Bemühen gewesen, mich in die Formen zu finden und das zu werden, was man einen flotten Studenten nennt. Da mir dies aber immer mehr mißlang, da der Hauch von Poesie, der auf allem diesen Treiben zu ruhen scheint, für mich verflogen war und die rohe philiströse Gesinnung mitten aus jenem Übermaß von Trinken, Lärmen und Schuldenmachen hervorsprang, da begann es leise in mir zu rumoren; immer lieber entzog ich mich jenen hohlen Vergnügungen, um stille Naturgenüsse oder gemeinsame Kunststudien aufzusuchen, immer fremder fühlte ich mich in diesen Kreisen, denen zu entgehen doch nicht möglich war. Dazu meldeten sich andauernde rheumatische Schmerzen, nicht minder drückte das Gefühl, nichts für die Wissenschaft und wenig fürs Leben, doch reichliche Schulden gewonnen zu haben. Das alles gab mir die Empfindung eines Flüchtlings, als ich in der feuchten regnerischen Nacht am Bord des Dampfschiffes stand und die wenigen Lichter langsam verschwinden sah, die Bonn am Ufer bezeichneten."

Die Burschenschaft Franconia hatte ihm trotz der Mißhelligkeiten „eine ehrenvolle Entlassung mit Band" gewährt, aber Fritz hielt es für seine Pflicht, seine wahre Gesinnung nicht zu verbergen. Er schickte am 20. Oktober 1865 das Band zurück und schrieb dazu:

„An die B. B. „Franconia".

„Ich habe dem Konvent der „Franconia" anzuzeigen, daß ich hiermit durch Einsendung meines Bandes meinen Austritt erkläre. Ich höre damit nicht auf, die Idee der Burschenschaft überhaupt hoch zu schätzen. Nur das will ich offen eingestehen, daß mir ihre gegenwärtige Erscheinungsform wenig behagt. Dies mag zum Teil an mir liegen. Es ist mir schwer geworden, ein Jahr hindurch in der Franconia auszuhalten. Ich habe es aber für meine Pflicht gehalten, sie kennen zu lernen. Jetzt halten mich keine engeren Bande mehr mit ihr zusammen, darum sage ich ihr Lebewohl.

„Möge die Franconia recht bald das Entwicklungsstadium überstehen, in dem sie sich jetzt befindet. Möge sie immer nur Mitglieder von tüchtiger Gesinnung und guter Sitte zählen. Friedrich Nietzsche."

Der Konvent entrüstete sich über diesen Brief und dimittierte Nietzsche aus der Burschenschaft. So endete das erste Studienjahr etwas melancholisch.

Elftes Kapitel.

Leipzig.

Die großen Studentenferien verlebte mein Bruder bei uns in Naumburg. Er kurierte seinen Rheumatismus, den er von Bonn mitbrachte, und wurde allmählich auch besserer Laune, so daß die neue Universität mit freudigen Zukunftshoffnungen ins Auge gefaßt wurde. Da Fritz in Bonn so sehr unter dem Einfluß einer unbehaglichen Häuslichkeit gelitten hatte, so machte ich zunächst den Vorschlag, ob wir nicht mit nach Leipzig ziehen wollten. Fritz war über den Vorschlag sehr erfreut, aber unsre liebe Mutter fürchtete Umzug und dergleichen Schwierigkeiten, auch fand sie, daß es für den Sohn besser sei, wenn er sich gewöhne, auf eignen Füßen zu stehen. Natürlich gab die Übersiedelung Ritschls von Bonn nach Leipzig für die Wahl der Universität den Ausschlag. In dem großen Kampf zwischen den beiden Professoren Ritschl und Jahn in Bonn, hatte sich Fritz durchaus nicht als einseitiger Parteigänger gezeigt, denn er hatte auch für Jahn, der sehr freundlich gegen ihn war, eine persönliche Verehrung, aber er hielt Ritschl für den weit Bedeutenderen, ob er nun in jenem Streite Recht hatte, oder nicht.

Ehe er nach Leipzig ging, verbrachte er noch vierzehn Tage in Berlin, bei den Eltern seines vortrefflichen Freundes Mushacke, und noch oft hat er sich in späteren Jahren der schönen Ausflüge von Berlin aus erinnert, vor allem nach Potsdam und Sanssouci.

So begann unter ganz andern Empfindungen als in der letzten Zeit in Bonn der Aufenthalt in Leipzig, und wenn auch die Bekanntschaft des Hauptwerks Schopenhauers zunächst zum Pessimismus verführte, so war das doch schließlich jene Art Jünglingspessimismus, von welchem mein Bruder späterhin behauptete, daß man ihn sich gönnen dürfe, wenn man jung und voller Mut und Kraft sei. Er hat von den beiden Leipziger Jahren 1865—67 im Herbst 1867 eine ausführliche Schilderung in einem kleinen Buch entworfen, das ich nur durch inniges Bitten vom Verbrennen gerettet habe.

„Es war am 17. Oktober 1865, als ich mit Freund Mushacke in Leipzig auf dem Berliner Bahnhofe anlangte. Wir zogen zunächst planlos in die innre Stadt und erfreuten uns der hochgetürmten Häuser, der belebten Gassen und des regen Treibens. Dann ruhten wir uns in der Mittagszeit in der Reisse'schen Restauration (Klostergasse) aus und fanden es hier leidlich, obwohl auch dieser Dunstkreis nicht frei von schwarzrotgoldnen Jünglingen war. Hier begann mein Studium des Tageblattes, das ich später regelmäßig in der Mittagsstunde zu treiben pflegte. An jenem Tage notierten wir uns die angebotenen Wohnungen, jene „anständigen" oder gar „eleganten" Zimmer mit „Schlafkabinett" usw. Darauf schickten wir uns an, straßauf, straßab, treppauf, treppab uns die bezeichneten Herrlichkeiten anzuschaun und fanden sie durchschnittlich über alle Maßen scheußlich. Welche Gerüche empfingen uns da, welche Ansprüche von Reinlichkeit setzte man bei uns voraus! Genug, wir waren bald ärgerlich und mißtrauisch und folgten daher nur zaudernd einem Antiquar, der eine Wohnung zu vermieten hatte, wie sie uns passend erscheinen würde. Schon dauerte uns der Weg zu lang und wir wurden müde, als er in einer kleinen Seitengasse, die den Namen „Blumengasse" trägt, halt machte, uns durch ein Haus durch in einen Garten führte und in dem dort sich

anschließenden Gebäude eine kleine Stube nebst Kammer aufwies, die einen freundlich zurückgezogenen Eindruck machte und sich für die Behausung eines Gelehrten wohl eignen mochte. Genug, wir wurden handelseinig; ich wohnte von jetzt ab bei dem Antiquar Rohn in der Blumengasse Nr. 4. Freund Mushacke fand im Hause nebenan ein Unterkommen. Und zwar hatte ich, wie wir später häufig bemerkten, bei dieser Wohnungswahl den bessern Teil erwählt. An jenem Tage aber gingen wir nach Beendigung unsrer Geschäfte in das benachbarte Café und tranken da in herbstlich schauriger Luft, aber doch noch im Freien, unsere Nachmittagsschokolade, mit wartendem Herzen über alles das, was sich an der neuen Stätte unsres Daseins zutragen würde.

„Am andern Tage meldete ich mich auf dem Universitätsgericht; es war gerade ein Tag, den die Universität durch eine Festschrift und durch Doktorernennungen feierte, der Tag, an dem vor hundert Jahren Goethe sich in das Album eingezeichnet hatte. Ich kann nicht sagen, wie erfrischend dieses zufällige Ereignis auf mich wirkte; sicherlich war es ein gutes Omen für meine Leipziger Jahre, und die Zukunft hat dafür gesorgt, daß es mit Recht ein gutes Omen heißen konnte. Der damalige Rektor Kahnis suchte uns gemeinsam Aufzunehmenden, die wir einen großen Kreis bildeten, deutlich zu machen, daß ein Genie seine absonderlichen Bahnen gehe und daß Goethe's Studienzeit somit durchaus für uns nicht mustergültig sein solle. Wir erwiderten die Anrede des kugelrunden beweglichen Männchens mit einem verstohlenen Lächeln und reichten ihm darauf den üblichen Handschlag, indem sich der ganze Kreis an dem schwarzen Punkte vorbeischob. Später empfingen wir unsre Papiere.

„Das erste fröhliche Ereignis war für mich das erste Auftreten Ritschl's, der glücklich an seiner neuen Küste gelandet war. Nach akademischer Sitte war er jetzt ge-

nötigt, seine Antrittsvorlesung öffentlich in der Aula zu halten. Man war allgemein hochgespannt auf die Erscheinung des berühmten Mannes, dessen Benehmen in den Bonner Affären seinen Namen in die Zeitungen und in aller Mund gebracht hatte. In reichster Fülle war darum die akademische Bürgerschaft versammelt, aber auch zahlreiche Nichtstudenten standen im Hintergrunde. Da kam er denn hineingerutscht in den Saal, auf seinen großen Filzschuhen, im übrigen in tadellosem festlichem Anzug mit weißer Binde. Heiter und aufgeräumt blickte er sich in dieser neuen Welt um und bald entdeckte er auch Gesichter, die ihm nicht fremd waren. Indem er sich hinten im Saale herumtrieb, rief er plötzlich: „Ei, da ist ja auch Herr Nietzsche“ und winkte mir lebhaft mit der Hand. Bald hatte er einen ganzen Kreis von Bonner Schülern um sich gesammelt, mit denen er auf das gefälligste plauderte, während der Saal sich mehr und mehr füllte und die akademischen Würdenträger erschienen waren. Da er dies merkte, stieg er mit Heiterkeit und Unbefangenheit auf das Katheder und sprach seine schöne lateinische Rede über den Wert und Nutzen der Philologie. Sein freier Blick, die energische Jugend seines Worts, das behende Feuer in seinem Mienenspiel rief offenbar Staunen hervor. Ich hörte, wie ein alter gemütlicher Sachse nachher sich aussprach: „Ne, was der alte Mann für ein Feier hat.“ Auch in der ersten Vorlesung im Auditorium Nr. 1 war die Menschenmenge erdrückend. Er begann seinen Vortrag über des Aeschylus Tragödie „Die Sieben vor Theben“, dessen wichtigsten Teil ich mit angehört und nachgeschrieben habe.

„Hier will ich gleich eine Bemerkung über meinen Kollegienbesuch machen. Da spricht denn vor allem die Tatsache, daß ich kein einziges vollständiges Kollegienheft besitze, sondern nur traurige Bruchstücke. Für diese meine Unregelmäßigkeit empfand ich zeitweise Besorgnis und

Unruhe, endlich aber ging mir auch hier die erlösende Formel auf. Im Grunde nämlich zog mich bei den meisten Kollegien der Stoff durchaus nicht an, sondern nur die Form, in der der akademische Lehrer seine Weisheit an den Mann brachte. Die Methode war's, für die ich lebhafte Teilnahme hatte; sah ich doch, wie wenig auf Universitäten Stoffliches gelernt wird und wie trotzdem der Wert derartiger Studien allseitig auf's höchste geschätzt wird. Da wurde mir deutlich, daß das Vorbildliche der Methode der Behandlungsart eines Textes usw. jener Punkt sei, von dem die umschaffende Wirkung ausgehe. Also beschränkte ich mich darauf zu beachten, wie man lehrt, wie man die Methode einer Wissenschaft in junge Seelen überträgt. Immer versetzte ich mich in die Stellung eines akademischen Lehrers und gab von diesem Standpunkte aus meine Zustimmung oder mein Verdikt zu den Bemühungen bekannter Dozenten. So habe ich mich denn mehr beflissen, zu lernen, wie man Lehrer ist, als zu lernen, was man sonst auf Universitäten lernt. Dabei hielt mich immer das Bewußtsein aufrecht, daß es mir einmal nicht an den Kenntnissen fehlen werde, die man bei einem Akademiker beansprucht, und vertraute dabei der Eigenheit meiner Natur, daß sie sich durch eignen Trieb und nach eignem System das Wissenswürdige zusammenholen werde. Und meine Erfahrung hat dies Vertrauen bis jetzt gut geheißen. Als Ziel schwebt mir vor, ein wahrhaft praktischer Lehrer zu werden und vor allem die nötige Besonnenheit und Selbstüberlegung bei jungen Leuten zu wecken, die sie befähigt das Warum? Was? und Wie? ihrer Wissenschaft im Auge zu behalten.

„Man wird nicht verkennen, daß in dieser Betrachtungsweise ein philosophisches Element liege. Der junge Mann soll erst in jenen Zustand des Erstaunens geraten, den man das *φιλόσοφον πάθος κατ' ἐξοχήν* genannt hat. Nachdem das Leben sich vor ihm in lauter Rätsel zerlegt

hat, soll er bewußt, aber mit strenger Resignation sich an das Wissensmögliche halten und in diesem großen Gebiete seinen Fähigkeiten gemäß wählen. Wie ich zu diesem Standpunkte gekommen bin, will ich zunächst erzählen. Hier erscheint denn zum ersten Male der Name Schopenhauer auf diesen Blättern. — Verstimmungen und Verdrießlichkeiten persönlicher Art pflegen bei jungen Leuten leicht einen allgemeineren Charakter anzunehmen, wenn sie sonst nur zur δυσκολία geneigt sind. Ich hing damals grade mit einigen schmerzlichen Erfahrungen und Enttäuschungen ohne Beihülfe einsam in der Luft, ohne Grundsätze, ohne Hoffnungen und ohne eine freundliche Erinnerung. Mir ein eignes anpassendes Leben zu zimmern war mein Bestreben von früh bis Abend; dazu brach ich die letzte der Stützen ab, die mich an meine Bonner Vergangenheit fesselte; ich zerriß das Band zwischen mir und jener Verbindung. In der glücklichen Abgeschiedenheit meiner Wohnung gelang es mir, mich selbst zu sammeln; und wenn ich mit Freunden zusammentraf, so war es eben mit Mushacke und v. Gersdorff, die für ihren Teil mit gleichen Absichten umgingen. — Nun vergegenwärtige man sich, wie in solchem Zustande die Lektüre von Schopenhauers Hauptwerk wirken mußte. Eines Tages fand ich nämlich im Antiquariat des alten Rohn dies Buch, nahm es als mir völlig fremd in die Hand und blätterte. Ich weiß nicht, welcher Dämon mir zuflüsterte: „Nimm dir dies Buch mit nach Hause.“ Es geschah jedenfalls wider meine sonstige Gewohnheit, Bücherein käufe nicht zu überschleunigen. Zu Hause warf ich mich mit dem erworbenen Schatze in die Sophaecke und begann jenen energischen düsteren Genius auf mich wirken zu lassen. Hier war jede Zeile, die Entsagung, Verneinung, Resignation schrie; hier sah ich einen Spiegel, in dem ich Welt, Leben und eigen Gemüt in entsetzlicher Großartigkeit erblickte. Hier sah mich das volle interesselose Sonnen-

auge der Kunst an, hier sah ich Krankheit und Heilung, Verbannung und Zufluchtsort, Hölle und Himmel. Das Bedürfnis nach Selbsterkenntnis, ja Selbstzernagung packte mich gewaltsam; Zeugen jenes Umschwunges sind mir noch jetzt die unruhigen, schwermütigen Tagebuchblätter jener Zeit mit ihren nutzlosen Selbstanklagen und ihrem verzweifelten Aufschauen zur Heiligung und Umgestaltung des ganzen Menschenkerns. Indem ich alle meine Eigenschaften und Bestrebungen vor das Forum einer düsteren Selbstverachtung zog, war ich bitter, ungerecht und zügellos in dem gegen mich selbst gerichteten Haß. Auch leibliche Peinigungen fehlten nicht. So zwang ich mich 14 Tage hintereinander immer erst um zwei Uhr nachts zu Bett zu gehen und es genau um sechs Uhr wieder zu verlassen.

„Eine nervöse Aufgeregtheit bemächtigte sich meiner, und wer weiß, bis zu welchem Grade von Torheit ich vorgeschritten wäre, wenn nicht die Lockungen des Lebens, der Eitelkeit und der Zwang zu regelmäßigen Studien dagegen gewirkt hätten.

„In jene Zeit fällt die Gründung des philologischen Vereins. Eines Abends waren mehrere ehemalige Bonner Studenten zu Ritschl eingeladen, darunter ich selbst. Nach Tische regte uns unser Gastgeber lebhaft zu der Idee an, welche dem philologischen Vereine zugrunde lag. Die Frauen waren gerade im Nebenzimmer, und so störte nichts den Erguß des lebhaften Mannes, der aus der Erfahrung von der Wirksamkeit und dem Einfluß solcher Vereine zu erzählen hatte. Der Gedanke faßte in uns Vieren Wurzel, d. h. in Wisser, Roscher, Arnold und mir. Wir sahen uns im Kreise unsrer Bekannten um und luden dann für einen Abend die Auserwählten in die „Deutsche Bierstube" zur Konstituierung eines Vereins zusammen. Acht Tage später hielten wir unsre erste regelmäßige Versammlung. Wir verlebten das erste halbe Jahr ohne Präsidenten und machten immer am Beginn eines Vereinsabends einen

von uns zum Vorsitzenden. Was gab es da für aufgeregte zügellose Debatten! Wie schwer war es da, aus dem allgemeinen Lärm nur etwas als Meinung des gesamten Vereins zu retten! Es war am 18. Januar 1866, als ich meinen ersten Vortrag hielt und damit gewissermaßen mein Debüt in der philologischen Welt. Ich hatte angekündigt, daß ich in der Restauration von Löwe, Nikolaistraße, über die letzte Redaktion der Theognidea sprechen werde. Hier im gewölbten Raume konnte ich, nachdem ich die erste Schüchternheit überwunden hatte, kräftig und mit Nachdruck mich ausgeben und hatte auch den Erfolg, daß meine Freunde den größten Respekt vor dem Gehörten äußerten. Erstaunlich erquickt kam ich tief in der Nacht nach Hause und setzte mich an mein Pult, um in das Buch der Betrachtungen bittere Worte zu schreiben und auf der Tafel meines Bewußtseins die genossene Eitelkeit möglichst zu vertuschen.

„Dieser günstige Erfolg machte mir Mut, meine Arbeit, wie sie war, in Folio, durch und durch mit Randglossen versehen, eines Mittags zu Ritschl zu bringen, dem ich sie in Gegenwart Wilhelm Dindorfs schüchtern einhändigte. Später erfuhr ich, wie unangenehm und lästig Ritschl derartige Zumutungen sind. Genug, er nahm die Arbeit an, vielleicht beeinflußt durch die Anwesenheit Dindorfs. Einige Tage darauf wurde ich zu ihm gerufen. Er sah mich bedenklich an und hieß mich Platz nehmen. „Zu welchem Zwecke," fragte er, „haben Sie diese Arbeit bestimmt?" Ich sagte das Zunächstliegende, daß sie, einem Vortrage unsres Vereins zu Grunde gelegt, schon ihren Zweck erfüllt habe. Jetzt fragte er nach meinem Alter, meiner Studienzeit usw. und als ich ihm Bescheid gegeben, erklärte er, noch nie von einem Studierenden des dritten Semesters etwas Ähnliches der strengen Methode nach, der Sicherheit der Kombination nach gesehen zu haben. Darauf forderte er mich lebhaft auf, den Vortrag zu einem kleinen

Buche umzuarbeiten und verhieß mir seine Hilfe, um einige Kollationen mir zu beschaffen. Nach dieser Szene ging mein Selbstgefühl mit mir in die Lüfte. Mittags machten wir Freunde zusammen einen Spaziergang nach Gohlis, es war schönes sonniges Wetter, und mir schwebte mein Glück auf den Lippen. Endlich im Gasthofe, als wir Kaffee und Pfannkuchen vor uns hatten, hielt ich nicht mehr zurück und erzählte den neidlos staunenden Freunden, was mir widerfahren sei. Einige Zeit ging ich wie im Taumel umher; es ist die Zeit, wo ich zum Philologen geboren wurde, ich empfand den Stachel des Lobes, das für mich auf dieser Laufbahn zu pflücken sei." . . .

„Seit jenem Tage, wo Ritschl meine Theognispapiere so günstig abgeschätzt hatte, war ich zu ihm in ein näheres Verhältnis gekommen. Fast wöchentlich ein paarmal ging ich in der Mittagsstunde zu ihm und fand ihn da jederzeit bereit, ein ernstes oder lustiges Gespräch anzuknüpfen. Gewöhnlich saß er in seinem Lehnstuhl und hatte die Kölnische Zeitung vor sich, die er samt der Bonner Zeitung aus alter Anhänglichkeit noch las. Auf dem Tische stand gewöhnlich unter einer wüsten Menge von Papieren ein Glas Rotwein. Wenn er arbeitete, so bediente er sich eines Sessels, den er selbst gepolstert hatte, indem er die Stickerei eines ihm geschenkten Ruhekissens abtrennte und auf einen dürftigen Holzschemel, der ohne Lehne war, nagelte. In seinen Gesprächen war er frei von jeder Zurückhaltung; sein Zorn gegen seine Feinde, Unzufriedenheit über bestehende Zustände, Schäden der Universität, Marotten der Professoren, alles sprudelte aus ihm heraus, so daß er hierin wohl das Gegenstück eines diplomatischen Naturells aufwies. Ebenso scherzte er über sich selbst, über seine geringe Wirtschaftlichkeit z. B. mit der er früher die eingenommenen Gelder in 10, 20, 50, 100 Talerscheine in Büchern versteckt habe, um sich über ihr Wiederfinden zu freuen. Daß dabei mitunter durch das Ver-

borgen von Büchern seltsame Zustände hervortraten, daß mancher arme Student sich durch eine Gabe überrascht fühlte, für die es kaum anständig war, Dank und Empfang auszusprechen, das pflegte uns seine Frau zu erzählen, und Vater Ritschl mußte mit verschämten Mienen seine Zustimmung geben. In der Tat war sein Eifer andern Leuten zu nützen wahrhaft großartig; und daher kommt es, daß so viele junge Philologen außer der Förderung, die sie ihm in wissenschaftlichen Dingen schuldeten, sich ihm auch noch persönlich zur nächsten Anhänglichkeit verpflichtet fühlten. Er besaß unbedingt eine Überschätzung seines Fachs und hatte demgemäß eine Abneigung dagegen, daß Philologen sich näher mit der Philosophie einließen. Seine Schüler hinwiederum suchte er möglichst schnell der Wissenschaft nutzbar zu machen; daher pflegte er die produktive Ader eines jeden leicht etwas zu überreizen. Dabei war er frei von jedem Credo in der Wissenschaft, und besonders verdroß ihn ein unbedingtes urteilsloses Hingeben an seine Resultate."

Aus diesen Aufzeichnungen spricht trotz Schopenhauers Einfluß eine sehr frohgemute Stimmung, die gewiß das Hauptresultat des Leipziger Aufenthaltes war. Doch darf man nicht vergessen, daß diese Schilderungen seiner Erlebnisse erst nach dem Abschluß seiner Leipziger Zeit geschrieben sind, wo sich vielleicht die Empfindungen der ersten Zeit nach dem Kennenlernen von Schopenhauers Büchern etwas verwischt hatten. Ich erinnere mich sehr wohl, daß er sich im Herbst 1865 sehr tragisch gebärdete und es ist sehr bedauerlich, daß sein Tagebuch, das erwähnte „Buch der Betrachtungen" von ihm vernichtet worden ist, als er obige Aufzeichnungen 1867 niederschrieb. Nur der Deckel des Buches ist noch vorhanden. Seine Briefe klangen im November, Dezember 1865 durchaus Schopenhauerisch pessimistisch und suchten auch uns zu solchem Pessimismus zu überreden, z. B. wie im nachfolgenden Brief vom

5. November 1865 ... „Wir sind wieder in das Gleis der gewöhnlichen Arbeiten, Gedanken, Plackereien, Erholungen geraten; wie wichtig ist mir jetzt der Tag, und wie vieles entscheidet sich oder muß sich entscheiden in den engen Hirnkammern? Tragt ihr es nur wirklich so leicht, dieses ganze widerspruchsvolle Dasein, wo nichts klar ist, als daß es unklar ist? Mir ist es immer, als ob ihr im Scherze darüber hinwegkämt. Oder täusche ich mich? Wie glücklich müßt ihr sein, wenn ich richtig sehe ... „Tue deine Pflicht!" Gut, meine Verehrten, ich tue sie oder strebe danach sie zu tun, aber wo endet sie? Und setzen wir den Fall, ich lebte nach der Pflicht zur Genüge, ist dann das Lasttier mehr als der Mensch, wenn es genauer als dieser das erfüllt, was man von ihm fordert? Hat man damit seiner Menschheit genug getan, wenn man die Forderungen der Verhältnisse, in die hinein wir geboren sind, befriedigt? Wer heißt uns denn uns von den Verhältnissen bestimmen zu lassen?

„Aber wenn wir dies nun nicht wollten, wenn wir uns entschlössen, nur auf uns zu achten und die Menschen zu zwingen uns wie wir nun sind anzuerkennen, was dann? Was wollen wir denn dann? Gilt es ein möglichst erträgliches Dasein sich zu zimmern? Zwei Wege, meine Lieben: man bemüht sich und gewöhnt sich daran, so beschränkt wie möglich zu sein und hat man dann seinen Geistesdocht so niedrig wie möglich geschraubt, so sucht man sich Reichtümer und lebt mit den Vergnügungen der Welt. Oder: man weiß, daß das Leben elend ist, man weiß, daß wir die Sklaven des Lebens sind, je mehr wir es genießen wollen, also man entäußert sich der Güter des Lebens, man übt sich in der Enthaltsamkeit, man ist karg gegen sich und liebevoll gegen alle anderen — deshalb weil wir mitleidig gegen die Genossen des Elends sind — kurz, man lebt nach den strengen Forderungen des ursprünglichen Christentums, nicht des jetzigen, süßlichen,

verschwommenen. Das Christentum läßt sich nicht „mitmachen“ so en passant oder weil es Mode ist.

„Und ist dann nun das Leben erträglich? Ja wohl, weil seine Last immer geringer wird und uns keine Bande an dasselbe mehr fesseln. Es ist erträglich, weil es dann ohne Schmerz abgeworfen werden kann.“

Von diesem Brief glaubten wir zunächst, da wir noch nichts von seiner Lektüre Schopenhauers wußten, daß die düstre Stimmung darin durch das Verschwinden seines Koffers mit Büchern und Manuskripten hervorgerufen worden wäre. Aber die Stimmung blieb, selbst nachdem der wichtige Koffer sich wiedergefunden hatte, und so verbat sich unsre Mutter dergleichen düstre briefliche Auseinandersetzungen, er solle lieber erzählen, was er erlebte. Unsre liebe Mutter konnte nämlich selbst wunderhübsche Briefe über ihre kleinen Erlebnisse schreiben und wünschte nun, daß wir es auch täten. In Bonn hatte Fritz auch diesen Wunsch unsrer Mutter ausgeführt, aber in Leipzig, von wo aus wir uns so oft sahen, fand er solche Briefe überflüssig. Ich aber war immer, wie meine französische Lehrerin sagte, etwas espiègle, sodaß ich, als Fritz in die Weihnachtsferien kam, zunächst eine tragische Miene zur Schau trug und mich in tiefsinnige Betrachtungen über die Schwierigkeit und Unklarheit dieses Daseins erging. Fritz wußte nicht, was er davon denken sollte und zerbrach sich den Kopf, was denn eigentlich passiert sei. Als er aber merkte, daß es nur seine Ermahnungen gewesen wären, das Leben ernst zu nehmen, gestand er mir, daß es ihm hundertmal lieber wäre, wenn ich so bliebe wie ich wäre, „unser gemeinsames Lachen wäre ihm eine solche Erholung“. Und darauf wurden es wirklich sehr heitere Weihnachtsferien. Überhaupt entwölkte sich Fritz immer mehr und hatte auch reichlich Anlaß froh und zufrieden zu sein, wie er ja selbst in seinen Aufzeichnungen schreibt. Natürlich gab es dazwischen immer Zeiten mit weniger erfreulichen

Stimmungen, wenn eine philologische Arbeit nicht schnell von der Stelle rückte, wenn er glaubte, den ihm so wohlwollenden Ritschl durch seine Weigerung in dessen Seminar einzutreten gekränkt zu haben, oder wenn Freund Deussen ihm Sorge machte, daß er den Wünschen seiner Eltern entsprechend Theologie studierte, anstatt Philologie, wofür er Deussen viel geeigneter fand. Bei seinem großen Feingefühl irritierten ihn schon Angriffe auf seine Ideale oder wenn ihm werte Persönlichkeiten durch Taktlosigkeiten verletzt wurden. So erzählt er von einem Bekannten: „Da fällt mir zunächst Hüffer ein, der unsre beiden Bekannten Romundt und Wisser fortdauernd auf das wunderlichste quälte und neckte und sich dadurch des Einen Feindschaft und des Andern Freundschaft auf den Hals schaffte. Ein talentvoller Mensch, dem die Natur den Begriff der Taille versagt hatte, trieb er die schönen Künste, vornehmlich Musik, mit Eifer, übersetzte gewandt aus dem Französischen und sah sich, da er sehr vermögend war, mit Ruhe dem Strome des Literatentums entgegenschwimmen. Wir lagen uns immer in den Haaren in musikalischen Punkten, vornehmlich über die Bedeutung Wagners ging uns nie die Stimme und die Galle aus. Ich gebe ihm jetzt nachträglich zu, daß sein musikalisches Urteilen und Empfinden feiner, vor allem gesünder entwickelt war als das meinige. Aber damals vermochte ich dies nicht einzusehn und empfand manchen Schmerz über seinen rücksichtslosen Widerspruch. Überhaupt stieß er leicht einmal mit seinem ungenierten Wesen an. So waren wir einmal zusammen in eine befreundete Familie eingeladen. Hüffer wälzte seine breite Gestalt auf einen Sessel und rief, als dieser von der ungewohnten Last knackte, lustig aus: „Oho, der ist nicht koscher", ein Wort, das die Hausfrau, eine getaufte Jüdin, offenbar stark verletzen mußte. Nicht anders erging es ihm, als wir einmal im ersten Range des Leipziger Theaters uns freimütig über eine am Tage zuvor

aufgetretene Sängerin unterhielten. Wir lobten ihren Gesang, um so mehr aber mißfiel ihr wunderlich häßliches Gesicht, dessen Seltsamkeit Hüffer in verschiedenen Bildern laut und heftig beschrieb. Welche Empfindung aber, als eine Dame drei Schritt schräg vor uns sich ruhig umdrehte und den öffentlichen Tadelern ihr Gesicht, eben jenes wunderlich häßliche Gesicht, zuwandte. Ärgerlich, jemand umsonst verletzt zu haben, machten wir unsre Sache nicht besser, als wir ihr nach dem Theater ein Bukett mit der Inschrift „der Nachtigall die Rose" zuschickten."

In der Leipziger Zeit entwickelte sich meines Bruders eigenste Natur auf die erquicklichste Weise. Er brauchte nicht mehr, wie in Bonn, die Ambition zu haben, ein flotter Student zu sein, wozu er so wenig Talent hatte, er brauchte sich nicht nach den Vorschriften seiner Verbindung zu richten, die ihm unangenehm oder plebejisch erschienen, er hatte nicht mehr nötig seine strengen sittlichen Anforderungen gegen die höhnenden Kommilitonen zu verteidigen, er brauchte seine eigene Natur nicht mehr scheu zu verstecken und konnte nun endlich jenen Einfluß auf seine Umgebung ausüben, den er sich immer gewünscht hatte, der ihm aber in Bonn unmöglich gemacht worden war.

Obgleich er sehr oft von Leipzig herüber kam, allein oder mit seinen Freunden, so gab es doch jede Ferien, die er immer in Naumburg zubrachte, gewissermaßen Überraschungen, wie sehr er sich inzwischen entwickelt hatte und mit welchen großen Arbeitsplänen er anlangte. Z. B. Ostern 1866, wo er eifrig daran arbeitete, aus seinen Theognisstudien ein kleines Buch zu machen. In diesen arbeitsreichen Ferien schreibt er an Freiherrn von Gersdorff: „Drei Dinge sind meine Erholungen, aber seltne Erholungen, mein Schopenhauer, Schumannsche Musik, endlich einsame Spaziergänge. Gestern stand ein stattliches Gewitter am Himmel, ich eilte auf einen be-

nachbarten Berg, ‚Leusch' genannt (vielleicht kannst du mir dies Wort deuten), fand oben eine Hütte, einen Mann, der zwei Zicklein schlachtete, und seinen Jungen. Das Gewitter entlud sich höchst gewaltig mit Sturm und Hagel, ich empfand einen unvergleichlichen Aufschwung und ich erkannte recht, wie wir erst dann die Natur recht verstehen, wenn wir zu ihr aus unsern Sorgen und Bedrängnissen heraus flüchten müssen. Was war mir der Mensch und sein unruhiges Wollen! Was war mir das ewige: ‚Du sollst', ‚Du sollst nicht'. Wie anders der Blitz, der Sturm, der Hagel: freie Mächte, ohne Ethik! Wie glücklich, wie kräftig sind sie, reiner Wille, ohne Trübungen durch den Intellekt!"

Die Zeit vom Herbst 65—67 war für ihn aber auch sehr interessant durch mancherlei literarische, musikalische und politische Ereignisse; vor allem durch den Krieg Preußens mit Österreich, der ihn in die politische Atmosphäre hineinzog und ihn wieder zu einem begeisterten Preußen machte. „Wer wäre nicht stolz, in dieser Zeit ein Preuße zu sein!" Wie man sich denken kann, standen die Burschenschaften in der Konfliktzeit auf der Seite des Liberalismus, der aber durch die erstaunliche Wendung des Krieges von 1866 gewissermaßen desavouiert wurde. Im übrigen wäre es damals leicht möglich gewesen, daß Fritz selbst, wie er sich ausdrückte, „nicht nur als Statist" in diesen großen Umwälzungen mitzuwirken gehabt hätte. Zweimal mußte er sich stellen und wurde jedesmal bei der Untersuchung als kerngesund bezeichnet und nur seiner übergroßen Kurzsichtigkeit wegen mit Bedauern zurückgestellt. Er wäre aber schon damals sehr bereit gewesen, als Soldat zu dienen und in den Krieg zu ziehen. Er schließt einen Brief an uns im Mai 1866:

„Grüßt alle die Bekannten
Mit einem Gruß von mir

Und sagt den alten Tanten,
Ich käm' einmal abhanden
Als preuß'scher Grenadier.
Einer der kriegsbereit ist."

Immerhin hätte er es peinlich empfunden, aus seinen Studien herausgerissen zu werden. Gerade in der Sadowawoche schrieb er seine Theognisarbeit für das Rheinische Museum nieder. Leipzig war von den Preußen okkupiert und mein Bruder gab ergötzliche Schilderungen von der preußisch gewordenen Stadt und dem heimlichen Widerstand des sächsischen Philisters.

Trotz dieser kriegerischen Ereignisse spielten nach wie vor in Leipzig Wissenschaft, Musik und besonders das Theater eine große Rolle. Fritz war Mitglied des Riedelschen Gesangvereins, der in der damaligen Zeit außerordentlich schöne Konzerte gab. In der angstvollsten Kriegswoche, wo in Dresden alle Theater geschlossen werden mußten aus Mangel an Zuschauern, wurde Hedwig Raabe in Leipzig im vollgefüllten Theater aufs höchste angejubelt. Leipzig vergaß vollständig über diese entzückende Künstlerin die schwere Gegenwart. Mein Bruder schwärmte für sie und hat ihr auch ein zierlich abgeschriebenes Heftchen selbstverfaßter Gedichte und Kompositionen verehrt, das aber leider bis jetzt noch nicht wieder zum Vorschein gekommen ist.

Persönlich ist er mit ihr nur ganz flüchtig in Berührung gekommen, was er ungemein bedauerte, zumal es ihm leicht gewesen wäre, sie öfters zu sehen, da sie bei einer Familie zu Besuch war, die wir, obgleich wir nicht verwandt mit ihnen waren, Onkel, Tante und Cousinen nannten. Fritz aber hatte nicht zur rechten Zeit dort Besuch gemacht und versäumt, sich als eine Art Verwandter dort heimisch zu machen. Nun war er tief betrübt, daß er höchstens einen flüchtigen Besuch machen konnte, um einmal während der Anwesenheit dieses holden Wesens

eingeladen zu werden. Fritz war rechtschaffen in Hedwig Raabe verliebt und Maxmilian Harden hat vollkommen recht, wenn er annimmt, daß Hedwig Raabe dem Frauenideal entsprach, das mein Bruder sein Leben lang bewundert hat. Man mußte ihn nur das Stück „Sie hat ihr Herz entdeckt" erzählen hören, wie er sie dabei mit verzückten Augen schilderte, um deutlich zu merken, wie sehr er selbst sein Herz entdeckt hatte.

Auch andere, noch höhere theatralische Genüsse hatte Leipzig im Sommer 1866. Mein Bruder sah wiederum die Seebach in einer ganzen Reihe ihrer besten Rollen und war von ihrer hohen Kunst tief erschüttert. Es wurde ihm schwer, sich von Leipzig zu trennen, nicht nur der Bibliotheken wegen, die ihm zu seinen philologischen Arbeiten unbedingt nötig waren. Schließlich aber stellte sich ein unheimlicher Gast in Leipzig ein: die Cholera, die sich aber auch über andere Teile Sachsens und Thüringens, z. B. Naumburg, ausbreitete. Nur einige Badeorte, wie z. B. Kösen, blieben verschont, sodaß unsre Mutter mit meinem Bruder in den großen Sommerferien nach Kösen ging; ich selbst war bei Verwandten im Voigtland zu Besuch. Mein Bruder hat von der Cholera eine schauerliche Erinnerung behalten; er behauptete, zweimal von dieser Seuche ergriffen worden zu sein, und daß er sich nur mit beständigem Trinken heißen Wassers und Schwitzen von den Anfällen geheilt hätte. Eine Nacht, die er im gleichen Hause mit einer Choleraleiche zubrachte, ist ihm besonders unheimlich im Gedächtnis geblieben.

Den Aufenthalt im Herbst in Kösen benutzte er zu eifrigem Arbeiten. Von Pforta aus wurde er durch die Bibliothek sehr unterstützt. Die Universität Leipzig tat ziemlich spät ihre Pforten wieder auf, da man erst das Ende der Choleraepidemie abgewartet hatte. Er ging mit frohem Herzen und schönen Plänen dem neuen Semester entgegen und schreibt an Mushacke: „In diesem Winter

[1866/67] soll alles Mögliche getan werden. Insbesondere gedenken wir unserem Verein einen besonderen Schwung zu geben, so daß er wie eine Kugel, noch über einige Semester hinaus fortläuft, die wir, die Gründer, vielleicht nicht mehr in ihm zubringen können. Ich denke viel über eine Erweiterung nach, unser Ziel soll sein ‚eine Vereinigung aller wirklich strebsamen Philologen in Leipzig'. Zu diesem Zwecke haben wir auch zwölf Stellen für außerordentliche Mitglieder festgesetzt und ich habe für meinen Teil besonders eine Anzahl Pförtner in Aussicht. Mein nächster Vortrag soll sich auf eine ‚Theorie der Interpolationen in den Tragikern' beziehen . . . Sodann habe ich mit Romundt und zwei Pförtnern zusammen, die sich alle drei in dem bekannten philologischen Mauserzustande befinden, einen Abend verabredet, an dem wir gemeinsam die Choephoren des Aeschylus lesen und zwar möglichst κριτικῶς. Wir wissen ja, aus eigner Erfahrung, wie lästig jener Zustand ist, wo die Endlosigkeit des Studiums und die augenblickliche Erfolglosigkeit des eignen Arbeitens einem zum Bewußtsein kommt; vielleicht kann man da durch gegenseitige Unterstützung sich etwas nützen.

„Endlich bin ich auch Mitglied der Ritschlschen Sozietät und zwar zusammen mit beinahe den meisten ordentlichen Mitgliedern unsres Vereins, so daß diese Institute jetzt miteinander fast Hand in Hand gehen. Dort werden wir die Thesmophoriazusen lesen, auf die ich mich recht freue."

Der Januar 1867 brachte uns einen herben Verlust. Es starb unsre liebe Tante Rosalie, die, wie mein Bruder öfters betont hat, nach Mutter und Schwester die nächsten Anrechte auf seine Liebe und Verehrung hatte. Sie war immer auf das treulichste um uns besorgt und hatte gewissermaßen versucht, unsern Vater, ihren geliebten Bruder Ludwig, uns ein wenig zu ersetzen. Sie hielt vor allem die Familientradition aufrecht und lebendig, so daß nach dieser Seite hin, wie mein Bruder mit Recht betonte,

der Verlust unersetzlich war. Es war das erstemal, daß wir die Leidenszeit und den Tod einer geliebten, unserm Herzen nahestehenden Verwandten als Erwachsene miterlebten, sodaß dieser Verlust auf uns beide einen tiefen Eindruck machte. Sie starb gern, und wahrhaft rührend war es, wie sie der Gedanke bis zum letzten Augenblick beglückte, daß ihr Tod, weil wir ihre nächsten Erben sein sollten, uns Vorteile brächte: „Nun kann Fritz die akademische Karriere ergreifen", sagte sie kurz vor ihrem Tode, nachdem sie lange geschwiegen hatte, mit einem rührenden Leuchten ihrer guten Augen. „O, Tantchen", rief ich mit innigster Liebe, „Fritz wird so gern Gymnasiallehrer, wenn du nur leben bleibst!" „Ihr seid gute Kinder", sagte sie liebevoll, „aber Gott weiß alles am besten".

Um meines Bruders religiöse und philosophische Ansichten machte sie sich große Sorgen, meinte aber immer wieder vertrauensvoll: „Er wird schon das Rechte finden". Sie nahm ihm aber das Versprechen ab, mir nicht seine philosophischen Ansichten einzuflößen, oder dies wenigstens zu einer Zeit zu tun, wo ich älter und urteilsfähiger wäre. Fritz hielt auch dieses Versprechen, litt aber ziemlich darunter, nicht den ganzen Strom seiner Schopenhauerbegeisterung über mich ergießen zu können; vorzüglich in dem Jahre 1867—68, das er in Naumburg verlebte, beklagte er sich sehr oft, daß er nun niemand habe, mit dem er sich über seine Angelegenheiten aussprechen könne.

In seinem philologischen Verein hielt er vier größere Vorträge:

1. Die letzte Redaktion der Theognidea.
2. Die biographischen Quellen des Suidas.
3. Die πίνακες der aristotelischen Schriften.
4. der Sängerkrieg auf Euböa.

Er schreibt darüber: „Diese Themata kennzeichnen ungefähr die Hauptrichtungen meiner Studien. Dabei muß ich bemerken, daß zu dem dritten Punkte ich als Hintergrund

die Laertianische Quellenkritik aufbaute. Zu dieser Studie fühlte ich von Anfang an Neigung; schon in meinem ersten Leipziger Semester ist manches hierauf Bezügliche zusammengestellt worden. Auch erzählte ich Ritschl manches hierüber. So geschah es denn, daß er eines Tages geheimnisvoll andeutend mich fragte, ob ich eine Untersuchung über die Quellen des Laertius auch unternehmen würde, wenn ich von einer andern Seite aus eine bestimmte Anregung erhielte. Ich quälte mich lange mit dem Sinne dieser Worte, bis ich in einem Momente der Erleuchtung die Sicherheit gewann, daß das nächste von der Universität zu stellende Preisthema jene Frage zum Objekt haben werde. Am Morgen, wo die Themata publiziert werden, eile ich zu Kintschy und ergreife aufgeregt die Leipziger Nachrichten; richtig, da fällt mein Auge auf die ersehnten Worte de fontibus Diogenis Laertii. Die folgende Zeit beschäftigten mich die einschlägigen Probleme fast Tag und Nacht; Kombination reihte sich an Kombination, bis endlich in den Weihnachtsferien, die ich zu einer Sichtung der bisherigen Resultate benutzte, plötzlich jene Erkenntnis heraussprang, daß zwischen den Suidas- und den Laertiusfragen ein bestimmtes Band zu bemerken sei. Ich bewunderte an jenem Abend, wo ich diese Erkenntnis fand, den glücklichen Umstand, daß ich erst über die Quellen des Suidas, dann über die des Laertius, wie durch einen sichern Instinkt getrieben, geforscht hatte und nun plötzlich die Zügel für beide Fragen in der Hand hielt. — So schnell und behend ich mit meiner Kombination von Tag zu Tag vorrückte, um so schwerer konnte ich mich nachher zur Ausarbeitung meiner Resultate entschließen. Aber die Zeit drängte immer furchtbarer; und trotzdem verstrich mir die schöne Zeit des Sommers im fröhlichen Genusse und im Umgang mit Freund Rohde, ja neue wissenschaftliche Interessen fingen an mich zu quälen und zum anhaltenden Nachdenken zu

zwingen. Vornehmlich die Homerfrage, auf die mein letzter Vortrag im Verein mit vollen Segeln lossteuerte. Endlich als keine Stunde mehr zu verlieren war, setzte ich mich nieder zur Laertiusarbeit und schrieb so einfach und schlicht wie möglich meine Ergebnisse zusammen. Der erschreckliche letzte Tag des Juli (1867) begann; ich drückte die Sporen mit aller Energie ein und erreichte es, daß ich abends um 10 Uhr mit dem fertigen Manuskript zu Rohde laufen konnte, in dunkler, regnerischer Nacht. Dort wartete mein Freund bereits auf mich und hatte zu meiner Erquickung Wein und Gläser bereit gesetzt."

Das letzte Jahr, 1866/67 in Leipzig war für meinen Bruder wohl das genußreichste. Wie oft erzählte er von zauberhaften abendlichen Kahnfahrten nach Connewitz, von köstlichen Vereinsabenden, mit den Freunden Roscher, Romundt, Windisch, Kleinpaul, besonders aber von dem Beisammensein mit Rohde, mit dem er im letzten Jahr seines Leipziger Aufenthaltes eine innige Freundschaft schloß. Sie stimmten in vielen Dingen durchaus nicht überein: „Sobald aber das Gespräch sich in die Tiefe wandte, verstummte die Dissonanz der Meinungen und es ertönte ein ruhiger und voller Einklang." Es war reizend anzuhören, wenn im späteren Leben sich mein Bruder und Rohde die Leipziger Erinnerungen zurückriefen. Rohde konnte dann so komisch den Leipziger Dialekt nachahmen, mitten hinein in die poetischsten Schilderungen, daß es des Lachens kein Ende gab. Die beiden übten sich auch damals eifrig in den ritterlichen Künsten des Pistolenschießens und des Reitens. Sie hatten bei einem Herrn Bieler Reitstunden genommen, die gerade vor dem Ritschl'schen Kolleg lagen; späterhin erzählte mir nun ein junger Gelehrter, wie imponierend Nietzsche und Rohde auf ihre Studiengenossen damals gewirkt hätten. Wenn sie in das Ritschlkolleg gekommen wären, strahlend von Geist, Gesundheit und jugendlichem Übermut, im Reitkostüm, noch

mit den Reitpeitschen in der Hand, dann wären sie von den andern „wie zwei junge Götter" angestaunt worden. Wer sich jener Zeit erinnert, sieht Nietzsche als einen wundervollen Jüngling und vergißt nicht eine gewisse herbe Keuschheit zu erwähnen, weshalb ihn Rohde immer mit den herrlichen Jünglingen verglich, die Adalbert Stifter so sympathisch geschildert hat. Noch 23 Jahre später erinnert sich Rohde, wie ihm damals Nietzsche erschienen ist: „Welch herrlicher Mensch und wie eine neue Offenbarung menschlichen Wesens!"

Sobald die Preisarbeit abgegeben war, rüstete sich mein Bruder mit Rohde zusammen zu einer Erholungsreise in den Böhmerwald, wo sie allerhand poetische und scherzhafte Erlebnisse hatten. Einige Notizen sind noch davon erhalten, auch allerhand komische Eintragungen aus den Fremdenbüchern der schönen Aussichtspunkte. Ich bringe nur eine davon, da Rohde später behauptete, sie stamme von meinem Bruder selbst und hätte ihm gegolten, der zwei reizende junge Damen aus einem Kreis sonst unsympathischer Mitreisender sehr bewundert hätte.

„In der Bibel steht geschrieben:
Du sollst Deinen Nächsten lieben.
Doch Du Gotteswort-Verächter,
Liebst nur Deines Nächsten Töchter."

Die Reise beschloß er mit einem Aufenthalt in Meiningen, wo die „Zukünftler" ein viertägiges Musikfest veranstaltet hatten. „Abbate Liszt präsidierte. Diese Schule hat sich jetzt mit Leidenschaft auf Schopenhauer geworfen. Eine symphonische Dichtung von Hans von Bülow, „Nirwana", enthielt als Programm eine Zusammenstellung Schopenhauer'scher Sätze; die Musik war aber fürchterlich. Dagegen hat Liszt selbst in einigen seiner Kirchenkompositionen den Charakter jenes indischen Nirwana vortrefflich gefunden, vor allem in seinen „Seligkeiten" „beati sunt qui etc."

Nach seiner Rückkehr nach Naumburg verlebten wir außerordentlich heitere Spätsommertage, wenngleich mein Bruder sich sofort in ein neues philologisches Thema „über die unechten Schriften Demokrits“ vertiefte. Diese Schrift sollte in einem Zyklus von Aufsätzen von Ritschl's speziellen Leipziger Schülern Ritschl als Ehrengabe gewidmet werden, aber, wie er an Freiherr von Gersdorff schreibt: „Das Verhängnis kam.“

Zwölftes Kapitel.

Ein Jahr Soldat.

Mein Bruder hatte sich, wie schon erwähnt, mehrfach zum Militärdienst gemeldet, war auch kräftig, gesund und tauglich gefunden und nur seiner großen Kurzsichtigkeit wegen zurückgestellt worden. So glaubte er sich eigentlich von militärischen Verpflichtungen frei. Als er sich nun am 30. September 1867 wohlgemut zur Philologenversammlung nach Halle a. d. S. begeben wollte, traf er am Bahnhof den Oberstleutnant von Jagemann, Kommandeur der in Naumburg garnisonierenden Abteilung des Feldartillerie-Regiments Nr. 4. Dieser teilte ihm mit, daß eine neue Verordnung gekommen sei, wonach junge Leute, welche die Brille Nr. 8 trügen und sonst gesund und kräftig wären, doch dienen müßten. Nun hatte Fritz bei der letzten Stellung in Naumburg am 26. September Nr. 8 getragen; diese Nummer war viel zu schwach für seine Augen: aber man hatte gar nicht die Augen selbst untersucht, sondern nur nach der Brille geurteilt! So kam das Verhängnis: er war plötzlich militärpflichtig und mußte an ein schleuniges Eintreten denken; natürlich wollte er in einer Universitätsstadt dienen. Herr von Jagemann riet ihm nun, ruhig nach Halle zu reisen, er wolle ihm inzwischen eine Bescheinigung ausstellen, daß Fritz seiner Studien wegen in Berlin zu dienen wünsche und dem nichts im Wege stehe. Mit dieser Bescheinigung reiste Fritz am 4. Oktober nach Berlin, um sich bei einem

der Garderegimenter anzumelden. Leider waren diese schon mit Freiwilligen überfüllt, so daß beschlossen war, keinen mehr anzunehmen. So kehrte er nach Naumburg zurück, um hier zu dienen, obgleich der Dienst bei der reitenden Feldartillerie recht mühselig ist. Das einzige, was ihn dazu verlockte, war das Reiten, das er schon in Leipzig geübt und sehr geliebt hatte.

Der Abstand zwischen seinem Leipziger Aufenthalt mit seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Genüssen, dem beglückenden Zusammensein mit den Freunden, deren Führer er war und der schwierigen Dienstzeit als Artillerist war ungeheuer. Ich gestehe, daß, wenn ich meinen Bruder im Morgengrauen in der Drillichjacke sich zu seinem Pferd in der Artilleriekaserne begeben sah, ich mich ordentlich gedemütigt fühlte; doch mußte er nur die ersten sechs Wochen sein Pferd selbst besorgen, dann durfte er sich einen Burschen (Putzkameraden) halten, der ihm die unangenehmsten Seiten seines Dienstes abnehmen konnte. Mein Bruder selbst aber überwand den Wechsel und den schwierigen Zustand mit Tapferkeit und Humor, was sich besonders in einem Brief an Rohde ausspricht. Er schildert da zunächst seine Anwesenheit bei dem Philologentag in Halle und fährt dann fort: „Täglich, ja stündlich haben wir in Halle auf die Ankunft von Vater Ritschl gewartet, der sich angekündigt hatte und leider dem schlechten Wetter sich fügen mußte. Wir haben nach seiner Anwesenheit gelechzt, ich insbesondere, der ihm nach allen Seiten hin Dank wissen muß. Seiner Vermittelung habe ich zuzuschreiben, daß ich jetzt im Besitz des vollständigen rheinischen Museums bin, und zwar ohne bisher etwas dafür getan zu haben, ja in der sicheren Aussicht, eine längere Zeit für jenen index nichts tun zu können. Die nächsten paar Wochen nach unsrer Reise habe ich nicht in dieser Frohnarbeit verschwendet, sondern auf die lustigste Weise meine Democritea zusammengestellt, als

welche in honorem Ritscheli bestimmt sind. So ist doch wenigstens der Hauptwurf getan: obschon für eine sorgsame Begründung meiner Tollheiten und eine stämmige Kombinatorik nur zu viel noch zu tun übrig ist, weil zu viel für einen Menschen, der ‚anderweitig stark beschäftigt ist'.

„Nun, wirst Du fragen, wenn er nicht raucht und spielt, wenn er nicht indicem fabriziert, noch Democritea kombiniert, Laertium et Suidam despektiert, was macht er denn?

„Er exerziert.

„Ja, mein lieber Freund, wenn Dich ein Dämon einmal in einer frühen Morgenstunde, sagen wir zwischen fünf und sechs, nach Naumburg geleiten und gefälligerweise die Absicht haben sollte, Deine Schritte in meine Nähe zu lenken: so erstarre nicht über das Schauspiel, das sich deinen Sinnen darbietet. Plötzlich atmest Du die Atmosphäre eines Stalles. Im halben Laternenlichte erscheinen Gestalten. Es scharrt, wiehert, bürstet, klopft um Dich herum. Und mitten drin, im Gewande eines Pferdeknechtes, heftig bemüht, mit den Händen Unaussprechliches, Unansehnliches wegzutragen oder den Gaul mit der Striegel zu bearbeiten — mir graut es, wenn ich sein Antlitz sehe — es ist beim Hund meine eigne Gestalt. Ein paar Stunden später siehst Du zwei Rosse auf der Reitbahn herumstürmen, nicht ohne Reiter, von denen der eine Deinem Freunde sehr ähnlich ist. Er reitet seinen feurigen schwungvollen Balduin und hofft einmal gut reiten zu lernen, obschon oder vielmehr weil er jetzt immer noch auf der Decke reitet, mit Sporen und Schenkeln, aber ohne Reitgerte. Auch mußte er sich beeilen, alles zu verlernen, was er in der Leipziger Reitbahn gehört hatte und vor allem sich mit großer Anstrengung einen sicheren und reglementmäßigen Sitz aneignen. Zu andern Tageszeiten steht er, emsig und aufmerksam, am gezogenen Geschütz und holt Granaten aus der Protze oder reinigt

das Rohr mit dem Wischer oder richtet nach Zoll und Graden usw. Vor allem aber hat er sehr viel zu lernen.

„Ich versichere Dich bei dem schon erwähnten Hund, meine Philosophie hat jetzt Gelegenheit, mir praktisch zu nützen. Ich habe in keinem Augenblicke bis jetzt eine Erniedrigung verspürt, aber sehr oft wie über etwas Märchenhaftes gelächelt. Mitunter auch raune ich unter dem Bauch des Pferdes versteckt ‚Schopenhauer hilf'; und wenn ich erschöpft und mit Schweiß bedeckt nach Hause komme, so beruhigt mich ein Blick auf das Bild an meinem Schreibtisch: oder ich schlage die Parerga auf, die mir jetzt, samt Byron, sympathischer als je sind".

Inzwischen wurde dem jungen Krieger eine große Freude zuteil. Er schreibt darüber an Gersdorff: „..... Dieser Sommer, der letzte, den ich in Leipzig verlebte — nämlich der zweite — nahm mich kräftig in Anspruch. Du weißt, daß ich mich um das gestellte Preisthema de fontibus Laertii Diogenis bemühte. Dies ist mir auch nach Wunsch gelungen; eine Menge hübscher, zum Teil wichtiger — d. h. nach unserm Maßstabe wichtiger — Ergebnisse ist herausgekommen, und zum Schluß kam auch das gehoffte Urteil der Fakultät. Darf ich Dir einige Zeilen aus dem judicium Ritschls darüber mitteilen: über die ich mich sehr freue, weil sie mich ermutigen und auf einer Bahn forttreiben, von der ich mitunter aus Skeptizismus abzuweichen in Versuchung bin. Also heißt es nach Angabe meines Namens und meines Mottos (*γένοι οἷος ἐσσί*): ‚ita rem egit ut Ordinis expectationi non tantum satisfecerit, verum eam superaverit. Tanta enim in hac commentatione cum doctrinae e fontibus haustae copia tum sani maturique judicii subtilitas enitet, coniuncta ea cum probabili et disserendi perspicuitate et dicendi genuina simplicitate, ut non modo insigniore laude scriptoris indoles et industria dignae videantur, sed plurimum emolumenti in ipsas litteras, philosophorum potissimum Grae-

corum historiam et plenius et rectius cognoscendam, ex illius opera redundare existimandum sit —'; als welches Urteil vor dichtgedrängter Aula bekannt gemacht wurde. Leider konnte ich nicht anwesend sein; was mich um so mehr schmerzte, als der philologische Verein mir, seinem Gründer und Expräsidenten, ein *συμπόσιον* bei Simmer veranstalten wollte, zu dem auch Vater Ritschl sein Kommen zugesagt hatte."

Fritz versuchte den ganzen Winter hindurch seinen militärischen Dienst mit den wissenschaftlichen Arbeiten zu vereinigen, aber allmählich sah er ein, daß eine solche Doppelarbeit fast unmöglich war. Er klagt dem Freunde Rohde: „Elender Mensch, sage ich zu mir, Du hast nicht zwei Stunden des Tages; und selbst diese mußt du dem Mavors opfern, der dir sonst das Leutnantspatent verweigert. Ach lieber Freund, was ist so ein reitender und fahrender Artilleriste für ein Unglückstier, wenn er literarische Triebe hat! Unser alter Kriegsgott hatte eben die jungen Weiber, nicht alte verschrumpelte Musen gern. Ein Kanonier, der über demokritische Probleme oft genug in der Kasernenstube nachdenkt, auf einem schmutzigen Schemel kauernd, indem ihm die Stiebeln gewichst werden, ist nun einmal ein *παράδοξον*, auf das die Götter mit Hohn blicken."

Die Arbeiten, die er trotzdem versuchte fertig zu bringen, befriedigten ihn nicht. Ende Januar bis Ende Februar 1868 war ich von Naumburg abwesend und fand bei meiner Rückkehr meinen Bruder in recht mißmutiger Stimmung. Es fehlten ihm so sehr die Freunde, die seine philosophischen und philologischen Studien teilten, denn mit mir durfte er über Schopenhauer nicht sprechen, da er es der verstorbenen Tante Rosalie versprochen hatte. Wir planten nun, daß ihn die Freunde zu Ostern oder Pfingsten besuchen sollten: „wenn es nur erst Frühling wäre", meinte er seufzend.

Der Winterdienst ist bei der reitenden Artillerie sehr beschwerlich. Fritz erfüllte aber seine Pflichten mit großem Eifer, und von allen Seiten, vom Hauptmann, Leutnant, Unteroffizier hörte man nur Lob über ihn. Daß das Lob der Unteroffiziere ganz unparteiisch war, wage ich nicht zu behaupten. Fritz ließ sie immer auf seine Kosten frühstücken, was ihre Herzen sehr erwärmte und sie öfters dazu anstachelte, dem Herrn Freiwilligen etwas Angenehmes zu sagen, hie und da in recht drolliger Weise. Als z. B. einer derselben einem Kanonier, der schon zwei Jahre diente, zum soundsovielsten Male eine Einrichtung des Geschützes erklärte, schloß er mit folgenden Worten: „Schulze, Sie sind zu dumm, selbst der Freiwillige Nietzsche hat's schon begriffen." Da sich der Unteroffizier den Zusatz „dem ich es erst einmal erklärt habe" schenkte, so fiel die beabsichtigte Schmeichelei etwas fragwürdig aus.

Eines Abends waren Mama und ich in Gesellschaft, als die Leutnants von meines Bruders Kompagnie sehr beunruhigt zu uns kamen und erzählten, Fritz habe in der Instruktionsstunde zwei Ohnmachten gehabt; wir eilten erschreckt nach Hause und fanden ihn sehr krank und schwach. Zwei Tage vorher war ihm ein Sprung auf sein Pferd (eines der unruhigsten und feurigsten Tiere der Batterie) mißlungen. Er war hart mit der Brust auf den Vorderzwiesel des Sattels gestoßen und hatte in der linken Seite einen heftigen, zuckenden Schmerz verspürt. Trotzdem war er ruhig weiter geritten und hatte auch noch zwei Tage lang den immer stärker werdenden Schmerz ausgehalten. Am Abend des zweiten Tages aber kamen jene Ohnmachten und den folgenden Tag lag er unter den heftigsten Schmerzen und starkem Fieber ganz fest und konnte sich überhaupt nicht mehr bewegen. Bei der ärztlichen Untersuchung ergab es sich, daß er sich bei jenem Anprall an den Sattel zwei Brustmuskeln zersprengt hatte. Infolgedessen war das ganze Muskel- und Bändersystem ent-

zündet, dazu kam eine sehr starke Eiterung, welche durch die Blutversetzung der zerrissenen Muskeln herbeigeführt worden war. Mein armer Bruder litt unglaubliche Schmerzen, brauchte zum Aufrichten und Niederlegen fremde Hülfe und war so schwach geworden, daß er nach seinem Aufstehen das Gehen wieder lernen mußte.

Allmählich besserte sich sein Befinden, seine Jugendkraft überwand die Krankheit, und mit dem größten Eifer stürzte er sich wieder auf seine vielfachen philologischen und anderen Studien. Er fühlte sich so froh und kräftig, daß ihn die eiternde Wunde, die von der Verletzung zurückgeblieben war, nicht weiter beunruhigte; aber schließlich ergab es sich, daß die Wunde sich nur deshalb nicht schloß, weil der Brustknochen durch den heftigen Stoß gegen den Vorderzwiesel des Sattels eine Verletzung erlitten hatte. Seine militärischen Ärzte fingen an, sich zu beunruhigen, befürchteten eine Operation und gaben den Rat, zu dem berühmten Operateur Volkmann nach Halle zu gehen, der in der Tat den Fall zunächst als recht bedenklich ansah. Mein Bruder siedelte in das Soolbad Wittekind über, dicht bei Halle, um sich ganz der Behandlung Volkmanns zu unterwerfen. Der Heilungsprozeß war ziemlich schmerzhaft, aber nach drei Wochen Jodpinselung, Soolbädern usw. war die Wunde zugeheilt, ohne daß eine Operation nötig gewesen wäre, und nur eine tiefe, mit dem Knochen verwachsene Narbe zeigte noch die Stelle, die meinem armen Bruder fünf Monate lang so viele Schmerzen und uns allen die tiefste Besorgnis gemacht hatte. Erst nachträglich gestand Volkmann, die Eiterung wäre schon so weit vorgeschritten gewesen, daß er gefürchtet hätte, sie habe die Lunge ergriffen; dann wäre eine Heilung fast ausgeschlossen gewesen. Übrigens gratulierte er meinem Bruder zu seiner kernigen Natur, seinem gesunden unverdorbenen Blut; nur deshalb wäre die gefährliche Verletzung so gut geheilt. Der Aufenthalt in dem Soolbad Wittekind hatte

sich übrigens in gesellschaftlicher Beziehung recht angenehm gestaltet, sodaß Fritz auch dadurch sehr erfrischt zurückkehrte.

Das ganze Frühjahr beschäftigte sich mein Bruder zwischen seinen philologischen Studien mit Plänen für die Zukunft. Als das Nächstliegende mußte ihm das Erlangen der Doktorwürde erscheinen, wozu er vielleicht seine Arbeiten über Demokrit nehmen wollte, da aus der Ehrenschrift für Ritschl nichts geworden war. Die andern Mitarbeiter hatten ihre dafür bestimmten philologischen Arbeiten zu andern Zwecken benutzt. Über seine Doktorarbeit schreibt er an Erwin Rohde:

„Im Grunde sind mir sowohl meine Democritea als meine Homerica zu gut zu diesem Zwecke: d. h. ich möchte sie mir aufsparen zu einer recht gemächlichen Darstellung, die ich vielleicht im Quartier latin vollende, nicht aber diese schönen Stoffe dadurch verwüsten, daß ich sie zerreiße. Zu einer Dissertation sind nämlich beide Themata zu langatmig und zu — deutsch. Nun habe ich zwar eine Zeit lang sogar ein philosophisches Projekt gehabt ‚ὡς καλίζων' (nämlich „über den Begriff des Organischen seit Kant" zu schreiben) und hiezu auch genug Stoff gesammelt; im Ganzen aber paßt dies Thema gar nicht für den bewußten Zweck, wenn man nicht leichtsinniger als eine Fliege zu Werke gehen will. Schließlich werde ich also eine enger begrenzte philologische Frage behandeln."

Die ersten Gedankenentwürfe der philosophischen Abhandlung: „Die Teleologie seit Kant", mit welcher sich mein Bruder während seines Krankenlagers im März und April beschäftigte, sind erhalten. Wahrscheinlich hat er die Anregung zu dieser Arbeit aus Friedrich Albert Langes „Geschichte des Materialismus" geschöpft, die er sofort nach ihrem Erscheinen 1866 gelesen und im Februar 1868 von neuem studiert hatte. Er schätzte damals dies Werk sehr hoch und schrieb darüber an Gersdorff: „ein Buch, das unendlich mehr gibt, als der Titel verspricht und das

man als einen wahren Schatz wieder und wieder anschauen und durchlesen mag."

Nach der Erlangung der Doktorwürde sollte nun sogleich die Habilitation als Privatdozent ins Auge gefaßt werden, wozu er nun auch Erwin Rohde zu überreden suchte. „Übrigens, lieber Freund, bitte ich Dich aufrichtig, Deine Augen fest auf eine einmal einzuschlagende akademische Karriere zu richten: worüber Du allerdings einmal einen festen Beschluß fassen mußt. Hier ist eine ängstliche Selbstprüfung gar nicht an der Stelle: wir müssen einfach, weil wir nicht anders können, weil wir keine entsprechendere Lebenslaufbahn vor uns haben, weil wir uns zu anderen, nützlicheren Stellungen einfach den Weg verrannt haben, weil wir gar kein anderes Mittel haben, unsere Konstellation von Kräften und Ansichten unsern Mitmenschen nutzbar zu machen als eben den angedeuteten Weg. Schließlich dürfen wir doch nicht für uns leben. Sorgen wir nach unserm Teil dafür, daß die jungen Philologen mit der nötigen Skepsis, frei von Pedanterie und Überschätzung ihres Fachs, als wahre Förderer humanistischer Studien sich gebärden. Soyons de notre siècle, wie die Franzosen sagen: ein Standpunkt, den niemand leichter vergißt als der zünftige Philolog."

Gegen das „übelberüchtigte Staatsexamen, diese Abnutzung des Gedächtnisses, der Produktionskraft, des eigenartigen Entwicklungstriebes, diese Maschine einer veralteten, alles nivellierenden Regierungsmaxime" hatte er eine große Abneigung. „Ich bin überzeugt," fährt er in einem Brief an Rohde fort, „daß ich dies Examen nicht machen kann, weil ich es nie können will. Also streichen wir dies Ding auch aus dem Programm unsrer Zukunftsmusik: ist es doch zu unsrer akademischen Laufbahn nicht nötig."

Anfang August schreibt er im Übermut des ganz Genesenen: „Heute darf ich Dir und mir gratulieren, Dir als dem glücklichen und vielbewunderten Sieger im akade-

mischen Wettkampfe, mir als dem endlich Genesenen, von dem die Engel singen:

Gerettet ist das edle Glied,
Das Brustbein, nun vom Bösen,
Das immer strebend sich bemüht
Sich eiternd abzulösen."

Er erzählt dem Freund sodann, daß sie beide von Frau Fama für Kiel und Leipzig als Privatdozenten bezeichnet and in jenen Städten erwartet würden, fährt aber mahnend uud scherzend fort: „Aber nichts darf uns abhalten, erst noch ein Jahr in Paris zusammen zu verleben: nachher sei es jedem von uns gestattet, auf einer beliebigen Universität beliebige Irrlehren in beliebige ‚milchsaugende' Seelen zu streuen."

Die Studentenzeit betrachtete er als vollständig abgeschlossen; vielleicht ist an dieser Stelle ein Rückblick auf die Universitätsstudien meines Bruders erwünscht. In den sechs Semestern seiner Studienzeit hat er, nach den erhaltenen Kollegienheften zu schließen, folgende Kollegien gehört. In Bonn Winter 1864/65: Sybel, Politik; Springer, Deutsche Kunstgeschichte; Springer, Michel Angelos Leben und Werke; Ritschl, des Plautus miles gloriosus; Kraft, Kirchengeschichte; Schlottmann, das Evangelium Johannis. Im Sommer 1865: Schaarschmidt, Allgemeine Geschichte der Philosophie; Jahn, Archäologie; Ritschl, Lateinische Grammatik; Springer, Deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Außerdem nahm er an den Übungen des philologischen (Ritschl), archäologischen (Jahn) und kunsthistorischen Seminars (Springer) teil. In Leipzig Winter 1865/66: Ritschl, Lateinische Epigraphik; Ritschl, Geschichte der griechischen Tragödie und Einleitung zu des Aeschylus Sieben gegen Theben; Curtius, Geschichte der griechischen Literatur; Roscher, Grundlagen der praktischen Politik als Einleitung in die gesamte Staats- und Rechtswissenschaft. Im Winter 1866/67: Curtius, Griechische

Grammatik; Curtius, Erklärung der Fragmente der griechischen Lyriker; Tischendorf, Griechische Paläographie; Ritschl, Lateinische Grammatik. Sommer 1867: Ritschl, Lateinische Grammatik. Vom zweiten Leipziger Semester an war er Mitglied des philologischen Seminars. Es ist möglich, daß er außer den angegebenen noch andere Kollegien gehört hat; wahrscheinlich sind einige Kollegienhefte verloren gegangen. Bestimmt aber hat seit der Leipziger Zeit der Schwerpunkt seiner Studien nicht im Kollegienbesuch, sondern in den selbständigen häuslichen Arbeiten gelegen, die er auch während seiner Militärzeit weitergeführt hatte, vorzüglich in der Zeit der Besserung und der Wiedergenesung von dem bösen Unfall.

Fritz mußte sich doch noch schonen und durfte nicht daran denken, seine militärischen Dienstleistungen wieder aufzunehmen. Obgleich er nur fünf Monate Dienst getan hatte, war er am 1. April zum Gefreiten befördert und erhielt auch die Qualifikation zum Landwehrleutnant, unter der Bedingung, daß er noch einen Monat im Frühjahr nachdiene, um sich die nötigen Kenntnisse im Gespannexerzieren zu erwerben. Zum Abschied von seinem Militärjahr ließ er sich in einer scherzhaften militärischen Haltung mit gezogenem Säbel photographieren, was späterhin zu manchem Scherz und noch mehr Mißverständnissen Veranlassung gab.

Der August 1868 brachte meinem Bruder noch den sehnlichst erwarteten Besuch des Freundes Erwin Rohde. Er schreibt ihm am 8. Oktober, rückblickend auf das ganze Jahr und besonders auf diesen Besuch: „Jetzt, wo ich über ein sehr wechselvolles Jahr zu rekapitulieren habe, über ein Jahr voll gemütlicher und ungemütlicher Emotionen, voll asketischer und eudämonistischer Erfahrungen, ein Jahr begonnen im Pferdestall, fortgesetzt im Krankenbett, beendet in indizifikatorischer Sklavenarbeit: jetzt, wo ich zusammenrechne, was dies Jahr an guten

Momenten, an schönen Hoffnungen, an stillen Gedenkstunden gebracht hat, da käue ich auch mit innigstem Behagen die Empfindung jener erquicklichen Tage wieder, die uns im August zusammenführten." Den ganzen September hindurch beschäftigte sich Fritz sehr eifrig mit dem schon mehrfach erwähnten Index zu den bis dahin erschienenen 24 Jahrgängen des Rheinischen Museums, dessen Anfertigung ihm auf Veranlassung Ritschls übertragen war; er gestattete mir, an dieser „Sklavenarbeit" mitzutun. Wir entwickelten dabei so viel Heiterkeit, daß die an der Veranda Vorübergehenden gewiß nicht auf den Gedanken kamen, daß wir uns mit einer gelehrten, langweiligen Arbeit abmühten.

So beendete Fritz sein militärisches Dienstjahr fröhlich, frisch und mutig, und doch war es ein schweres Jahr gewesen, und sein Leben hatte an einem sehr dünnen Faden gehangen. Aber wie seltsam! Diese ernste Krankheit hatte trotz ihrer Gefahr meinem Bruder ein großes Geschenk gebracht: ein halbes Jahr vollständiger Freiheit, wo er ganz auf sich allein gestellt, ohne von der Universität, ihren Lehrern oder Kollegien beeinflußt zu sein, ohne auf Studien und Verkehr, an dem ihm nichts lag, Zeit verschwenden zu müssen, befreit von dem drückenden militärischen Dienst, nur sich und seinen eigensten Bestrebungen leben konnte. Wie wendet sich nun sein ganzer Eifer philosophischen Problemen zu, wie bekommen selbst die philologischen Arbeiten fast unwillkürlich einen philosophischen Hintergrund.

Vielleicht hat doch der Mensch sein typisches Erlebnis? — Noch einmal erscheint im späteren Leben meines Bruders die Krankheit als die große Befreierin von einem drückenden Zwang, als die grausame, gefährliche Führerin zu „Nietzsche mit sich allein".

Dreizehntes Kapitel.

Einflüsse.

Ein Hauptpunkt, der unter den verschiedensten Formen und in Hinsicht auf die verschiedensten Menschen und Bücher in allem, was über meinen Bruder geschrieben wird, wiederkehrt, ist die Bezeichnung der Persönlichkeiten und Bücher, die in der Jugend und späterhin auf meinen Bruder Einfluß gehabt haben sollen. Das ist gewiß eine der allersubtilsten Fragen, die äußerst schwer zu beantworten ist und auch hier nicht erschöpfend behandelt werden kann. Wer will genau sagen, was alles auf eine junge Seele Eindruck macht und Einfluß gewinnt! Es ist, als ob man den menschlichen Körper genau daraufhin chemisch zerlegen wollte, was durch den Einfluß von Luft oder Sonne oder Nahrung entstanden ist und wie hoch die eigene Kraft des Wachstums demnach zu berechnen wäre, — alles zusammen hat den menschlichen Körper zum Wachsen, Blühen und Gedeihen gebracht. Und so stürmt auch eine ganze, brausende Welt stärkster Einflüsse auf den jungen, feurigen Geist ein, besonders einen solchen, von innigstem Wissensdurst getriebenen, wie den meines Bruders, welcher gleichsam mit offenen Armen diesen Strömen entgegen eilte. Aber er ließ sie nicht widerstandslos über sich ergehen; er prüfte die geistigen Strömungen seiner Zeit, er wählte aus, und es ist sicherlich bezeichnend, welchen Einflüssen er sich unterwarf, wie lange Zeit und

wie stark sie ihn beherrschten, und wann endlich der ausgereifte Geist diese Fesseln abwarf, um den eigenen Weg und sich selbst zu suchen.

Wer das Leben meines Bruders genau studiert, sieht mit dem größten Erstaunen, wie viel er schon bis zu einem 20. Jahr, als er zur Universität ging, von allen Schriftstellern der Vergangenheit und der damaligen Gegenwart gründlich kennen gelernt hatte. Professor Max Heinze sprach einmal sein Erstaunen aus über den wahrhaft ungeheuren Umfang seiner Kenntnisse, die er bereits in der damaligen Zeit gehabt habe: „Wo hat er nur die Zeit dazu gefunden?“ rief er aus. Wir beide kamen zu der Überzeugung, daß gerade Pforta mit seiner genauen Zeiteinteilung und -Benutzung ihm die Möglichkeit gegeben hat, sich mit den verschiedenartigsten Werken so eingehend zu beschäftigen. Unerklärlich blieb aber dabei sein Spürsinn und seine Schätzung für die merkwürdigsten und unbekanntesten Bücher, die er ganz allein von sich aus aufgefunden hat. Es wäre dankenswert, wenn jemand die Werke zusammenstellte, für welche mein Bruder schon so früh das wärmste Interesse zeigte und welche er mit leidenschaftlicher Liebe umfaßte. Alle diese Werke sind Lehrer und Erzieher meines Bruders geworden, aus allen diesen Elementen hat er Kraft gesogen um zu jenem stolzen Baum empor zu wachsen, der uns jetzt durch seine Eigenart entzückt. Mein Bruder liebte es sehr, von allen jenen Menschen und Werken zu sprechen, die auf ihn Einfluß gehabt hatten. Er dachte ganz wie es Goethe ausgesprochen hat. „Man spricht immer von Originalität, aber was will das sagen? — Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bleibt nicht viel übrig.“ Wenn mein Bruder später mit einem gewissen Stolz auf seine eigene Bedeutung, auf die Originalität seiner Behandlung alter Probleme hinwies, so war das nur eine Art Verteidigung gegenüber

dem übelwollenden Mißverstehen seiner Landsleute. Im übrigen lag es in den Ergebnissen seiner Philosophie, daß er nicht auf die Neuheit des Gedankens den Akzent legte, sondern darauf, was durch die Verbindung einer eigenartigen Persönlichkeit mit diesem Gedanken von neuem entsteht.

Die stärksten Einflüsse sind von drei Seiten ausgegangen, von dem Studium der Antike, wobei man nicht genug betonen kann, was das Altertum und die Altertumswissenschaft für meinen Bruder bedeutet hat, dann von Schopenhauer, wovon wir bereits hörten und schließlich von Richard Wagner, wovon wir in diesem Kapitel zuerst hören werden.

Der Einfluß der Antike, d. h. des Griechentums, hat am frühsten begonnen und am längsten gedauert, und selbst dann, als die Wertschätzung des Römertums in den Vordergrund trat, ist ihm jene sehnsüchtige Regung geblieben, „die unser Sinnen und Genießen mit der Macht des Instinkts als holdeste Wagenlenkerin den Griechen zuführt". Sicherlich ist einer der Hauptausgangspunkte von meines Bruders psychologischen und wissenschaftlichen Problemen das Erstaunen über dieses wunderbare Volk der Griechen gewesen, das der Zahl nach so klein, auf die Geschichte des Geistes und der Künste den eminentesten Einfluß gewonnen hat. Er suchte die Wurzeln der Kraft, die das Griechentum zum Anfang und zum Beherrscher unsrer Kultur gemacht hat. Die Liebe zum Griechentum hat ihn jedenfalls zur Philologie geführt — mochte er auch andere feine und überzeugende Gründe für die Wahl dieses Studiums anführen. Der tiefste Grund blieb doch (das weiß ich noch aus mancher persönlichen Unterredung), daß ihm gerade die Philologie gestattete, sich mit der Antike auf das eingehendste zu beschäftigen. Doch kam es ihm einzig auf die Gesamtanschauung an, die er daraus zu gewinnen hoffte, die Philologie selbst mit ihrer treff-

lichen Methode war ihm nur Mittel zum Zweck. Es war ihm peinlich, bei vielen seiner Mitstudierenden der philologischen Pedanterie zu begegnen. Er schreibt im Frühling 1867 an Freiherrn von Gersdorff: „Wir wollen es nicht leugnen, jene erhebende Gesamtanschauung des Altertums fehlt den meisten Philologen, weil sie sich zu nahe vor das Bild stellen und einen Ölfleck untersuchen, anstatt die großen und kühnen Züge des ganzen Gemäldes zu bewundern und — was mehr ist — zu genießen. Wann, frage ich, haben wir doch einmal jenen reinen Genuß unsrer Altertumsstudien, von dem wir leider oft genug reden?“

In seinem Verhältnis zur Philologie zeigt er eine frühe Selbständigkeit. Durch Ritschl, durch seine Erfolge in den philologischen Studien, durch seine Vorträge in dem von ihm gegründeten philologischen Verein ermutigt, durch die allgemeine Anerkennung lebhaft angestachelt, hatte sich mein Bruder, wie wir aus allen Aufzeichnungen sehen, mit großem Eifer auf die Philologie geworfen. Trotzdem finden wir von Anfang des Jahres 1866 bis Herbst 1868 eine ganze Reihe Notizen, welche beweisen, wie skeptisch er dem gesamten philologischen Studium, wie es im allgemeinen betrieben wird, gegenüberstand; wie er immer wieder von neuem mit sich allein die Frage erörtert: „Sind die jetzigen Ziele der Philologie wert, Leben und alle geistigen Kräfte darauf zu verwenden?“ Die eigentliche Antwort wäre den ganzen Fähigkeiten und Bestrebungen meines Bruders nach ein schroffes „Nein“ gewesen. Da ist es nun fast rührend zu sehen, was er aus dieser trockenen Wissenschaft macht, wie er sie erweitert, vertieft und zu unendlich hohen und großen Aufgaben in Beziehung bringt, um sie dadurch zu einem Lebensziel zu erheben und um es selber mit ihr aushalten zu können. Z. B. „Wo steckt die Fruchtbarkeit der Philologie, daß wir uns einigermaßen mit ihr versöhnen und zugeben, aus all dem

unendlichen Bemühen seien doch auch Keime gesproßt? — Überall, wo ihre Studien ein Allgemein-Menschliches berühren. So ist ihr schönster Triumpf die vergleichende Sprachforschung mit ihrer philosophischen Perspektive."

Man könnte hier nochmals fragen, wie war mein Bruder überhaupt zur Philologie gekommen und warum blieb er trotz aller Zweifel bei diesem Studium? Ich habe schon vorher angegeben, daß der tiefste Untergrund wohl seine Vorliebe zur Antike gewesen ist und, daß wie aus den früheren Kapiteln hervorgeht, die ausgezeichnete philologische Schulung, die gerade Pforta gibt, ihn frühzeitig das philologische Handwerkszeug beherrschen lehrte, sodaß er diese Wissenschaft als ein Gegengewicht gegen seinen Trieb zur universalen Bildung betrachtete. Sehr richtig sagt Henri Lichtenberger: „Der vornehmste [Grund] war ganz gewiß der Wunsch, in einer Spezialität „Meister" zu sein. Nietzsche war sich der Gefahr, die in dem Verlangen nach universeller Bildung lag, sehr wohl bewußt. Er erkannte frühzeitig, daß er, wenn er in allen Richtungen vordränge, wenn er sich eine oberflächliche Kenntnis aller Wissenschaften erwürbe, ohne den Mut zu finden, seine Wißbegierde zu beschränken, unfehlbar dem Dilettantismus verfallen müßte. Nun aber konnte seine wesentlich gewissenhafte und peinliche Natur im Anhäufen unvollständiger und schlecht verdauter Kenntnisse keine Befriedigung finden. Von Jugend auf empfand er einen immer gesteigerten Widerwillen gegen den „Repräsentanten der modernen Bildung", den Journalisten, „den Literaten, der nichts ist, aber fast alles ‚repräsentiert', der den Sachkenner spielt und ‚vertritt', der es auch in aller Bescheidenheit auf sich nimmt, sich an dessen Stelle bezahlt, geehrt, gefeiert zu machen". Das Wissen, das er erwerben wollte, war das redliche und solide Wissen des „Meisters", der auf einem beschränkten Gebiete nach geduldiger und peinlicher Arbeit zu endgültigen Resultaten kommt; er hatte den Ehrgeiz,

ein guter Arbeiter in einem Winkel des Riesenfeldes der Wissenschaft zu werden. In diesem Sinne zog ihn die Philologie durch die Strenge ihrer Methode, ihre peinliche Gründlichkeit und eben jene Trockenheit und Dürre, die sie beim großen Haufen unpopulär macht, am meisten an.

„Auch liebte er an der Philologie, daß sie, um einen durch ihn eingebürgerten Ausdruck zu gebrauchen, unzeitgemäß ist. Die große Masse wirft dem Kenner des Altertums gewöhnlich vor, daß er seine Zeit mit dem Studium ferner, toter, unnützer Dinge verbringe, anstatt sich mit den Fragen des Tages zu befassen. Und Nietzsche ist der Philologie dankbar, eben weil sie keine „nützliche" Wissenschaft, sondern eine Beschäftigung für Aristokraten, für Mandarinen des Geistes ist; er weiß ihr Dank, daß sie von ihren Schülern Sammlung, Schweigen und jene weise und geduldige Langsamkeit fordert, die dem lärmenden, geschäftigen, oberflächlichen Menschen von heute insgesamt unbekannt sind."

Er schreibt noch viele Jahre später, als er längst seine philologische Professur aufgegeben hatte, mit warmer Anerkennung: „Philologie nämlich ist jene ehrwürdige Kunst, welche von ihrem Verehrer vor allem eins heischt, beiseite gehn, sich Zeit lassen, still werden, langsam werden —, als eine Goldschmiedekunst und -kennerschaft des Wortes, die lauter feine vorsichtige Arbeit abzutun hat und nichts erreicht, wenn sie es nicht lento erreicht. Gerade damit aber ist sie heute nötiger als je, gerade dadurch zieht sie und bezaubert sie uns am stärksten, mitten in einem Zeitalter der „Arbeit", will sagen: der Hast, der unanständigen und schwitzenden Eilfertigkeit, das mit allem gleich „fertig werden" will, auch mit jedem alten und neuen Buche: — sie selbst wird nicht so leicht irgend womit fertig, sie lehrt gut lesen, das heißt langsam, tief, rück- und vorsichtig, mit Hintergedanken, mit offen gelassenen Türen, mit zarten Fingern und Augen lesen."

Ich glaube, mein Bruder liebte die Philologie am meisten, als er in Naumburg Soldat war und sie gewissermaßen sein Trost zwischen und während jener Beschäftigungen sein mußte, die seinem Geiste recht fern lagen. Und als sich sogar das beglückende Gefühl der Wiedergenesung mit der Rückkehr zu den philologischen Studien verband, da glaubte mein Bruder wohl selbst, daß er mit Leib und Seele Philologe sei. Als er aber im Herbst 1868 nach Leipzig zurückkehrte, mitten hinein in das philologische Getriebe und außerdem seinen Freund Rohde recht häßlich behandelt sah, da erschienen ihm Philologen und Philologie in anderm Lichte. Eine Mißachtung seiner Freunde oder deren geistiger Produkte kränkte ihn mehr, als wenn sich die Angriffe gegen ihn selbst wandten.

Er schreibt an Rohde: „Jetzt wo ich wieder das wimmelnde Philologengezücht unserer Tage aus der Nähe sehe, wo ich das ganze Maulwurfstreiben, die vollen Backentaschen und die blinden Augen, die Freude ob des erbeuteten Wurms und die Gleichgültigkeit gegen die wahren, ja aufdringlichen Probleme des Lebens täglich beobachten muß, und nicht nur an der jungen Brut, sondern an den ausgewachsenen Alten: da kommt es mir immer begreiflicher vor, daß wir beide, falls wir nur sonst unserm Genius treu bleiben, nicht ohne mannigfache Anstöße und Quertreibereien unsern Lebensweg gehen werden. Wenn sich Philologe und Mensch nicht völlig decken, so staunt das erwähnte Gezücht erst das Mirakel an, dann ärgert es sich und endlich kratzt, bellt und beißt es: als wovon Du eben ein Beispiel erlebt hast. Denn das ist mir ganz ersichtlich, daß der Dir gespielte Streich durchaus nicht gegen Deine spezielle Leistung gerichtet ist, sondern gegen das Persönliche; und ich lebe der sicheren Hoffnung, bald auch einmal so einen Vorgeschmack von dem zu bekommen, was meiner noch in dieser höllischen Atmosphäre wartet.“ Vorderhand war man ihm aber in Leipzig sehr freundlich

gesinnt. Nach dem Zeugnis von Frau Geheimrat Ritschl fand man ihn ebenso liebenswürdig als geistreich, und dazu galt er als ein ungewöhnlich begabter Philologe.

Ebenso selbständig wie zur Philologie stand er auch zu Schopenhauer, obgleich da noch etwas Persönliches, Verklärendes hinzukam. Schopenhauer war für ihn nicht ein Buch, sondern ein Freund. Der Philosoph war tot, als mein Bruder seine Schriften kennen lernte, sonst wäre er sofort zu ihm gegangen, um ihn als Freund und Vater zu begrüßen; denn während seiner ganzen Jugendzeit von Kindheit an sehnte er sich nach dem väterlichen Freund, den er durch den allzufrühen Tod unsres Vaters so bitter entbehrt hatte und den auch unser Großvater nur zeitweise wenige Jugendjahre hindurch ersetzen konnte. Deshalb war er auch stets bemüht, den Menschen Schopenhauer ganz anders zu erkennen, als ihn seine damaligen Schüler schilderten. „Was wollen diese flachen, wässrigen Köpfe von dem Menschen Schopenhauer wissen!“ — meinte er oft entrüstet.

Hat er aber selbst in der Periode seiner höchsten Begeisterung alle Ansichten Schopenhauers kritiklos hingenommen? Von höchster Wichtigkeit ist hierfür das Fragment einer „Kritik der Schopenhauerschen Philosophie“. Schon im Herbst des Jahres 1867 setzt sich sein kritischer Verstand privatim mit den Lehren des verehrten Philosophen auseinander, wenn auch die Ehrfurcht gebot, öffentlich nichts davon verlauten zu lassen. — Stünde die Entstehungszeit dieser Aufzeichnungen nicht unzweifelhaft fest, so würde sie niemand dieser frühen, anscheinend kritiklos Schopenhauer-gläubigen Periode zuschreiben: man würde diese kritischen Gedanken aus „inneren Gründen“ in die spätere, Schopenhauer entfremdete Zeit verweisen. Mein Bruder hat in seiner letzten Zeit in späteren Vorreden zu früheren Werken mehrfach auf die Präexistenz späterer Grundanschauungen und Gefühle hingewiesen und sich da-

durch den leichtfertigen Vorwurf kenntnisloser Kritiker zugezogen, daß er vordatierend in frühere Werke spätere Gedanken hineininterpretiere. Seine Manuskripte beweisen in diesem und manchem andern Fall das Gegenteil. Es ist kennzeichnend für die Entwicklung meines Bruders, daß fast alle seine Anschauungen sehr früh sich zu bilden beginnen, aber in seinen Werken erst spät zutage treten, nachdem sie lange Zeit durch andre Oberströmungen oder zarte Rücksichten verdeckt geblieben sind.

Um meinen Bruder in dieser Hinsicht zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß in ihm sich zwei Naturanlagen, die sich sonst oft feindlich gegenüberstehen, zu einer schönen Einheit zusammenfügten: ein warmes, poetisches, feinfühlendes, zur Ehrfurcht geneigtes Herz und ein scharfer, kritischer, rücksichtslos nach Wahrheit strebender Verstand. Aber die Wärme des Herzens überwog, und das peinliche Zartgefühl gebot ihm deshalb in vielen Fällen die äußerste Zurückhaltung.

Diese beiden Naturanlagen muß man sich bei meinem Bruder auch stets vor Augen halten, um die Art seiner Freundschaftsbeziehungen zu begreifen. Er stand den Eigenschaften seiner Freunde nicht vollständig blind gegenüber, aber das Wort „Freund" war ihm heilig, sodaß nach außen hin und in den Briefen an die Freunde sich nur die verklärende Liebe zeigte, die Kritik vollständig verstummte und erst zum Ausdruck kam, wenn sich die innerliche Differenz nicht mehr verbergen ließ. Aber was kostete es seinem warmen verehrenden Herzen, wenn dieser unerbittliche Wahrheitsdrang von seinen Freunden und Idealen den Schleier entfernt, und dann diese Freundschaften oft ein so trauriges Ende nahmen.

Mein Bruder hatte bei seiner Rückkehr nach Leipzig durchaus nicht wieder in irgend welche studentischen Verhältnisse zurück gewollt. Das Schlimmste schien ihm dabei die Gasthofsküche, die in Leipzig damals recht un-

schmackhaft gewesen sein muß. Noch im Jahre 1888 schreibt er: „Ich verneinte zum Beispiel durch Leipziger Küche, gleichzeitig mit meinem ersten Studium Schopenhauers (1865) sehr ernsthaft meinen ‚Willen zum Leben'. Sich zum Zweck unzureichender Ernährung auch noch den Magen verderben — dies Problem schien mir die genannte Küche zum Verwundern glücklich zu lösen." Er stöhnte nach den Ferien stets von neuem über die ihm so unangenehme Kost. Als er nun aber ein ganzes Jahr in Naumburg gewesen war (seit seiner Kindheit die einzige längere Zeit, die er an diesem Ort zubrachte), hielt er sich für so verwöhnt, daß er glaubte: er könne überhaupt nicht mehr im Gasthof essen. Er nahm deshalb eine hübsche Wohnung in der Lessingstraße und gab sich bei der Familie eines Professors in Pension. Er schrieb darüber an Rohde Ende Oktober 1868:

„Ich bin nach Leipzig übergesiedelt, mit total veränderten Ansprüchen, und gänzlicher Ausziehung der Studentenhose und auch des damit verbundenen Lebens. Ein freundlicher Dämon, unter Vermittlung des vortrefflichen Windisch, hat mich eine Behausung finden lassen, die bis jetzt jenen Ansprüchen genügt und das Zurückfallen in die studentische inquies, samt Restaurations- und Theaterfieber, unmöglich macht. Meine Wohnung liegt am Eingang der Lessingstraße, in einem Garten, hat eine wirklich anmutige und mannigfaltige Aussicht und erlaubt es mir, mit Vergnügen in meinen vier Pfählen zu sitzen, Abende zu durchschwitzen und mich an Philologie zu erhitzen: das ist etwas für Fritzen, der früher die Neigung hatte, alle Abende ins Theater zu flitzen."

Im übrigen wollte er in diesem Winter mehr als sonst „Gesellschaftsmensch" werden und machte deshalb eine Reihe Besuche. Vor allem aber widmete er sich der Vorbereitung zu seiner akademischen Karriere und versuchte auszuprobieren, ob er sich wirklich zum akademischen Lehrer

eigne. Er schildert dem Freunde Rohde einen solchen Versuch: „Am Abend war der erste Vortrag unsres philologischen Vereins für dies Semester angesetzt: und man hatte mich sehr höflich ersucht, diesen zu übernehmen. Ich, der ich Gelegenheiten brauche, mich auf akademische Waffen einzupauken, war auch gleich bereit und hatte das Vergnügen, bei meinem Eintritt bei Zaspel eine schwarze Masse von 40 Zuhörern vorzufinden. Romundt war von mir beauftragt, recht persönlich aufzupassen, damit er mir sagen könne, wie die theatralische Seite, also Vortrag, Stimme, Stil, Disposition beschaffen sei und gewirkt habe. Ich habe ganz frei gesprochen, bloß mit Zuhilfenahme eines Deminutivzettels, und zwar über die Varronischen Satiren und den Zyniker Menippus: und siehe, es war alles *καλὰ λίαν*. Es wird schon gehn mit dieser akademischen Laufbahn!

„Hier nun ist zu erwähnen, daß ich beabsichtige, bis Ostern mich hier aller Habilitationsscherereien zu entledigen und zugleich bei dieser Gelegenheit zu promovieren. Dies ist erlaubt: einen speziellen Dispens brauche ich nur, insofern ich noch nicht das übliche quinquennium hinter mir habe. Nun ist sich habilitieren und lesen zweierlei: aber recht passend scheint es mir, nachdem ich mir die Hände frei gemacht habe, dann hinauszureisen in die Welt, zum letzten Male in nichtamtlicher Stellung! Ach lieber Freund, es wird die Empfindung eines Bräutigams sein, Freude und Ärger gemischt, Humor, *γένος σπουδογέλοιον*, Menippus!“

Übrigens besuchte er auch sehr fleißig, obgleich er es Rohde gegenüber leugnet, Theater und Konzerte, hatte sich auch verschiedentlich abonniert und rezensierte zuweilen für die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ Konzerte und Vorlesungen. Über ein solches Konzert schreibt er Ende Oktober an Rohde: „Heute Abend war ich in der Euterpe, die ihre Winterkonzerte begann und mich sowohl mit der

Einleitung zu Triſtan und Iſolde, als auch mit der Ouvertüre zu den Meiſterſingern erquickte. Ich bringe es nicht übers Herz, mich dieſer Muſik gegenüber kritiſch kühl zu verhalten; jede Faſer, jeder Nerv zuckt an mir, und ich habe lange nicht ein ſolches andauerndes Gefühl der Entrücktheit gehabt als bei letztgenannter Ouvertüre. Sonſt iſt mein Abonnementsplatz umlagert von kritiſchen Geiſtern: unmittelbar vor mir ſitzt Bernsdorf, jenes ſignaliſierte Scheuſal, links neben mir Dr. Paul, jetzt Tageblattheld, zwei Plätze rechts mein Freund Stade, der für die Brendelſche Muſikzeitung kritiſche Gefühle produziert; es iſt eine ſcharfe Ecke: und wenn wir Vier einmütig mit dem Kopfe ſchütteln, ſo bedeutet es ein Unglück."

Man kann ſich vorſtellen, daß mein Bruder bei dieſer innigen Verehrung Richard Wagners auch den Wunſch hegte, deſſen Verwandte in Leipzig kennen zu lernen. Schon von Naumburg aus hatte er Anfang Oktober an Rohde geſchrieben: „insbeſondre habe ich eine Frau aufs Korn genommen, von der mir Wunderdinge erzählt ſind, die Frau des Profeſſor Brockhaus, Schweſter Richard Wagners; über deren Kapazitäten Freund Windiſch (der mich beſucht hat) eine erſtaunliche Meinung hat. Mir gefällt dabei die Beſtätigung der Schopenhauerſchen Erblichkeitstheorie; auch die andre Schweſter Wagners (in Dresden ehemals Schauſpielerin) ſoll ein bedeutendes Weib ſein."

Unter welchen Umſtänden und Empfindungen dieſer erſte Beſuch bei Profeſſor Brockhaus ſtattfand, ſchildert er am 9. November 1868 dem geliebten Freund Rohde: „Als ich [geſtern] nach Hauſe kam, fand ich einen Zettel, an mich adreſſiert, mit der kurzen Notiz: ‚Willſt Du Richard Wagner kennen lernen, ſo komme um $^3/_4$4 in das Café Théâtre. Windiſch.'

„Dieſe Neuigkeit verwirrte mir etwas den Kopf, verzeih mir!, ſodaß ich die eben gehabte Szene ganz vergaß und in einen ziemlichen Wirbel geriet.

„Ich lief natürlich hin, fand unsern Biederfreund, der mir neue Aufschlüsse gab. Wagner war im strengsten incognito in Leipzig bei seinen Verwandten: die Presse hatte keinen Wind, und alle Dienstboten Brockhausens waren stumm gemacht, wie Gräber in Livrée. Nun hatte die Schwester Wagners, die Prof. Brockhaus, jene bewußte gescheute Frau, auch ihre gute Freundin, die Ritschelin, ihrem Bruder vorgeführt: wobei sie den Stolz hatte, vor dem Bruder mit der Freundin und vor der Freundin mit dem Bruder zu renommieren, das glückliche Wesen! Wagner spielt in Gegenwart der Frau Ritschl das Meisterlied, das ja auch Dir bekannt ist: und die gute Frau sagt ihm, daß ihr dies Lied schon wohlbekannt sei, mea opera. Freude und Verwunderung Wagners: gibt allerhöchsten Willen kund, mich incognito kennen zu lernen. Ich sollte für Freitag Abend eingeladen werden: Windisch aber setzt auseinander, daß ich verhindert sei durch Amt, Pflicht, Versprechen: also schlägt man Sonnabend Nachmittag vor. Windisch und ich liefen also hin, fanden die Familie des Professors, aber Richard nicht, der mit einem ungeheuren Hute auf dem großen Schädel ausgegangen war. Hier lernte ich also besagte vortreffliche Familie kennen und bekam eine liebenswürdige Einladung für Sonntag Abend.

„Meine Stimmung war wirklich an diesen Tagen etwas romanhaft; gib mir zu, daß die Einleitung dieser Bekanntschaft, bei der großen Unnahbarkeit des Sonderlings, etwas an das Märchen streifte.

„In der Meinung, daß eine große Gesellschaft geladen sei, beschloß ich große Toilette zu machen und war froh, daß gerade für den Sonntag mein Schneider mir einen fertigen Ballanzug versprochen hatte. Es war ein schrecklicher Regen- und Schneetag, man schauderte, ins Freie zu gehn, und so war ich denn zufrieden, daß mich nachmittags Roscherchen besuchte, mir etwas von den Eleaten

erzählte . . . Es dämmerte, der Schneider kam nicht und Roscher ging. Ich begleitete ihn, suchte den Schneider persönlich auf und fand seine Sklaven heftig mit meinem Anzuge beschäftigt: man versprach, in 3/4 Stunden ihn zu schicken.

„Ich ging vergnügter Dinge weg, streifte Kintschy, las den Kladderadatsch und fand mit Behagen die Zeitungsnotiz, daß Wagner in der Schweiz sei, daß man aber in München ein schönes Haus für ihn baue: während ich wußte, daß ich ihn heute Abend sehen würde und daß gestern ein Brief vom kleinen König an ihn angekommen sei, mit der Adresse: „An den großen deutschen Tondichter Richard Wagner."

„Zu Hause fand ich zwar keinen Schneider, las in aller Gemächlichkeit noch die Dissertation über die Eudokia und wurde nur von Zeit zu Zeit durch gellendes, aber aus der Ferne kommendes Läuten beunruhigt. Endlich wurde mir zur Gewißheit, daß an dem altväterlichen eisernen Gittertor jemand warte: es war verschlossen, ebenso wie die Haustür. Ich schrie über den Garten weg dem Manne zu, er solle in das Raundörfchen kommen: unmöglich, sich bei dem Geplätscher des Regens verständlich zu machen. Das Haus geriet in Aufregung, endlich wurde aufgeschlossen, und ein altes Männchen mit einem Paket kam zu mir. Es war halb 7 Uhr; es war Zeit meine Sachen anzuziehen und Toilette zu machen, da ich sehr weit ab wohne. Richtig, der Mann hat meine Sachen, ich probiere sie an, sie passen. Verdächtige Wendung! Er präsentiert die Rechnung. Ich akzeptiere höflich; er will bezahlt sein, gleich, bei Empfang der Sachen. Ich bin erstaunt, setze ihm auseinander, daß ich gar nichts mit ihm als einem Arbeiter für meinen Schneider zu tun habe, sondern nur mit dem Schneider selbst, dem ich den Auftrag gegeben habe. Der Mann wird dringender, die Zeit wird dringender; ich ergreife die Sachen und beginne sie anzuziehn, der Mann

ergreift die Sachen und hindert mich sie anzuziehn: Gewalt meiner Seite, Gewalt seiner Seite! Szene. Ich kämpfe im Hemde: denn ich will die neuen Hosen anziehn.

„Endlich Aufwand von Würde, feierliche Drohung, Verwünschung meines Schneiders und seines Helfershelfers, Racheschwur: während dem entfernt sich das Männchen mit meinen Sachen. Ende des 2. Aktes: ich brüte im Hemde auf dem Sofa und betrachte einen schwarzen Rock, ob er für Richard gut genug ist.

„— Draußen gießt der Regen. —

„Ein Viertel auf acht: um halb acht, habe ich mit Windisch verabredet, wollen wir uns im Theatercafé treffen. Ich stürme in die finstre regnerische Nacht hinaus, auch ein schwarzes Männchen, ohne Frack, doch in gesteigerter Romanstimmung: das Glück ist günstig, selbst die Schneiderszene hat etwas Ungeheuerlich-Unalltägliches.

„Wir kommen in dem sehr behaglichen Salon Brockhaus an: es ist niemand weiter vorhanden als die engste Familie, Richard und wir beide. Ich werde Richard vorgestellt und rede zu ihm einige Worte der Verehrung: er erkundigt sich sehr genau, wie ich mit seiner Musik vertraut geworden sei, schimpft entsetzlich auf alle Aufführungen seiner Opern, mit Ausnahme der berühmten Münchener, und macht sich über die Kapellmeister lustig, welche ihrem Orchester im gemütlichen Tone zurufen: „Meine Herren, jetzt wird's leidenschaftlich!" „Meine Gutsten, noch ein bißchen leidenschaftlicher!" W. imitiert sehr gern den Leipziger Dialekt. —

„Nun will ich Dir in Kürze erzählen, was uns dieser Abend bot, wahrlich Genüsse so eigentümlich pikanter Art, daß ich auch heute noch nicht im alten Gleise bin, sondern eben nichts Besseres tun kann, als mit Dir, mein teurer Freund, zu reden und „wundersame Mär" zu künden. Vor und nach Tisch spielte Wagner und zwar alle wich-

tigen Stellen der Meistersinger, indem er alle Stimmen imitierte und dabei sehr ausgelassen war. Es ist nämlich ein fabelhaft lebhafter und feuriger Mann, der sehr schnell spricht, sehr witzig ist und eine Gesellschaft dieser privatesten Art ganz heiter macht. Inzwischen hatte ich ein längeres Gespräch mit ihm über Schopenhauer: ach, und Du begreifst es, welcher Genuß es für mich war, ihn mit ganz unbeschreiblicher Wärme von ihm reden zu hören, was er ihm verdanke, wie er der einzige Philosoph sei, der das Wesen der Musik erkannt habe. Dann erkundigte er sich, wie sich jetzt die Professoren zu ihm verhalten, lachte sehr über den Philosophenkongreß in Prag und sprach von den „philosophischen Dienstmännern". Nachher las er ein Stück aus seiner Biographie vor, die er jetzt schreibt, eine überaus ergötzliche Szene aus seinem Leipziger Studienleben, an die ich jetzt noch nicht ohne Gelächter denken kann; er schreibt übrigens außerordentlich gewandt und geistreich. — Am Schluß, als wir beide uns zum Fortgehen anschickten, drückte er mir sehr warm die Hand und lud mich sehr freundlich ein, ihn zu besuchen, um Musik und Philosophie zu treiben, auch übertrug er mir, seine Schwester und seine Anverwandten mit seiner Musik bekannt zu machen: was ich denn feierlich übernommen habe. — Mehr sollst Du hören, wenn ich diesem Abende etwas objektiver und ferner gegenüberstehe. Heute ein herzliches Lebewohl und beste Wünsche für Deine Gesundheit."

Durch die persönliche Bekanntschaft mit Richard Wagner empfing mein Bruder den stärksten Einfluß, der jemals auf ihn ausgeübt worden ist. Wagners Musik hatte ihn schon viele Jahre seit dem Erscheinen des Bülowschen Klavierauszuges von „Tristan und Isolde" zu seinem leidenschaftlichen Verehrer gemacht, wenn er auch „Tannhäuser", „Lohengrin" und die „Walküre" ablehnte. Aber wie ihm nun Wagner als Mensch entgegentrat, mit der ganzen faszinierenden Gewalt eines starken Willens, da

empfand er sogleich, daß er hier jenem Wesen gegenüberstand, dem er von allen Menschen der Gegenwart in der Kraft des Wollens innerlich am ähnlichsten war. Mein Bruder war der erste, der die beiden, Schopenhauer und Wagner, mit einer Begeisterung liebte, der erste jener jetzt so zahlreichen Jüngerschar, der diese beiden Namen zusammen auf seine Fahne schrieb.

Vierzehntes Kapitel.

Die Berufung.

Im Herbst 1868, als mein Bruder wieder nach Leipzig zurückgekehrt war, fing ich, weil ich mir nun alt genug dazu vorkam, heimlich mit der Lektüre Schopenhauers an. Obgleich ich durch Fritz, wenn er es auch nicht beabsichtigt hatte, auf diese Lektüre schon indirekt vorbereitet war, so wirkte sie trotzdem mit ungeheurer Wucht auf mein innerstes Seelenleben. Ich fand dadurch das Ideal philosophisch bestätigt, das ich in meiner leidenschaftlichen Religiösität schon in früher Jugend als mein Ziel empfunden hatte: Die persönliche Heiligung durch Entsagung und Aufopferung für andere. Nun konnte ich mir in großer Übertreibung in dieser Hinsicht kaum genug tun. Bei den kurzen Besuchen zwischen Herbst und Weihnachten fiel meinem Bruder auf, daß ich mich über viele Dinge anders aussprach, als früher. Wahrhaft ergriffen war er aber, als ich ihm in den Tagen vor Weihnachten, als unsre liebe Mutter noch mit Vorbereitungen zum Fest beschäftigt war, meine inneren Erlebnisse anvertraute; erinnerten sie ihn doch so sehr an sein eigenes, so erschütterndes und noch ganz anders in die Tiefe gehendes Kennenlernen Schopenhauers drei Jahre zuvor, von welchem ich aber nichts Näheres wußte, da ich seine Niederschrift der Leipziger Erinnerungen aus den Jahren 1865—67 noch nicht kannte. Seine inzwischen gemachten Erfahrungen veranlaßten ihn jedoch, mich vor dem Übermaß der Empfindungen zu warnen und in mir die unsrer Jugend an-

gemeſſene lebensfrohe Stimmung wieder herzuſtellen. Aber dieſer neue Untergrund unſrer gemeinſchaftlichen Empfindungen war ein neues Land, das uns miteinander verknüpfte, obgleich mein Bruder recht wohl empfand, daß mein Verſtändnis Schopenhauers in ganz anderer Weiſe mit meiner chriſtlichen Weltanſchauung zuſammenhing, als bei ihm. Z. B. war mir Schopenhauers Atheismus kaum zum Bewußtſein gekommen.

So wurden auch dieſe Ferien, trotz Schopenhauer, ebenſo froh und glücklich wie immer. Die Reiſe nach Frankreich oder eigentlich nach Paris bildete den Gegenſtand zahlloſer Scherze und Anſpielungen. Gegen Schluß der Weihnachtsferien wurde Fritz plötzlich nach Leipzig gerufen. Die Sache hatte etwas ſeltſam Geheimnisvolles. Er reiſte ſchnell ab und kam am Abend mit eigentümlich leuchtenden Augen zurück. Nach dieſem Ausflug war er ſehr verändert; Anſpielungen auf die Pariſer Reiſe begegneten keinem heiteren Lächeln mehr, ſondern höchſtens einem tiefen Seufzer. „Ach Lisbeth, das Leben iſt ſchwer!“ Ich begriff nicht das Warum, da mir Fritz gerade ſeine viel freudigere Lebensauffaſſung dem Schopenhauerſchen Peſſimismus gegenüber eingeflößt hatte. Was war nun Neues dazu gekommen? Sollte ſich Fritz heftig verliebt haben und das Verloben auf Schwierigkeiten ſtoßen? — „Was haſt du denn in Leipzig gemacht?“ fragte ich eines Tages vorſichtig. „Ich bin ſpazieren gegangen,“ meinte er. „Allein?“ fragte ich weiter. „O Lisbeth“, rief Fritz, „wie ſchwach, du denkſt wohl, ich will mich verloben? Zeus ſoll mich bewahren!“

Nein, in dieſer Richtung war nichts zu hoffen; ſeit Fritz Schopenhauer kannte und verehrte, hielt er zuweilen ſchreckliche Reden gegen die „Weiber“, ſodaß ich mich nicht genug verwundern konnte. In Wahrheit ſtand er dem weiblichen Geſchlecht zwar etwas fern, war aber von der zarteſten Rückſicht gegen dasſelbe erfüllt; ſomit ſchienen

sich diese erstaunlichen Reden an ganz abstrakte Wesen zu richten, die mit uns persönlich nichts zu tun hatten. Daß er von seiner hochverehrten Freundin Frau Geheimrätin Ritschl im Tone höchster Bewunderung sprach, war einer so ausgezeichneten Frau gegenüber sehr begreiflich, aber auch nach andern Seiten hin erschien er in seiner feierlichen Frauenverehrung durchaus nicht als Jünger Schopenhauers. Ich erinnere mich noch an den Zorn meines Bruders, als jemand gelegentlich zu bezweifeln wagte, daß Hedwig Raabe, der von den Leipzigern angebetete und von ihm aus der Ferne angeschwärmte „blonde Engel" nicht wirklich und wahrhaftig ein Engel im Charakter und Lebensführung sei.

Anfang Januar kehrte mein Bruder nach Leipzig zurück, schrieb auch wie gewöhnlich, mit Ausnahme eines wunderlichen Briefes, in welchem er uns Neujahrswünsche schrieb, obgleich wir Ende des alten und Anfang des neuen Jahres zusammen verlebt hatten. Er erwähnte sogar hin und wieder die Pariser Reise. Am 2. Februar kam er zu unsrer Mutter Geburtstag nach Naumburg. Als sich die Zahl der Gratulanten mehrte, rief er mich geheimnisvoll in die Eßstube. „Lisbeth, du kannst schweigen, nicht wahr?" fing er ziemlich aufgeregt an. „Das weißt du doch, Fritz," antwortete ich fast gekränkt; denn in der Tat, ehe ich ein mir von ihm anvertrautes Wort verraten hätte, hätte ich mich in Stücke reißen lassen! „Also höre, ich soll in Basel Professor an der Universität werden." „O Fritz, mach' doch keinen Unsinn," rief ich atemlos, „das ist ja nicht möglich!" — Aber nein, es war doch möglich, es war wirklich wahr, ich mußte es glauben. Fritz erzählte darauf ausführlich den ganzen Hergang.

Der Ratsherr Professor Dr. Wilhelm Vischer in Basel, der an der Spitze des dortigen Erziehungsrates stand, hatte verschiedene Artikel unsres Fritz im Rheinischen Museum gelesen und dadurch eine recht günstige Meinung

von ihm gewonnen. Von den Arbeiten meines Bruders waren bis dahin folgende im Rheiniſchen Muſeum gedruckt: „Zur Geſchichte der Theognideiſchen Spruchſammlung,“ „Das Danaelied des Simonides“ und die umfangreiche durch mehrere Hefte laufende Abhandlung: „De Laertii Diogenis fontibus.“ Als nun eine Profeſſur für klaſſiſche Philologie in Baſel frei wurde, wandte ſich Viſcher an Geheimrat Ritſchl und erkundigte ſich, ob ſich wohl jener Herr Dr. Nietzſche, der ihm durchaus den Eindruck mache, als ob er aus guter Schule ſei, zu der Profeſſur eignen würde. Ritſchl ließ meinen Bruder nach Leipzig kommen, beſprach ſich mit ihm und ſchrieb darauf einen ſehr warmen Brief nach Baſel, ohne dabei zu verhehlen, daß mein Bruder noch nicht promoviert habe, geſchweige denn habilitiert ſei, mit beidem aber ſich eben beſchäftige. Aus einem ſpäteren Brief Ritſchls (Leipzig, 11. Januar 1869) iſt mir folgende Stelle gütigſt zur Verfügung geſtellt worden:

„Was ſoll ich weiter ſagen? — der Schwerpunkt ſeiner Studien lag bisher in griechiſcher Literaturgeſchichte (natürlich inkluſive kritiſcher und exegetiſcher Behandlung der Autoren), mit beſonderer Betonung, wie mir ſcheint, der Geſchichte der griechiſchen Philoſophie. Aber es iſt mir gar kein Zweifel, daß, wenn ein praktiſches Bedürfnis an ihn herantritt, er bei ſeiner großen Begabung auch in andere Gebiete ſich mit beſtem Erfolg einarbeiten werde. Er wird eben alles können, was er will.“

Da ſich einige andere um die Profeſſur bewarben und in Baſel Fürſprecher fanden, blieb die Angelegenheit eine Zeitlang unentſchieden und ſehr zweifelhaft. Am Tage zuvor, ehe mein Bruder zu uns reiſte, hatte er einen Brief erhalten, wonach ſich alles zu ſeinen Gunſten zu wenden ſchien. Indeſſen wünſchte er doch die Neuigkeit unſrer Mutter erſt mitzuteilen, wenn die definitive Berufung eingelaufen ſei, und ſo vertraute er ſie zuvörderſt mir allein an.

Es ist mir in der Erinnerung, als ob in den Jahren vor 1870 ein Universitätsprofessor noch mit einer ganz anderen Glorie umgeben gewesen wäre, als heutzutage. Die Angelegenheiten der Universitäten, die Streitigkeiten der Professoren untereinander erregten damals ein viel höheres Interesse und wurden auch in außerakademischen Kreisen mit großer Wichtigkeit behandelt. Ein junger Universitätsprofessor war eine der beliebtesten Romanfiguren: stets war er edel und wußte Unendliches, und immer wurde er von der edlen Heldin im stillen geliebt und angebetet. Für mich war ja natürlich nie ein Zweifel gewesen, daß mein Bruder ein Ideal sei, aber daß er sich nun auch äußerlich in diese beliebteste Romanfigur verwandelte und zwar schon mit 24 Jahren, kam mir doch ziemlich märchenhaft vor. Das Unglaublichste dabei aber war, daß Fritz eigentlich auf dem besten Wege schien, eine brillante Karriere zu machen — daran hatten wir nie gedacht! Er war in dieser Beziehung von der heitersten Unbekümmertheit, was natürlich ansteckend wirkte; ja, um ganz aufrichtig zu sein: Fritz und ich empfanden Karrieremachen als etwas nicht ganz Anständiges, da es mit einiger Rückgratslosigkeit verbunden sein müßte; — und nun kam diese Art Glück doch, ohne daß sich Fritz im geringsten darum bemüht hätte.

Jener 2. Februar ist uns dreien immer in sehr ergötzlicher Erinnerung geblieben. Unsre gute Mutter wußte gar nicht, was sie aus uns machen sollte. Wie es in jenem Kinderspiel heißt: „Wir aßen nicht, wir tranken nicht“ und gaben konfuse und rätselhafte Antworten. Glücklicherweise kam schon nach zwei Tagen die Auflösung des Rätsels: Fritz schickte eine Visitenkarte:

Friedrich Nietzsche
Professor der klassischen Philologie an der Universität Basel.
(Gehalt 3000 Francs.)

Das Glück und das grenzenlose Erstaunen unsrer lieben Mutter war nicht zu beschreiben. Und dann breitete sich die Wundermär immer weiter und weiter aus. Alles (selbst die Zeitungen) erstaunte sich über diesen Professor von 24 Jahren. Von allen Seiten erscholl Lob, Ehr und Preis für unsern Fritz, so daß es ihm viel zu viel wurde und er einmal ärgerlich schrieb: „Was ist denn eigentlich Großes geschehen? Es ist ein Professor mehr auf der Welt, das ist das Ganze.“ Mein Bruder war überhaupt von Anfang an, seit die Berufungsgeschichte spielte, durchaus nicht eitel Wonne und Glückseligkeit gewesen. „Es ist ein großer Streich auf mein Haupt gefallen,“ schreibt er an Rohde, „und die gemeinsamen Pariser Pläne flattern in alle Lüfte. Und mit ihnen flattern meine schönsten Hoffnungen.“ Und später schreibt er: „Ich habe Dir noch nichts erzählt von der Meistersingeraufführung in Dresden, von dieser größten künstlerischen Schwelgerei, die mir dieser Winter gebracht. Weiß Gott, ich muß doch ein tüchtiges Stück von Musiker im Leibe haben; denn in jener ganzen Zeit hatte ich die stärkste Empfindung, plötzlich zu Hause und heimisch zu sein, und mein sonstiges Treiben erschien wie ein ferner Nebel, aus dem ich erlöst war. Jetzt nun steht mir so ein tiefer, schwerer Nebel wieder bevor. Ich habe für das Sommersemester zwei Vorlesungen angekündigt: priv. „Geschichte der griechischen Lyrik mit Interpretation auserwählter Proben“, publ. „Methodik und Quellenkunde der griechischen Literaturgeschichte“. Sodann habe ich den ganzen griechischen Unterricht in der dortigen Prima zu geben, und auch das philologische Seminar wird seine Zeit und Mühe beanspruchen. Und vor allem die Einsamkeit, die Einsamkeit ἄφιλος, ἄλυρος. Augenblicklich lebe ich zerstreut, ja genußsüchtig ein verzweifeltes Carnevale vor dem großen Aschermittwoch des Berufs, der Philisterei. Es geht mir nahe, — aber keiner meiner hiesigen Bekannten merkt etwas

davon. Die lassen sich blenden durch den Titel Professor und glauben, ich sei der glücklichste Mensch unter der Sonne."

Diese allzufrühe Berufung türmte eine enorme Arbeitslast auf meinen armen Bruder. Zum Glück brauchte er wenigstens die Doktordissertation nicht auszuarbeiten, denn in einer Fakultätssitzung der Leipziger Universität wurde entschieden, daß die Schriften, die er bis dahin geschrieben und im Rheinischen Museum veröffentlicht hatte, vollständig zur Erlangung der Doktorwürde ausreichten, und daß auch eine mündliche Prüfung unnötig sei; scherzhaft hatte einer der Professoren gemeint: „sie könnten doch keinen Kollegen examinieren". Alles dies wurde ihm mit allen Nebenumständen durch Ritschl mitgeteilt. Am 23. März 1869 wurde meinem Bruder ohne Prüfung und Disputation das Doktordiplom ausgestellt (Rektor: Professor der Theologie B. B. Brückner, Prokancellarius: Professor der Chemie O. L. Erdmann, Dekan: Professor der Physik: G. Th. Hankel). Statt der sonst in Doktordiplomen üblichen Formeln lautet der Schluß:

Fridericus Guilielmus Nietzsche
Roeckeniensis e provincia Borussiae Saxonia Professor
philologiae classicae extraordinarius in universitate litteraria Basileensi et praeceptor linguae Graecae in paedagogio
eiusdem civitatis designatus
ob scriptorum ab eo editorum praestantiam philosophiae
doctor et bonarum artium magister creatus
et hac tabula publice declaratus est.

War ihm nun auch die Doktorarbeit abgenommen, so blieb doch der schreckliche Index zu den 24 Bänden des Rheinischen Museums zu vollenden. Ich bot mich, wie schon im Herbst zuvor, zur Mitarbeit an und wurde diesmal auch tüchtig zu den Kärrnerdiensten herangezogen. Fritz arbeitete das Ganze aus, ich zerschnitt die Blätter und teilte die Notizen in die verschiedenen Fächer ein,

stellte sie nach dem Alphabet zusammen und klebte sie dann in der richtigen Reihenfolge auf. Fritz lobte mich sehr und behauptete, ich mache es so gut wie ein Student, der mehrere Semester Philologie studiert habe, was mich sehr stolz und glücklich machte.

Bei diesen Arbeiten lachten wir oft bis zu Tränen, und ich frage mich jetzt noch, was dabei eigentlich so drollig war? — Fritz hatte das köstlichste ansteckendste Lachen von der Welt, und seit er erwachsen war, wurde er dem Lachen außerordentlich zugetan: er meinte, er habe darin so viel nachzuholen, da er als Kind und Knabe zu wenig gelacht habe. Und was für kindliche Späße konnten ihn zur Heiterkeit reizen! Zum Beispiel meine Übersetzungen aus dem Lateinischen. Ich verstand nur wenig lateinisch, half mir aber durch die oft trügerischen Anklänge an das Französische. Wenn ich nun einen Satz oder längeres Stück bei unserer gemeinsamen Arbeit übersetzte und dem Ganzen irgendwelchen Sinn unterlegte, der mit dem wirklichen gar nichts zu tun hatte, so lachte Fritz aufs herzlichste und meinte, ich lese das Lateinische wie eine Keilschrift, aus der die Gelehrten das Entgegengesetzteste herausfänden. Oder wir übten zusammen, unterbrochen von stürmischem Gelächter, die Szene ein, wie der erste Student sich zu meines Bruders Kollegien anmeldet. Dabei hielt ich die blödsinnigsten lateinischen Reden, jedesmal mit einer neuen Variation, und Fritz behauptete späterhin, es habe ihn, als die Studenten in Basel wirklich zur Anmeldung kamen, ordentlich Mühe gekostet, seinen Ernst zu bewahren, er hätte immer an meinen lateinischen Unsinn denken müssen.

Hier und da spielte er mir auch einen kleinen Streich: z. B. erinnere ich mich, wie er mir eines Tages, als ich besonders eifrig arbeitete, zurief: „Bring mal die Notizen zum bellum civile!“ Schnell suche ich das betreffende Fach, finde aber die schmalen Notizstreifen nicht mehr

darin. Du mußt sie schon haben, sage ich. „Nein, ich bin sicher, du hast sie noch.“ Wiederholtes eifriges Suchen — sie sind verschwunden, rein verschwunden! „Du hast sie sicherlich!“ behauptet Fritz mit unerschütterlicher Ruhe. Endlich komme ich zufällig an einem Spiegel vorbei und sehe mich zu meiner Überraschung mit einem Indianerkopfputz von Papierstreifen. Während ich über die Arbeit gebeugt saß, hatte mir Fritz die Notizen strahlenförmig auf die Schleife geklebt, welche die Locken zusammenhielt. „Fritz!“ rief ich entrüstet, „wie sollen deine Studenten Respekt haben, wenn du solche kindische Späße machst!“ — Er lachte herzlich über meine Empörung. Vor dem Mangel an Respekt fürchtete er sich nicht, — und mit Recht, denn von Kindheit an besaß er eine anmutsvolle natürliche Würde, die selbst den Rohen und Ungebildeten imponierte.

Aber etwas Anderes bedrückte schwer das junge Herz: die feste vorgezeichnete Bahn, die vor ihm lag und die er, so glänzend sie erschien, doch nicht ohne das schmerzliche Gefühl einer gewissen Resignation betrat. Folgende Aufzeichnungen aus dem März 1869 zeigen uns deutlich seine Empfindungen:

„Es hat mir immer der Beachtung wert geschienen, auf welchen individuellen Wegen jemand heutzutage gerade zur klassischen Philologie kommt; denn damit glaube ich etwas Anerkanntes zu sagen, daß einige andre Wissenschaften in ihrer blühenden Jugendlichkeit und erstaunlichen Zeugungskraft ein größeres Recht auf die frische Kraft anstrebender Talente haben, als gerade unsere zwar noch rüstig einherschreitende, aber doch hier und da die welken Züge des Alters verratende Philologie. Ich sehe ab von den Naturen, die ein gewöhnliches Brotinteresse auf diese Bahn ruft; und auch jene andern haben wenig Anziehendes an sich, die an der Hand philologischer Erzieher zu demselben Berufe widerstandslos abgerichtet werden. Viele

treibt ein eingebornes Lehrtalent: aber auch für diese ist die Wissenschaft nur ein wirksames Werkzeug, nicht das ernste und mit sehnsüchtigem Auge angeschaute Ziel ihrer Lebenswanderung. Eine kleine Gemeinde lebt, die mit künstlerischem Behagen an der griechischen Formenwelt sich ergötzt, eine noch kleinere, für die die Denker des Altertums noch nicht zu Ende gedacht sind und gedacht haben. Ich habe kein Recht, mich zu einer dieser Klassen ausschließlich rechnen zu dürfen: denn der Weg, auf dem ich zur Philologie gekommen bin, liegt gleich weit ab von dem der praktischen Klugheit und des niedrigen Egoismus als von dem, auf welchem die begeisterte Liebe zum Altertum die Fackel voranträgt. Dies letztere auszusprechen ist nicht leicht, aber es ist ehrlich.

„Vielleicht gehöre ich überhaupt nicht zu den spezifischen Philologen, denen die Natur mit ehernem Griffel auf die Stirn zeichnet: das ist ein Philolog, und die in vollster Ungebrochenheit, mit der Naivität eines Kindes den ihnen vorgezeichneten Weg gehen. An solchem philologischen Halbgotte kommt man hier und da einmal vorüber und merkt dann, wie grundverschieden alles, was der Instinkt und die Gewalt der Natur schafft, von dem ist, das durch Bildung, Reflexion, vielleicht gar durch Resignation hervorgebracht wird.

„Ich will nicht gerade sagen, daß ich zu diesen Resignationsphilologen ganz und völlig gehöre; aber wenn ich so zurücksehe, wie ich von der Kunst zur Philosophie, von der Philosophie zur Wissenschaft und hier wieder in ein immer engeres Bereich geraten bin: so sieht dies fast aus wie eine bewußte Entsagung.

„Ich sollte denken, daß ein Mensch mit 24 Jahren das Wichtigste seines Lebens bereits hinter sich hat: mag er auch später erst zu Tage bringen, was sein Leben lebenswert macht. Ungefähr nämlich bis in diesen Zeitraum faßt die junge Seele aus allen Ereignissen und Erfahrungen,

die sie im Leben wie im Denken macht, noch das Typische heraus; und aus der Welt dieser Typen wird sie nun und nimmermehr herauskommen. Wenn später dieser idealisierende Blick des Auges erloschen ist, stehn wir im Banne jener Welt von Typen, die wir als das Vermächtnis unsrer Jugend überkommen."

Wenn ich auf jenen Frühlingsmonat März 1869 zurückblicke und die Freunde und mich frage: als was galt damals mein Bruder, der soeben mit 24 Jahren seiner Berufung als Professor der klassischen Philologie an die Universität Basel Folge leistete? — so wird mir jedermann antworten: einerseits als einer der besten Schüler Ritschls, als ein ausgezeichneter Vertreter des klassischen Altertums, dem eine glänzende Karriere bevorstand, andererseits als ein leidenschaftlicher Verehrer Wagners und Schopenhauers. Niemand vermutete, wie selbständig mein Bruder der erwählten Wissenschaft und seinen Erziehern und Idealen gegenüberstand; und er täuschte sich und uns, wenn er als ein „Anhänger" galt, von welchem man unwillkürlich annimmt, daß er alle Ansichten seiner verehrten Ideale zu teilen habe.

Und so kam mit Arbeiten und Vorbereitungen zu dem neuen Amt allzuschnell des Winters Ende und der Abschied. Die letzten Tage waren Fritz und ich sehr ernst. Wir schauten wehmutsvoll auf unsere sonnige Kindheit zurück, wir erinnerten uns zahlloser froher Stunden, wir gedachten der Knabenzeit meines Bruders und ihrer mannigfachen Bestrebungen, dann der köstlichen Ungebundenheit seiner Studienjahre, der treuen mitstrebenden Freunde und jener hohen Ideale, denen er mit der vollen Freiheit des Geistes und dem ganzen Ungestüm der Jugend bisher hatte folgen können. Alles bisher Erzählte zog noch einmal an unserer Seele vorüber — aber jetzt war der Jugend Wonnetraum vorbei. Ade Freiheit! Feierlich ernst nahte das Amt, mit seiner Würde und Bürde. Auf

wieviel freie Selbstbestimmung sollte er schon mit 24 Jahren verzichten! Zagend blickten wir auf die Zukunft, die wie ein geheimnisvoller, riesengroßer Schatten vor uns stand, unsere warmen jungen Herzen erschauerten. — Am letzten Abend schrieb Fritz noch einen Abschiedsbrief an Freih. Carl von Gersdorff; mit diesem Brief nehmen auch wir Abschied von meines Bruders sorgenloser, sonnenheller Jünglingszeit.

„Mein lieber Freund, der letzte Termin ist herangekommen, der letzte Abend, den ich noch in der Heimat verlebe: Morgen früh geht's hinaus in die weite, weite Welt, in einen neuen, ungewohnten Beruf, in eine schwere und drückende Atmosphäre von Pflicht und Arbeit. Wieder einmal gilt es Abschied nehmen: die goldne Zeit der freien, unumschränkten Tätigkeit, der souveränen Gegenwart, des Kunst- und Weltgenusses als unbeteiligter oder wenigstens schwach beteiligter Zuschauer — diese Zeit ist unwiederbringlich hinüber: jetzt regiert die strenge Göttin, die Tagespflicht. „Bemooster Bursche zieh' ich aus" — Du kennst ja das ergreifende Studentenlied. Ja, ja! „Muß selber nun Philister sein!" Irgendwo hat dieser Satz immer seine Wahrheit. Man ist nicht ungestraft in Amt und Würden, — es handelt sich nur darum, ob die Fesseln von Eisen oder von Zwirn sind. Und ich habe noch den Mut, gelegentlich einmal eine Fessel zu zerreißen und anderwärts und auf andre Weise das bedenkliche Leben zu versuchen. Von dem obligaten Buckel der Professoren spüre ich noch nichts. Philister zu sein, ἄνθρωπος ἄμουσος Heerdenmensch — davor behüte mich Zeus und alle Musen! Auch wüßte ich kaum, wie ich's anstellen sollte, es zu werden, da ich's nicht bin. Einer Art des Philisteriums bin ich zwar näher gerückt, der species „Fachmensch"; es ist nur zu natürlich, daß die tägliche Last, die allstündliche Konzentration des Denkens auf bestimmte Wissensgebiete und Probleme die freie Empfänglichkeit etwas abstumpft

und den philosophischen Sinn in der Wurzel angreift. Aber ich bilde mir ein, dieser Gefahr mit mehr Ruhe und Sicherheit entgegen gehen zu können als die meisten Philologen; zu tief wurzelt schon der philosophische Ernst, zu deutlich sind mir die wahren und wesentlichen Probleme des Lebens und Denkens von dem großen Mystagogen Schopenhauer gezeigt worden, um jemals einen schmählichen Abfall von der „Idee" befürchten zu müssen. Meine Wissenschaft mit diesem neuen Blute zu durchdringen, auf meine Zuhörer jenen Schopenhauerischen Ernst zu übertragen, der auf der Stirne des erhabnen Mannes ausgeprägt ist — dies ist mein Wunsch, meine kühne Hoffnung: etwas mehr möchte ich sein als ein Zuchtmeister tüchtiger Philologen: die Lehrergeneration der Gegenwart, die Sorgfalt für die nachwachsende Brut, alles dies schwebt mir vor der Seele. Wenn wir einmal unser Leben austragen müssen, versuchen wir es, dieses Leben so zu gebrauchen, daß andere es als wertvoll segnen, wenn wir glücklich von ihm erlöst sind."

Vierte Abteilung

Der Universitätslehrer

1869–1876.

Fünfzehntes Kapitel.

Basel.

Frühmorgens am 13. April 1869 verließ mein Bruder Naumburg, um sich in seine zukünftige Heimat Basel zu begeben. Es war ein kühl freundlicher Morgen, und mit vielen Tränen des Abschiedsschmerzes, der nur durch den innigsten Stolz gelindert wurde, sahen wir seine blühende kräftige Gestalt in der altgewohnten Droschke verschwinden. Selbst der Kutscher, der schon unsere Eltern zur Trauung gefahren hatte, blickte schmunzelnd auf den stattlichen Herrn Professor und empfand es als eine Ehre, ihn zum Bahnhof fahren zu dürfen. Es war unserer Mutter und mir eine rechte Genugtuung, daß unser Fritz so „würdig" aussah, und daß ihn trotz seiner Jugend seine Professorenwürde so natürlich kleidete. Allerdings war er bei der Wahl seiner neuen Anzüge eifrig darauf bedacht gewesen, Sachen zu wählen, die ihm ein älteres Aussehen gaben: ein jugendlich flotter Schnitt wurde durchaus verachtet, nur solche Stoffe, Kleiderschnitte und Hüte, wie sie ältere Herren bevorzugen, erregten seinen Beifall. Diese für 24 Jahr vielleicht allzuwürdige Kleidung stand ihm aber vortrefflich und war gewiß auch dem Basler Geschmack gut angepaßt.

Am 20. April traf er in Basel ein, um seine Professur anzutreten. Den folgenden Tag schickte er uns einen kurzen Reisebericht:

„Gestern vor acht Tagen bin ich von Naumburg ab-

gereist und gestern in Basel angelangt. Der erste Tag brachte mich abends gegen 11 nach Köln und war bei weitem der unausstehlichste, den ich bisher erlebt habe. Dienstag Abend fuhr ich nach Bonn hinüber und habe dort in angenehmster Weise den Mittwoch verlebt, alte Erinnerungsstätten aufsuchend und neue Bekannte findend. Den ganzen Donnerstag verbrachte ich auf dem Dampfschiff, bei herrlichem Frühlingswetter, landete spät abends bei Biebrich, unweit Mainz und fuhr nach Wiesbaden mit der Eisenbahn. Dies habe ich mir am andern Tage angesehn, ohne mich zu sehr angezogen zu fühlen; mittags fuhr ich nach Heidelberg und sah abends in schönster Beleuchtung, in blühender Umgebung die berühmte Schloßruine. Dabei traf ich einige Leipziger Bekannte. Den Sonnabend blieb ich dort, in einem einfachen aber guten Gasthof und arbeitete an meiner Antrittsrede. Sonntag hatte ich vor, nach Basel direkt zu fahren, als ich aber eine Viertelstunde vor Karlsruhe war, wurde ich umgestimmt. Es stiegen nämlich in mein Coupé einige junge Leute, die die „Meistersinger" in Karlsruhe hören wollten. Dieser Lockung konnte ich nicht widerstehen: ich stieg aus, ließ mein Billet auch für den nächsten Tag als gültig erklären und erquickte mich abends an einer vortrefflichen Aufführung dieser meiner Lieblingsoper. Dies war mein Abschied von deutschem Boden. Montag um 2 Uhr kam ich in Basel an und logierte mich in der „Krone" ein.

„Jetzt sitze ich nun bereits in der provisorischen Wohnung, die ich euch nicht genauer schildern kann, als es Vischer bereits getan hat. Sie ist ziemlich häßlich, hat aber den Vorzug, etwa 20 Schritt entfernt meiner definitiven Wohnung schräg gegenüber zu liegen."

Später nannte er diese erste Wohnung nur noch die „Höhle" oder das „Bedientenzimmer". Er hatte nämlich die Absicht gehabt, sich einen Diener anzuschaffen, da er es damals nicht liebte, kleine häusliche Dinge selbst zu be-

sorgen, auch darin, wahrscheinlich infolge seiner großen Kurzsichtigkeit, ziemlich unpraktisch war. Er schrieb uns von Leipzig aus, kurz nach der Berufung: „Inzwischen könnt Ihr mir einen Gefallen tun, nämlich Euch nach einem Bedienten umsehn, den ich mitnehmen werde. Meine Wünsche resp. Bedingungen sind diese: er darf nicht zu jung sein, muß Neigungen zur Reinlichkeit und Ehrlichkeit haben. Es ist gut, wenn er Soldat war. Ich hasse den Naumburger Volksdialekt. Ein beispielloser Grad von Borniertheit wäre mir unerwünscht. Er kann dabei ein Handwerk treiben, falls es reinlich und wohlriechend ist.“ — Bei näherer Überlegung ergab es sich aber, daß ein Diener nur eine Belästigung für ihn sein würde, und so blieb von der ganzen Idee, wie mein Bruder scherzte, nur das Bedientenzimmer — aber zum Selbstbewohnen, glücklicherweise nur für zwei Monate.

Es war in jener Zeit merkwürdig schwer, in Basel eine angenehme Chambre-garnie-Wohnung zu bekommen; alles wehrte sich dagegen, Fremde in sein Haus zu nehmen, jede Familie schien den einzigen Wunsch zu haben, im eigenen Hause allein zu wohnen. Deshalb nahm die Stadt damals im Verhältnis zu ihrer Einwohnerzahl einen merkwürdig großen Raum ein. Im Frühjahr 1869 war man gerade damit beschäftigt, die Wälle niederzulegen, Anlagen zu pflanzen und der neuen Zeit Tor und Tür zu öffnen. Mein Bruder freute sich immer, daß er noch das gute, alte Basel kennen gelernt habe, er meinte, er sei dadurch dem Mittelalter näher gekommen. Die ganze Stadtgemeinschaft mit ihren festgewurzelten Sitten und Gebräuchen mutete uns Preußen, die wir gewohnt sind, die gebildeten Klassen leicht von Ort zu Ort versetzt zu sehen und die Gebräuche verschiedener Orte anzunehmen, ganz eigenartig an. Basels prachtvolle altertümliche Häuser mit ihren seltsamen an längst verklungene alte Mythen erinnernden Spukgeschichten, die feste Gliederung der Familien, die

allsonntags vollzählig und einträchtiglich zur Kirche wallten, die alten Dienstboten, die von einer Generation zur andern übergingen, die altmodische Begrüßung in den Läden: „Guten Tag, Frauenzimmer", „Guten Abend, Jungfere", überhaupt die ganze niederallemannische Sprechweise, die so viele alte treffende Ausdrücke bewahrt hat — dies alles schien uns einer weitvergangenen Zeit anzugehören.

Basel war von jeher eine ebenso reiche als wohltätige Stadt, in jeder Richtung bemüht, ihre ausgezeichneten öffentlichen Einrichtungen noch zu verbessern und Kunst und Wissenschaft zu fördern. Mein Bruder hat es immer in hohem Grade rühmenswert gefunden, welche außerordentlichen Summen dieser kleine Staat für sein Erziehungswesen ausgab. Er sagt deshalb auch in einer später benutzten Aufzeichnung: „Ich bin mir bewußt, an welchem Orte ich diese Vorträge zu halten habe, in einer Stadt nämlich, die in einem unverhältnismäßig großartigen Sinne und mit einem für größere Staaten geradezu beschämenden Maßstabe die Bildung und Erziehung ihrer Bürger zu fördern sucht: so daß ich gewiß nicht fehlgreife, wenn ich vermute, daß dort, wo man um so viel mehr für diese Dinge *tut*, man auch über sie um so viel mehr *denkt*."

Man brachte meinem Bruder von allen Seiten großes Interesse entgegen; ein nach Basel gerichteter Brief des Geheimrat Ritschl aus Leipzig, der in den Worten gipfelte: „Mit einem Worte, Nietzsche ist ein Genie", hatte die ungewöhnlichste Erwartung, und, wie jedes starke Lob, auch Mißtrauen hervorgerufen.

Er hielt die Antrittsrede am 28. Mai, und schloß mit einem kurzen Hymnus auf die Philologie, der Aufforderung ihr Dankbarkeit zu erweisen, und mit einigen persönlichen ihn in Basel einführenden Worten. Die Zuhörer lauschten mit der größten Spannung; die wohllautende Stimme, die angenehmen Bewegungen seiner kräftigen Gestalt, das edle Gesicht, die leuchtenden Augen (ein wagnerisch-ange-

hauchter Basler Schüler der späteren Zeit nannte sie „Götteraugen“ und zitierte: „Der gleißende Wurm glänzt auch ihm aus dem Auge“) — alles zusammen übte einen eigenen Zauber auf die Versammlung aus. Gedankenvoll schritten die würdigen Ratsherren und Professoren nach Hause. Was war das eigentlich gewesen? — Ein junger Gelehrter betrachtet zuerst kühl-kritisch und zugleich philosophisch die Berechtigung seiner eigenen Wissenschaft, und schließlich wirft er soviel künstlerischen Glanz über sie hin, daß plötzlich die sonst so trockene und dürftige Philologie den gewiß nicht impressionablen alten Herren beinahe wirklich wie eine „Götterbotin“ erschien: „und wie die Musen zu den trüben, geplagten böotischen Bauern niederstiegen, so kommt sie in eine Welt voll düsterer Farben und Bilder, voll von allertiefsten und unheilbarsten Schmerzen und erzählt tröstend von den schönen lichten Göttergestalten eines fernen, blauen, glücklichen Zauberlandes.“

„Da haben wir uns ja einen seltenen Vogel eingefangen, Herr Ratsherr,“ sagte einer der Herren vom kleinen Rat, und der andere stimmte froh und befriedigt zu, denn die Berufung war sein Werk gewesen. Auch nach Leipzig wurde berichtet, die Antrittsrede habe einen außerordentlichen Eindruck hervorgerufen: „Nietzsche sei ebenso Künstler als Gelehrter“ hätte Jacob Burckhardt gemeint. Geheimrat Ritschl erzählte es mir selbst und fügte lachend hinzu: „Das habe ich schon immer gesagt, er kann seine wissenschaftlichen Untersuchungen so spannend machen, wie ein französischer Romanzier seine Romane.“

Nach diesem Anfang schreibt er uns: „Im übrigen sind die Leute mir wohlgesinnt. Und wer mit einiger Verstimmung meine Ankunft an Ort und Stelle aufgenommen hat, hat sich jetzt entweder ins Unvermeidliche gefügt oder auch, bei näherer Bekanntschaft mit mir, den Grund seiner Verstimmung gehoben gefühlt. Besonders wichtig nach dieser Seite war meine Antrittsrede, die ich vor unge-

wöhnlich angefüllter Aula kürzlich erst gehalten habe, und zwar „über die Persönlichkeit Homers“. Durch diese Antrittsrede sind die Leute hier von Verschiedenem überzeugt worden, und mit ihr war meine Stellung, wie ich deutlich erkenne, gesichert.“ „Meine Vorlesungen habe ich für alle Wochentage auf die Morgenstunde von 7—8 verlegt und bin mit dieser Art von Tätigkeit zufrieden; auch gewöhnt man sich an den Übelstand, 8 Zuhörer zu haben, in Anbetracht daß es die gesamte Philologenschaft ist und sogar noch ein Theologe. In der Schule habe ich Vergnügen an einer verständigen Klasse und bilde mir ein, zum Schulmeister zwar nicht geboren, aber doch auch nicht verdorben zu sein.“

Mein Bruder ließ die Homerrede zu Weihnachten 1869 als Manuskript drucken und schickte sie mir mit folgenden Zeilen:

„Noch ohne jegliches Gewand
Wird's Büchlein brühwarm schon versandt:
„Jakobi“ wird schon weiter sorgen!
Und ist es schönstens dann geborgen
In festlich-schöne Deckelzier:
Dann, glaub ich fast, gefällt es Dir.
Man legt es auf den Spiegeltisch,
Und fragt jemand „was soll der Wisch?“
So sagt man stolz-gleichgültig vor sich hin:
Gewidmet ward es mir, der Index-fexerin!“

Das Büchlein selbst enthielt folgende feierliche gedruckte Widmung: „Meiner teuren und einzigen Schwester Elisabeth als der fleißigen Mitarbeiterin auf den Stoppelfeldern der Philologie.“

Auf der Rückseite der gedruckten Widmung stand folgendes für die Freunde bestimmte Verschen:

„In Basel steh ich unverzagt,
Doch einsam da — Gott sei's geklagt.
Und schrei ich laut: Homer! Homer!
So macht das jedermann Beschwer.

Zur Kirche geht man und nach Haus
Und lacht den lauten Schreier aus.
Jetzt kümm'r ich mich nicht mehr darum:
Das allerschönste Publikum
Hört mein homerisches Geschrei
Und ist geduldig still dabei.
Zum Lohn für diesen Überschwang
Von Güte hier gedruckten Dank!"

Unter der „Mitarbeit" war meine oben erwähnte Hilfe an der Zusammenstellung des Index der 22 Bände des Rheinischen Museums gemeint, die ich allein fertig gemacht hatte, da der Index bei meines Bruders Abreise unvollendet geblieben war. Die Bände 23—25 hat Fritz später noch selbst hineingearbeitet.

Diese Widmung ist ein Beispiel, wie überschwänglich dankbar mein Bruder jede Hilfsleistung aufnahm. Die Dankbarkeit, die schon der Freund Wilhelm in der Kinderzeit an dem kleinen Fritz hervorhob, ist sein ganzes Leben einer seiner Hauptzüge geblieben. Es wird seinen Freunden gewiß ebenso wie mir ergehen: wenn wir jetzt die alten Briefe und Bücherwidmungen lesen, so fragen wir uns: für welche Taten wird denn eigentlich so viel Dankbarkeit ausgedrückt? Oft sind es ganz geringfügige Sachen, gewöhnlich Leistungen, an denen man selbst das größte Vergnügen gehabt hatte; aber mein Bruder verklärte dies alles zu Taten persönlicher Aufopferung. Ich muß also zur Vorsicht auffordern, aus solchen überschwänglichen Worten des Dankes und des Lobes irgendwelche Schlüsse zu ziehen. Bin ich doch infolge der Lobeserhebungen meines Bruders längere Zeit für die alleinige Herstellerin des Index gehalten worden; was ich dabei wirklich getan habe, war zwar mühsam und zeitraubend, hatte aber nur wenig selbständigen geistigen Wert.

Dieser Privatdruck der Homerrede mit der an die Schwester gerichteten Widmung geriet, gegen meinen

Willen, in Leipziger Gelehrtenkreise und erregte dort Anstoß. Wahrscheinlich war es aber die Widmung nicht allein, die die engen Philologen-Herzen so mißtrauisch gemacht hatte: ich meine, daß bei einigen Sätzen der Homerrede den eigentlichen Stockphilologen ein ahnungsvolles Gruseln überkommen haben müßte. Sollten ihnen nachfolgende Worte nicht recht mißtönend in die Ohren geklungen haben: „Auch einem Philologen steht es wohl an, das Ziel seines Strebens und den Weg dahin in die kurze Formel eines Glaubensbekenntnisses zu drängen; und so sei dies getan, indem ich einen Satz des Seneca also umkehre:

„philosophia facta est quae philologia fuit."

Damit soll ausgesprochen sein, daß alle und jede philologische Tätigkeit umschlossen und eingehegt sein soll von einer philosophischen Weltanschauung, in der alles Einzelne und Vereinzelte als etwas Verwerfliches verdampft und nur das Ganze und Einheitliche bestehen bleibt." —

Es dauerte ziemlich lange Zeit, ehe sich mein Bruder in Basel etwas heimisch fühlte. So sehr ihm das in sich geschlossene festgegründete Gemeinwesen gefiel, so hohe Achtung er vor den Basler Männern und Frauen hatte: „Die haben alle noch den Mut eigenartige Charaktere zu sein", so schwer wurde es ihm, gerade wie den Baslern selbst, sich schnell anzuschließen. Er hat viel Liebenswürdigkeit in Basel erfahren und dies immer auf's dankbarste anerkannt, aber er litt im ersten Jahr seiner Professur doch recht schwer unter der Einsamkeit, es fehlte ihm die vertraute Seele zum täglichen intimen Gedankenaustausch. Selbst die Reisen in der herrlichen Schweiz trösteten ihn damals nicht, sie machten ihn nur sehnsüchtiger nach den alten Freunden. Er schreibt Mitte Juli 1869 an Erwin Rohde: „Mein lieber Freund, weißt Du schon, was der Basler „Bündlitag" ist? Jedermann schnürt sein Bündel und läuft nach der Eisenbahn, alle Schulen, auch die Uni-

versität, machen eine Erholungspause von 4 Wochen: und die Basler Klimatologen behaupten, während dieser Zeit sei es physisch unzuträglich, in Basel zu bleiben. Also hinaus in die weite Welt! Aber wohin? Die großen Eisberge locken mich, wie ich zu meinem Erstaunen merke, gar nicht so sehr: und ich würde mit Wonne wieder das liebenswürdige Bayrisch-Böhmische Gebirgsland aufsuchen, — wenn es nur in Deiner Gesellschaft geschehen könnte, lieber Freund!"

Und am Schluß der Ferien, am 17. August, schreibt er: „Der letzte Ferientag. Alte begrabne Empfindungen wachen auf. Mir ist zu Mute, wie es dem Tertianer zu Mute ist, der sentimental wird und Gedichte über die Vergänglichkeit des irdischen Glücks macht, wenn er den Glockenschlag des letzten Ferientages hört. Ach lieber Freund, ich habe doch wenig Vergnügen und muß alles so einsam in mich hineinkauen. Ja ich würde auch die böse Dysenterie nicht scheuen, wenn ich durch sie mir ein abendliches Gespräch mit Dir erkaufen könnte. Wie wenig sind Briefe! Da habe ich mir gestern eine schöne Stelle vom alten Goethe gemerkt:

„Wie köstlich ist des gegenwärt'gen Freundes
Gewisse Rede, deren Himmelskraft
Ein Einsamer entbehrt und still versinkt.
Denn langsam reift, verschlossen in dem Busen,
Gedank' ihm und Entschluß; die Gegenwart
Des Liebenden entwickelte sie leicht."

Auch an den Freund Freiherrn von Gersdorff schreibt er: „Ach, und wie sehr braucht man das Bewußtsein wahrer Freunde! Die Einsamkeit ist mitunter gar zu trostlos." — Doch bot ihm das Schicksal einen köstlichen Ersatz: es hatte ihn in die Nähe jenes erhabenen Genius geführt, dem er in seinem Herzen von nun an Altäre errichtete, die er mit den herrlichsten Blüten des Geistes schmückte und mit Brandopfern der Selbstverleugnung ehrte.

Sechzehntes Kapitel.

Tribschen.

„Dazu habe ich einen Menschen gefunden, der wie kein anderer das Bild dessen, was Schopenhauer „das Genie“ nennt, mir offenbart und der ganz durchdrungen ist von jener wundersam innigen Philosophie. Dies ist kein anderer als Richard Wagner, über den Du kein Urteil glauben darfst, das sich in der Presse, in den Schriften der Musikgelehrten usw. findet. Niemand kennt ihn und kann ihn beurteilen, weil alle Welt auf einem andern Fundamente steht und in seiner Atmosphäre nicht heimisch ist. In ihm herrscht eine so unbedingte Idealität, eine solch tiefe und rührende Menschlichkeit, ein solch erhabner Lebensernst, daß ich mich in seiner Nähe wie in der Nähe des Göttlichen fühle.“ — So schildert Anfang August 1869 mein Bruder an Freiherrn von Gersdorff seine Eindrücke und Empfindungen nach den ersten Besuchen bei Richard Wagner.

Er fuhr am Sonnabend vor Pfingsten 15. Mai 1869 zum erstenmal nach dem Vierwaldstättersee, um einige Tage an der Tellsplatte zu verbringen. In Luzern überlegte er, ob er es wohl wagen dürfe, auf jene Einladung vom Herbst zuvor Richard Wagner in seinem Landhaus „Tribschen“ aufzusuchen. Es war ein köstlicher Frühlingsmorgen — unschlüssig wanderte er auf poetischen Wegen dem lieblichen Tribschen zu, das in einer bezaubernden

See- und Gebirgseinsamkeit zu Füßen des Pilatus am Vierwaldstättersee liegt. Vor dem Landhaus stand er lange still und hörte einen immer wiederholten schmerzlichen Akkord. Endlich kam ein Diener aus dem Garten und sagte ihm: bis 2 Uhr arbeite Herr Wagner und dürfe nicht gestört werden. Darauf entschloß er sich, wenigstens seine Karte abgeben zu lassen. Wagner ließ schnell herausfragen, ob der Herr Professor derselbe Herr Nietzsche sei, den er bei seiner Schwester, Frau Professor Brockhaus in Leipzig kennen gelernt habe? Auf die bejahende Antwort erhielt mein Bruder eine Einladung zum Mittagsessen. Leider mußte er ablehnen, da er sich schon fest für die Tellsplatte versprochen hatte; so wurde er gebeten, den nächsten Montag in Tribschen zu verleben. Er notiert: „Inzwischen heitere Tage mit Ofenbrüggen, Loretius, Exner und dessen Schwester in Pension Imhof.“ Am Pfingstmontag fuhr er früh nach Luzern, begab sich nach Tribschen und verlebte dann in Gemeinschaft mit Richard Wagner und Frau Cosima den ersten jener köstlichen Tage, die später das Glück seiner Seele und seine Trösteinsamkeit wurden. Wagner schenkte ihm seine Photographie und begleitete ihn zum „Rößli“ zurück, ihn herzlich auffordernd, seinen Besuch zu wiederholen. Mein Bruder schrieb darauf an Freund Erwin: „Wagner ist wirklich alles, was wir von ihm gehofft haben: ein verschwenderisch reicher und großer Geist, ein energischer Charakter und ein bezaubernd liebenswürdiger Mensch, von dem stärksten Wissenstriebe usw. Ich muß ein Ende machen: sonst singe ich einen Päan.“

Kurze Zeit darauf lud ihn Frau Cosima zum Geburtstag Richard Wagners ein, aber er tat seinem Herzen Zwang an und lehnte, wie er schreibt, als „Dozent nach dem Standpunkte der Tugend“ die Einladung ab. Er stöhnte aber auch: „Ein Amt ist doch ein wunderliches Ding“ und dann „Ich empfinde recht deutlich, wie auch die er-

wünschteste Tätigkeit, wenn sie „amtlich“ und „berufsmäßig“ betrieben wird, eine Fessel ist, an der Unsereiner mitunter ungeduldig zerrt.“ Er schrieb, anstatt zum Geburtstage zu kommen, einen verehrenden Brief an Wagner, der auf die herzlichste Weise antwortete und ihn für den nächsten Sonnabend und Sonntag einlud.

Dieser zweiten Einladung für den 5. und 6. Juni 1869 folgte mein Bruder natürlich mit großem Eifer, er schrieb uns darnach: „Man ist in Tribschen vortrefflich eingerichtet, wir leben dort zusammen in der angeregtesten Unterhaltung, im liebenswürdigsten Familienkreise und ganz entrückt von der gewöhnlichen gesellschaftlichen Trivialität.“ Um seines Kollegs willen kehrte er Montag sehr früh nach Basel zurück. Später hörte er, daß in dieser Nacht Wagner ein Sohn geboren worden war, was beide, Wagner und mein Bruder, als ein glückbringendes Omen ihrer Freundschaft ansahen.

Nach den Sommerferien begann ein lebhafter persönlicher und brieflicher Verkehr; wenn jetzt das bittere Gefühl der Einsamkeit meinen Bruder überkam, dann stärkte ihn die Aussicht auf einen baldigen Besuch in Tribschen. Er schreibt Anfang September an Erwin Rohde: „Übrigens habe ich auch mein Italien wie Du, nur daß ich mich dahin immer nur die Sonnabende und Sonntage retten kann. Es heißt Tribschen und ist mir bereits ganz heimisch. In letzter Zeit bin ich, kurz hintereinander, viermal dort gewesen, und dazu fliegt fast jede Woche auch ein Brief dieselbe Bahn.“ Als er das erste Mal in Tribschen war, „kam gerade in der Nacht meines Aufenthaltes ein kleiner Junge zur Welt, „Siegfried“ zubenannt. Als ich das letzte Mal dort war, wurde Wagner gerade fertig mit der Komposition seines „Siegfried“ und war im üppigsten Gefühl seiner Kraft.“

In allen Briefen forderte mein Bruder die Freunde auf, Wagners Schriften zu studieren, er belehrte sie, wo

er nur konnte und suchte die wärmsten Empfindungen für Wagner zu wecken. Sein verehrendes Herz hatte sie auch bald zur gleichen Verehrung geführt. Doch beschränkte er seine Propaganda nicht auf den engsten Freundeskreis: es amüsiert mich noch jetzt, daß er in seiner leidenschaftlichen Verehrung es beinahe fertig gebracht hätte, die Großfürstin Constantin zu einem Besuch in Tribschen zu veranlassen. Das wäre in jener Zeit ein ganz ungewöhnlicher Schritt gewesen, denn Wagner, obgleich vom König Ludwig II. begünstigt, war damals noch nicht an den Höfen von den Fürstinnen und Prinzessinnen acceptiert. Die Großfürstin (eine ehemalige Schülerin unseres Vaters) verlebte im Juli 1869 einen Tag in Basel: mein Bruder, vorher benachrichtigt, hatte sie am Bahnhof empfangen, durch die Stadt geleitet und den Abend im Hotel in angeregter Unterhaltung mit ihr verbracht. Sie war ungewöhnlich musikalisch und verstand deshalb mehr von der Größe Wagners als die damalige öffentliche Meinung.

Wagner lebte in Tribschen mit seiner Familie sehr einsam, unverstanden und weltabgeschieden; ich glaube, in Luzern hatte niemand eine rechte Ahnung von seiner Bedeutung, mit Ausnahme vielleicht eines liebenswürdigen Paares, des Grafen B. und seiner Gemahlin, die durch Familienangelegenheiten veranlaßt, dort eine Zeitlang lebten. Sonst hatten wohl auch die Hoteliers eine dunkle Vorstellung, daß dieser Herr Wagner etwas Merkwürdiges sein müsse: einmal war ein König inkognito in Luzern geblieben, offenbar nur um ihn zu besuchen, und mehrere Male hatten sich sehr vornehm aussehende Herren nach Tribschen begeben, von denen man nachher munkelte, daß es Prinzen und hohe Würdenträger gewesen wären. Unter allen Umständen schien es geraten, jemand mit Ehrfurcht zu behandeln, dem so hoher Besuch zu teil wurde.

Auch Wagner klagte zuweilen bitter über seine Vereinsamung und bezeichnete meinen Bruder nach der „Ein-

zigen“ als seinen besten Trost. Meines Bruders Freunde, Professor Rohde und Freiherr von Gersdorff wurden sehr freundlich aufgenommen. Wagner sagte mir später: „Ihr Bruder ist ein Tribschener und seine Freunde sind meine Freunde“, und bei einer anderen Gelegenheit: „Ihr Bruder und seine Freunde sind eine ganz neue wundervolle Art Mensch, die ich bisher gar nicht für möglich hielt.“

In all den köstlichen Tagen und Stunden weltentrückten Zusammenseins war allmählich eine tiefe und enge Freundschaft zwischen Wagner, Frau Cosima und meinem Bruder entstanden. Man trug alle großen und kleinen Leiden und Freuden getreulich miteinander, man litt gemeinsam unter den verfrühten Aufführungen des „Rheingold“ und der „Walküre“ in München, unter all den indiskreten Veröffentlichungen und boshaften Angriffen gegen den Meister. Man freute sich aber auch von ganzer Seele am Fortschreiten seiner großen Arbeiten: „der Götterdämmerung“, der „Selbstbiographie“. Man nahm den wärmsten Anteil an meines Bruders Antrittsrede und an zwei Vorträgen, die er in Basel vor gemischtem Hörerkreis gehalten hatte und die großes Interesse erregten. Alle drei Reden: „Homer und die klassische Philologie“, „Das griechische Musikdrama“ und „Sokrates und die Tragödie“ wurden in Tribschen mit großem Eifer gelesen und besprochen. Man teilte sich aber auch gegenseitig die einfachen Vorkommnisse des täglichen Lebens mit, vorzüglich die reizenden Geschichten, welche die liebliche, drollige Kinderschar in Tribschen ausführte, und die den Erwachsenen großes Vergnügen bereiteten. Fritz wurde ein wirklicher Kinderfreund, wozu er früher weder Gelegenheit gehabt noch Talent gezeigt hatte. Als das Weihnachtsfest 1869 herankam, besorgte er den größten Teil der Tribschener Geschenke in Basel, nicht nur Dürersche Stiche, Antiquitäten und elegante Kunstsachen für den Haushalt, sondern auch Puppen, Puppentheater und

anderes Kinderspielzeug. Frau Cosima äußert sich immer ganz beschämt, wenn sie mit neuen Bitten kommt, und behauptet, der Meister wäre entrüstet, daß sie meinen Bruder mit solchen Dingen quäle; sie findet den Mut zu ihren Bitten allein dadurch, daß sie ganz zu vergessen sucht, daß er Professor, Doktor und Philologe sei, und sich nur seiner 25 Jahre erinnert. Im übrigen machte sie es ihm, mit Rücksicht auf sein unpraktisches Wesen, recht bequem: er sollte in den Läden nur Zettel mit den ausführlichen Beschreibungen abgeben. Aber so leicht nahm Fritz seine Aufgabe nicht, er warf nicht nur prüfende Blicke auf die Kunstgegenstände, Bücher und anderen Sachen, die er verstand, sondern auch auf das ihm so fernliegende Kinderspielzeug. Er hat zum Beispiel bei den Figuren des Puppentheaters auszusetzen, daß der König zu wenig echt aussehe, und der Teufel nicht so schwarz sei, als es wünschenswert wäre; auch entwickelt er eine eigene Meinung über das Gewand eines Weihnachtsengels, das er in Basel nicht ganz dem im Himmel vorgeschriebenen Brauch entsprechend fand und deshalb aus Paris verschrieb.

Er verlebte die Weihnachtsfeste 1869 und 1870 auf die glücklichste Weise in Tribschen. Das alte, trauliche Landhaus verwandelte sich in den Festtagen immer in ein liebliches Weihnachtsmärchen, in dem die beseligten Kinder mit Wonne und die Erwachsenen mit rührender Wehmut Raum und Zeit vergaßen. Man beschenkte sich gegenseitig mit allerhand Schönem und Sinnigem und was dem Herzen besonders wertvoll war. Zum Beispiel erhielt mein Bruder von Frau Cosima eine schöne Ausgabe des Montaigne in groß Oktav. Er selbst besaß seit Jahren schon eine vorzügliche alte deutsche Übersetzung davon. Da er von mir La Rochefoucauld, Vauvenargues und La Bruyère erhielt, so hatte er schon damals die meisten seiner moralistischen Lieblingsschriftsteller in guten Ausgaben beieinander; Stendhal's Promenades dans Rome kamen erst später dazu. Er fand

dieses Buch ganz zufällig bei einem Antiquar. Merkwürdigerweise war dieser Autor Wagner und seinem Kreis unbekannt.

Mit ungleich wichtigeren Angelegenheiten als Weihnachtseinkäufen wurde Fritz vom Meister betraut: Wagner schrieb damals an seiner Selbstbiographie, die als Manuskript in 12 Exemplaren gedruckt werden sollte. Er legte die ganze Angelegenheit vertrauensvoll in die Hände meines Bruders, der in Basel den Druck vermittelte. Im Anfang las Fritz sogar alle Korrekturen mit, allmählich aber fand Wagner, daß er ihm bei seiner sonstigen großen Arbeitslast zu viel zumute, und besorgte die Korrekturen allein. Nach wie vor blieb aber meinem Bruder die Einsicht in das Manuskript und die Druckbogen gestattet.

Weihnachten 1869 war die „Homerrede" bei demselben Buchdrucker als Manuskript gedruckt worden, später, im Jahre 1871 wurde ebendort der schon erwähnte Vortrag „Sokrates und die griechische Tragödie" gedruckt. Das Manuskript desselben hatte er bereits im Februar 1870 nach Tribschen geschickt. Dieser Vortrag erregte bei Wagners eine ziemliche Aufregung. Mein Bruder entwickelte darin zum ersten Male etwas ausführlicher und präciser als im Gespräch seine Gedanken über die Vernichtung der alten dionysischen Tragödie durch den rationalistischen Geist des Sokrates und Euripides. Der Meister teilte ihm mit, daß er nach der Vorlesung lange Zeit gebraucht habe, um die Freundin zu beruhigen.

„Ich — für meine Person — rufe Ihnen zwar zu: So ist es! Sie haben das Rechte getroffen und den eigentlichen Punkt auf das schärfste genau bezeichnet, so daß ich nicht anders als verwunderungsvoll Ihrer ferneren Entwicklung, zur Überzeugung des gemeinen dogmatischen Vorurteils, entgegensehe. — Doch habe ich Sorge um Sie und wünsche von ganzem Herzen, daß Sie sich nicht den Hals

brechen sollen. Deshalb möchte ich Ihnen raten, diese sehr unglaublichen Ansichten nicht mehr in kurzen, durch fatale Rücksichten auf leichten Effekt es absehenden Abhandlungen zu berühren, sondern, wenn Sie so tief — wie ich es erkenne — davon durchdrungen sind, sich zu einer größeren, umfassenderen Arbeit darüber sammelten. Dann werden Sie gewiß auch das richtige Wort für die göttlichen Irrtümer des Sokrates und Platon finden, welche so überwältigend schöpferischer Natur waren, daß wir, obwohl uns von ihnen bekehrend, sie doch anbeten müssen. O Freund! Wo die hymnischen Worte hernehmen, wenn wir aus unsrer Welt auf jene unbegreiflich harmonischen Wesen blicken! Und wie hoch dann wieder von uns selbst denken und hoffen, wenn wir tief und klar fühlen, daß wir etwas können, sollen und müssen, was jenen versagt war!"

Bei dem obigen Rat wird mein Bruder wohl ein wenig, wenn auch in aller Ehrfurcht, gelächelt haben, denn schon seit Jahren „gärten in ihm eine Fülle von ästhetischen Problemen und Antworten", und er hatte die Gelegenheit öffentlicher Reden nur benutzt, um kleine Teile der Gesamtanschauung auszuarbeiten, die in einem großen Buch über die Griechen dargestellt werden sollte. Man läßt sich aber gern zu etwas nötigen, man freut sich eines Anstoßes von außen, wenn man noch zögernd vor der Ausführung des Werkes steht. Es ist sehr bezeichnend, daß Wagner, trotz des innigen Verkehrs mit meinem Bruder, sich dem Irrtum hingeben konnte, als ob die kleinen Vorträge gewissermaßen nur erste Aperçus wären, daß er nicht begriff, wie sie nur das kleine Stück eines Gesamtergebnisses sein konnten, das durch jahrelange Studien und viele verborgene Gedankenarbeit vorbereitet sein müßte. Auf ähnliche Irrtümer sind später auch andere Leute verfallen, da mein Bruder, so beredt er im täglichen Verkehr war, selbst seinen Freunden gegenüber mit seinen großen neuen Gedanken und Plänen erst hervortrat, wenn

sie in der Stille reif geworden waren. Ob er sich, auf den Vorschlag Wagners hin: seine neuen Ideen zu einem Buche zu vereinigen, über seine innersten Pläne ausgesprochen hat oder ob er es noch zu früh fand, kann ich leider nicht mehr feststellen, da die meisten seiner Briefe an Wagner verloren zu sein scheinen. Wahrscheinlich hat er sich, ganz im Sinne der Freundschaft jener Zeit, für den liebevollen Rat in zartester Weise dankbar ausgesprochen.

Übrigens hatte das Erstaunen und die Freude über die Neuheit und Kühnheit der Gedanken in meines Bruders Schriftchen eine erfreuliche Rückwirkung; Frau Cosima schreibt: „Ihre Sendung und die Beschäftigung damit bezeichnet eine Wendung der Stimmung auf Tribschen. Wir waren so trübgemut, daß wir selbst nichts mehr abends lasen; die Wallfahrt, die wir durch Sie zu den schönsten Zeiten der Menschheit unternehmen mußten, hat so wohltätig auf uns gewirkt, daß am andren Morgen der Meister seinen Siegfried mit Begleitung der keckſten und übermütigsten Violinfigur auf dem Rhein sein heiteres Thema blasen läßt, welches vernehmend die Rheintöchter freudig hoffend breit und stark ihr Motiv erklingen lassen. (Ouverture zu der Götterdämmerung, nach Brünnhildens und Siegfrieds Abschied.)“ — Dieser gegenseitig erfrischende Einfluß, diese Wechselwirkung zweier großer Geister aufeinander, welche sie beide mit so hohen Hoffnungen für die Zukunft erfüllte, ist gewiß das erhebendste und rührendste Zeugnis der innigen Freundschaft in der Tribschener Zeit.

Wagners fanden Tribschen im Winter fast noch traulicher als im Sommer; ich selbst habe es nur im entzückendsten Frühlings- und Sommerschmuck gesehen. Das erste Mal Ende Juli 1870: ich war bei Basler Freunden in ihrem Luzerner Landhaus, über dem See Tribschen gerade gegenüber, zu Besuch und wurde, um Wagner vor-

gestellt zu werden, in einem kleinen Nachen von meinem Bruder und Hans Richter geholt und über den See gerudert. Das zweite Mal im Frühjahr 1871 lernte ich Tribschen näher kennen, da ich mit meinem Bruder mehrere Tage dort wohnte.

Das ganze Tribschen mit seinen Bewohnern war ein bezauberndes Idyll; das ideale Paar an der Spitze, die bildhübschen Kinder mit ihrer reichen Erfindungsgabe in drolligen Einfällen und Spielen, der biedere Diener Jacob, der bei dem üblichen Abschiedshändedruck sich jedesmal erst ein bißchen wehrte, treuherzig versichernd: „Herr Professor, ich tue es gern", das alte winklige Haus, das sich mit seinen einfachen Garten- und Parkanlagen schlicht und natürlich in die herrliche Landschaft einfügte — alles war so harmonisch und doch so exzeptionell. Das Landhaus selbst war nicht in dem dazugehörigen Stil eingerichtet, sondern in dem Geschmack eines Pariser Meubleurs, der mit rosa Atlas und Amoretten eine recht unerfreuliche Verschwendung getrieben hatte, sodaß mir von der Inneneinrichtung des alten einfachen Hauses eine unerquickliche Erinnerung zurückgeblieben ist. Aber die Menschen und die Landschaft versöhnten mit dieser wunderlichen Einrichtung und ließen sie malerisch erscheinen.

Ich erinnere mich noch des letzten Abends, den ich dort verlebte: die Sonne war am Untergehen, aber schon stand der Mond voll und klar über dem leuchtenden Schneefeld des Titlis; wie nun allmählich die Sonnenbeleuchtung in das bleiche Licht des Mondes überging, wie der See und die so malerisch geformten, scharf umrissenen Berge immer zarter, duftiger und durchsichtiger wurden, sich gleichsam immer mehr vergeistigten, da stockte unser lebhaftes Gespräch, und wir versanken alle in ein träumerisches Schweigen.

Wir vier (eigentlich fünf) wandelten auf dem sogenannten Räuberweg, dicht am See, voran Frau Cosima

und mein Bruder, Cosima in einem rosa Kaschmir-Gewand mit breiten echten Spitzenaufschlägen, die bis zum Saum des Kleides hinabgingen, am Arm hing ihr ein großer Florentinerhut mit einem Kranz von rosa Rosen, hinter ihr schritt würdig und schwerfällig der riesige kohlschwarze Neufundländer Ruß, dann folgte Wagner und ich, Wagner in niederländischem Malerkostüm: schwarzer Samtrock, schwarze Atlaskniehosen, schwarzseidene Strümpfe, eine lichtblaue Atlaskrawatte reich gefältelt, mit feinen Leinen und Spitzen dazwischen, das Künstlerbarett auf den damals noch üppigen braunen Haaren. Ich sehe noch deutlich, wie das Licht durch die Bäume auf die verschiedenen Gestalten fiel, wie wir schweigend dahinwandelten und über den silberglänzenden See hinausschauten; wir lauschten dem sanften Rauschen der anschlagenden Wellen, und jedem klang wohl aus dieser süßen eintönigen Melodie, wie aus dem Schall des Zauberhorns, das Lied seiner eigenen Gedanken entgegen.

Das Ziel unserer Wanderung war die Einsiedelei, ein Rindenhäuschen, das auf dem höchsten Punkt des Besitztums lag und in dem fast tageshellen Mondenlicht einen köstlichen Blick weit über den See hinweg und die ihn umgebende Gebirgskette bot. — Allmählich wurde der Bann des Schweigens gebrochen; Wagner, Cosima und mein Bruder begannen zu reden von der Tragödie des menschlichen Lebens, von den Griechen, den Deutschen, von Plänen und Wünschen. Niemals, weder vorher oder nachher, habe ich in der Unterhaltung drei so verschiedener Menschen einen gleichen wundervollen Zusammenklang wiedergefunden; jeder hatte seine eigene Note, sein eigenes Thema und betonte es mit aller Kraft, und doch, welch prachtvolle Harmonie! Jede dieser eigenartigen Naturen war auf ihrer Höhe, leuchtete in ihrem eigenen Glanze, und doch verdunkelte keiner den andern.

Cosima schrieb damals an meinen Bruder: „und indem

ich unser friedseliges, durch des Meisters Genius wohl erhaben zu nennendes Leben betrachte, und dabei wohl empfinde, daß die vorangegangenen Leiden unauslöschlich in die Seele eingeprägt sind, sage ich mir, daß das höchste Glück auf Erden eine Vision ist, und daß diese Vision uns Armen zuteil wurde."

Ja, Tribschen war eine Insel der Seligen, und wer es gekannt hat, gedenkt seiner in inniger Sehnsucht. Noch im Jahr 1888, kurz vor seiner Erkrankung, schreibt mein Bruder im Ecce homo: „Hier, wo ich von den Erholungen meines Lebens rede, habe ich ein Wort nötig, um meine Dankbarkeit für das auszudrücken, was mich in ihm bei weitem am tiefsten und herzlichsten erholt hat. Dies ist ohne allen Zweifel der intimere Verkehr mit Richard Wagner gewesen. Ich lasse den Rest meiner menschlichen Beziehungen billig; ich möchte um keinen Preis die Tage von Tribschen aus meinem Leben weggeben, Tage des Vertrauens, der Heiterkeit, der sublimen Zufälle, — der tiefen Augenblicke ... Ich weiß nicht, was andre mit Wagner erlebt haben: über unsern Himmel ist nie eine Wolke hinweggegangen." —

Siebzehntes Kapitel.

Amt und Kriegszeiten (1870–71).

Das Amt nahm meinen Bruder sehr in Anspruch, denn er machte es sich nicht leicht; er bot sich sogar leidenden Lehrern am Pädagogium zur Vertretung an und gab unbemittelten Studenten, die noch nicht die richtige Vorbildung zum Examen hatten, unentgeltlich Privatstunden. Professor R. Eucken, der Anfang der siebziger Jahre in Basel sein Kollege war, schildert übrigens meinen Bruder als den liebenswürdigsten Examinator, der ihm je begegnet sei. Eifrig war er bemüht, für seine Schüler und sich selbst aus den Kollegien und Lehrstunden den besten Nutzen zu ziehen. Er schreibt darüber Anfang Juni 1869 an Rohde: „Hier nun in Basel ... ist alles im besten Zuge. Kollegien alle Morgen um 7 Uhr (über Äschylus Choephoren und Geschichte der griechischen Lyrik), alle Montag Seminar.“ Und später schreibt er: „Ich bin mit meiner akademischen Stellung zufrieden. Die Studenten haben Zutrauen zu mir, und ich suche sie bestens zu beraten, nicht bloß in philologicis. Übrigens habe ich jetzt schon das Vergnügen, daß Michaeli drei meiner bisherigen Zuhörer auf meinen Rat nach Leipzig gehen; dazu gerade die besten. — Für meine Vorlesungen in den nächsten Jahren habe ich mir einen Plan gemacht: ich lese alles das, was ich genauer lernen will und lernen muß. Offenbar profitiere ich dabei am meisten. Meine Choephoren und das Lyrikerkolleg geraten zu meiner Freude recht produktiv, und jedenfalls besser, als ich voraussehen

konnte. Das nächste Semester lese ich Geschichte der vorplatonischen Philosophen und lateinische Grammatik, im Seminar Hesiods ἔργα."

Über den griechischen Unterricht schreibt er: „Ich lese am Pädagogium mit einer verständigen Klasse Plato und führe die glücklichen Bengels an milder Hand auf die philosophischen Fragen hin: d. h. nur, um ihnen Appetit zu machen. Auch habe ich zu meiner Beschwerde, doch zum erheblichen Nutzen der grammatischen Kenntnisse das griechische Extemporale eingeführt." Das hat er auch bis Ende 1875 fortgesetzt.

Ob mein Bruder ein guter Lehrer gewesen ist, kann ich nicht beurteilen, die „Frankfurter Zeitung" brachte aber kürzlich von einem seiner ehemaligen Schüler in Basel folgende hübsche Schilderung über seinen griechischen Unterricht: „Nietzsche las mit uns Unterprimanern lyrische Anthologie und die Philosophen. Die innere Freiheit und Überlegenheit seiner Natur, dazu der Umgang mit den reiferen Studenten und auch wohl seine eigene Erziehung in Schulpforta hatten zur Folge, daß der junge Professor die Grenzen seines Schulprogrammes ungewöhnlich weit steckte und von uns eine selbständige Behandlung und Beherrschung der gestellten Aufgaben erwartete. Mitunter waren wir jugendlichen, philosophisch ungeschulten Köpfe nicht mehr imstande, den Gedankengängen des mühsam übersetzten Textes und seines kongenialen Interpreten zu folgen, zumal da unsere Klasse durch ein vorhergegangenes Provisorium ohnehin im griechischen Unterricht zurückgeblieben war. Aber die starke und lautere Persönlichkeit unseres Lehrers, dessen überragende geistige Bedeutung wir sehr wohl herausfühlten, ließ uns niemals den Mut verlieren. Sein strenger Gerechtigkeitssinn unterschied genau zwischen den Grenzen des guten Willens und der trägen Nachlässigkeit, und keines der beliebten Schulmanöver verfing bei ihm. So entsinne ich mich, wie einer

von uns (er waltet heute als wohlbestallter Seminardirektor seines Amtes), schlecht präpariert und kurz vor Stundenschluß aufgerufen, in scheinbarem Eifer so lange den zu übersetzenden griechischen Text las, bis das Glockenzeichen ertönte. Er las vorsichtshalber noch einen Satz und brach dann zuversichtlich ab. Nietzsche rührte sich nicht. Unserm Primaner trat der Angstschweiß auf die Stirn. Stotternd brachte er hervor: „Herr Professor, Sie haben vielleicht das Läuten übersehen?“ Nietzsche sah ihn einen Augenblick starr an, dann — ohne eine Miene zu verziehen — korrigierte er: „Sie wollen sagen: überhört,“ und verließ das Klassenzimmer. Am nächsten Tage begann er den Unterricht, zu demselben Schüler gewandt: „Also, übersetzen Sie.“ — Während Nietzsches Unterricht herrschte in unserer Klasse stets eine musterhafte Disziplin, die selbst auf die vorhergehende und nachfolgende Zwischenpause übergriff. Obwohl wir nie ein Wort des Tadels oder Unmuts von unserm Lehrer zu hören bekamen, so hatten wir doch einen unbegrenzten Respekt vor ihm. Er hatte eine für den Betroffenen unglaublich peinliche und beschämende Art, in steinerner Ruhe den schlecht präparierten Schüler seiner gestotterten und gestammelten Blamage zu überlassen und, nach einer kurzen, atembeklemmenden Pause, mit einem knappen „So“ oder „Soviel“ einen ironischen Schlußpunkt darunter zu setzen. Das war der schärfste Ausdruck seines Tadels — gleichwie sein Lob niemals über ein kurzes, halblautes „Gut“ hinausging. Aber was hätte nicht mancher von uns, der sonst durchaus nicht zu den Strebern zählte, um diese drei Buchstaben gegeben! So schwere Stunden uns Nietzsche auch bereitete, so empfanden wir es anderseits doch als eine Auszeichnung, daß er unserer Intelligenz soviel zutraute, und hatten das feine Gefühl der Jugend für den Zwang, den sein hochfliegender Geist sich unsertwegen antat. Wir teilten die schwärmerische Verehrung der Studenten für ihren Professor, der nur wenig älter

als sie selber war, wir lasen alles, was von ihm erschien, und wurden mitgerissen in den Rausch seines Wagner-Enthusiasmus, der damals gerade an der „Geburt der Tragödie" schuf. Auffallend durch den Adel seiner Erscheinung, bestechend durch die Liebenswürdigkeit seines Umganges, den Besten, wie Jakob Burckhardt und Richard Wagner — der in Tribschen wohnte — auch örtlich nahe, stand der junge Feuerkopf frühzeitig auf seiner Lebenshöhe."

Kaum ein Jahr nach seiner Berufung nach Basel, im März 1870, machte man ihn schon zum ordentlichen Professor. Alle Freunde und Verwandte fanden seine Karriere merkwürdig schnell: mit 25½ Jahren ordentlicher Universitätsprofessor! Es war wirklich wunderbar! — Allmählich fühlte er sich in Basel auch heimischer, die Klagen über die Vereinsamung hörten auf, und Basel wurde mit allerhand freundlichen Lobsprüchen bedacht. Man kam ihm auch von allen Seiten auf das liebenswürdigste entgegen; besonders zeigten ihm seine Kollegen, die sämtlich so viel älter waren als er, beständig ihre Anerkennung und Wertschätzung. Das tat dem jugendlichen Professor sehr gut, und mit warmer Dankbarkeit gab er Verehrung und Wertschätzung zurück. Immer sprach er von ihnen als seinen „ausgezeichneten Kollegen" und freute sich ihrer Berühmtheit. Besonderen Akzent legte er auf seinen Verkehr mit dem Kunsthistoriker Jakob Burckhardt und betrachtete es als ein außerordentliches Glück, ihn persönlich kennen gelernt zu haben und ihm nahe gekommen zu sein. Bereits nach achtwöchentlichem Aufenthalt in Basel konnte der junge Professor schreiben: „Nähere Beziehungen habe ich von vornherein zu dem geistvollen Sonderling Jakob Burckhardt bekommen; worüber ich mich aufrichtig freue, da wir eine wunderbare Kongruenz unsrer ästhetischen Paradoxien entdecken." Die nähere Bekanntschaft vermittelte der eigentümliche Umstand, daß beide ihr Amt nicht bloß zu Vorträgen an der Universität, sondern auch

zu sechsstündigem Unterricht in der obersten Klasse des Pädagogiums verpflichtete: eine Einrichtung, die noch aus der Zeit stammte, da diese Klasse unmittelbar an die Basler Universität angegliedert war. Während der Pausen zwischen den Stunden am Pädagogium und den Universitätsvorlesungen ergingen sich beide gern in dem herrlichen Kreuzgang am Münster, das ganz in der Nähe jener zwei Unterrichtsstätten liegt. Beim gemeinschaftlichen Auf- und Niederwandeln entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch, bald ernst, bald heiter (denn oft ertönte auch fröhliches Lachen), und im vertraulichen Gedankenaustausch ergab sich immer stärker jene „wunderbare Kongruenz" nicht nur in ästhetischen, sondern auch in wissenschaftlichen und erziehlichen Fragen bis zu den höchsten Problemen hinauf.

Mein Bruder gehörte zu den begeistertsten Verehrern von Burckhardts Kolleg über griechische Kulturgeschichte, er versuchte auch, leider nicht ganz regelmäßig, ein Semester lang diesen Vorlesungen, die auch sonst von vielen älteren Basler Herren besucht wurden, beizuwohnen. Von der Wirkung dieser und anderer Vorträge Burckhardts behauptete mein Bruder: „Daß man es jedem gebildeten Basler anmerke, daß er in der Stadt Jakob Burckhardts geboren sei."

Bei diesem freundlichen Verhältnis zu Burckhardt darf man aber nicht vergessen, daß mein Bruder durch eine Differenz des Alters von 26 Jahren von ihm getrennt war und daß er ihn deshalb auch mehr als einen verehrten Lehrer, denn als einen gleichberechtigten Freund betrachtete. Es fehlte ihm also trotzdem der vertrauliche Gedankenaustausch für alle seine persönlichen Empfindungen, z. B. auch Basel und den Baslern gegenüber. Deshalb war auch unsrer lieben Mutter und mein Besuch in Basel, Frühling 1870, von ihm sehr ersehnt.

Ostern 1870 reisten wir drei nach dem Genfer See, wo wir in der Pension Ketterer in Clarens-au-Basset wunder-

volle Frühlingstage verlebten. Meine Mutter und ich blieben dann einige Wochen in Basel, um mit Fritz und Freund Erwin die Pfingstferien im Berner Oberland und am Vierwaldstätter See zuzubringen. Es war eine wirkliche Vergnügungsreise mit schönem Wetter und jugendlichem Frohsinn, den ich noch jetzt aus den erhaltenen lustigen Knittelversen meines Bruders entgegenlachen sehe. Einer davon, an der Station Scherzligen gemacht, charakterisiert die Stimmung des ganzen fröhlichen Ausflugs:

„Herzlicher Scherz
Entfleußt dem scherzlichen Herz."

Mitte Juni reiste unsere Mutter nach Deutschland zu einer erkrankten Schwester zurück; auf den dringenden Wunsch meines Bruders blieb ich noch in Basel, ohne zu ahnen, welche großen Ereignisse unsere schönen Sommer- und Reisepläne zerstören könnten. Am 19. Juli wurde der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich erklärt, und von dem Tage an herrschte in Basel eine unglaubliche Verwirrung: von allen Seiten strömten deutsche und französische Reisende, zur Armee Einberufene, der Heimat zu. Ein Nachtquartier in Basel zu bekommen, schien eine Woche lang für den größten Teil der Fremden unmöglich. Die Bahnhofshallen blieben alle Nächte hindurch dicht gefüllt, und Leute, die es in der Stickluft nicht aushalten konnten, mieteten sich für die ganze Nacht Droschken. Mein Bruder schloß schmerzlich bewegt einen Brief an unsere Mutter: „Wir haben so heiter noch in der Abendröte des Friedens gelebt. Nun bricht das gräßlichste Ungewitter aus. (Endlich auch bin ich betrübten Mutes, Schweizer zu sein! Es gilt unsrer Kultur! Und da gibt es kein Opfer, das groß genug wäre! Dieser fluchwürdige französische Tiger)."

Ja, er war sehr betrübt, aber es half nichts, er konnte als Soldat nicht mitziehen, denn vor Annahme der Basler Professur hatte er sich expatriieren lassen müssen. Um sich

zu tröſten und von den Folgen einer ſtarken Fußverrenkung zu erholen, beſchloß er nach dem Axenſtein zu gehen; ich mußte ihn begleiten. Es war in jener Zeit faſt unmöglich, ein junges Mädchen in die Verwirrung deutſcher Eiſenbahnen zu ſchicken. Alle Züge wurden für Truppen requiriert, und es war nur ein glücklicher Zufall, wenn man weiter befördert wurde. Von dem herrlichen Axenſtein wanderten wir dann mit einem Landſchaftsmaler Moſengel in das Maderanertal, das uns von verſchiedenen Seiten ſehr lebhaft gerühmt worden war; der lahme verrenkte Fuß meines Bruders war inzwiſchen wieder ganz hergeſtellt.

Fritz ſchrieb in jenem weltentrückten Gebirgstal eine Abhandlung über „die dionyſiſche Weltanſchauung“, und ich erinnere mich noch, daß, als er ſie mir vorlas, einige Kanonenſchläge ihn plötzlich unterbrachen. „Was iſt los?“ riefen die von allen Seiten herbeiſtürzenden Sommergäſte. Der Wirt der Penſion, ein Arzt, der früher in Deutſchland ſtudiert hatte, verurſachte aus Sympathie für ſeine deutſchen Gäſte dieſes Getöſe, hißte eine Flagge auf und rief: „Große, herrliche Siege der Deutſchen!“ Eine Depeſche war endlich auch in unſere Einſamkeit gedrungen und verkündete „Weißenburg und Wörth“ — aber ſie ſprach auch von „ungeheuren Verluſten“. Mein Bruder war ganz bleich geworden. Er wandelte darauf mit dem Maler Moſengel, der ein Hamburger war, längere Zeit auf und nieder und kam dann feierlich zu mir. Mir ahnte, was kommen würde, ich hatte ſchon Tränen in den Augen. „Was würdeſt Du jetzt tun, Lisbeth, wenn Du ein Mann wäreſt?“ „Natürlich ginge ich mit in den Krieg, es käme ja auch gar nicht auf mich an, aber Du Fritz!“ — und ich ſchluchzte, faſſungslos. Er ſetzte mir nun auseinander, daß es jedenfalls ſeine Pflicht geböte, den Verſuch zu machen, als Soldat mit in den Krieg zu gehen: würde ihm das von ſeiten der neutralen Schweiz nicht geſtattet,

ſo wollte er mit Moſengel wenigſtens als Krankenpfleger nach dem Kriegsſchauplatz ziehen. Wir reiſten darauf ſchnell nach Baſel, mein Bruder hatte ſchon vorher an die Erziehungsbehörde zu Händen von Herrn Ratsherrn Viſcher ein Geſuch gerichtet, von dem nur ein Entwurf erhalten iſt:

„In der gegenwärtigen Lage Deutſchlands kann Ihnen mein Entſchluß nicht unerwartet ſein, daß auch ich meinen Pflichten gegen mein Vaterland zu genügen ſuche. In dieſer Abſicht wende ich mich an Sie, um mir durch Ihre Fürſprache bei der wohllöblichen Erziehungsbehörde Urlaub für die letzten Wochen des Sommerſemeſters zu erbitten. Mein Befinden iſt jetzt derart gekräftigt, daß ich ohne jede Bedenklichkeit als Soldat oder Krankenpfleger mich nützlich machen kann. Daß ich aber auch das geringe Scherflein meiner perſönlichen Leiſtungsfähigkeit in den Opferkaſten des Vaterlandes werfen möchte, das wird niemand ſo natürlich und billigenswert finden, als gerade eine Schweizeriſche Erziehungsbehörde. Wenn ich auch mir wohl bewußt bin, welcher Kreis von Pflichten in Baſel von mir auszufüllen iſt, ſo könnte ich mich — bei dem ungeheuren Ruf Deutſchlands, daß jeder ſeine deutſche Pflicht tue — nur durch peinlichen Zwang und ohne wirklichen Wert in ihrem Banne feſthalten laſſen. Und ich wollte den Schweizer ſehen, der ſich in ähnlicher Lage überhaupt feſthalten ließe . . .“ (Dieſer letzte Satz iſt im Entwurf durchgeſtrichen.)

Der erbetene Urlaub wurde ihm bewilligt, aber nur für Krankenpflegerdienſte; er wäre viel lieber als Krieger mitgegangen. Wir reiſten am 12. Auguſt nach Lindau, trafen dort den befreundeten Maler Moſengel und fuhren am folgenden Tag nach Erlangen, wo ſich die beiden in der Krankenpflege ausbilden laſſen wollten. Eine Notiz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung hatte meinen Bruder und ſeinen Freund auf Erlangen aufmerkſam ge-

macht. Die Fahrt von Lindau nach dieser Stadt ist mir unvergeßlich geblieben: Fritz war prachtvoll, strahlend von Gesundheit, überströmend von Geist und Tatenlust. Eigentlich befand er sich in der richtigen Rekrutenstimmung, die sich von geistiger Anmut verklärt, auf die liebenswürdigste Weise zeigte. Wir sangen sogar; aber keines der gewöhnlichen Kriegslieder, sondern ein Lied, das mein Bruder soeben im Coupé in einer Zeitschriftnummer gefunden und sogleich komponiert hatte.

Schließlich gerieten wir alle drei in eine so gesteigerte übermütige Stimmung, daß wir Tränen lachten; wir schämten uns schrecklich und fanden es so unpassend, dem Ernst der Situation so unangemessen; jedesmal, wenn der Zug hielt, und das geschah oft, denn wir fuhren kreuz und quer, gab einer das Kommando: „Ernsthaft" und wir saßen dann steif und feierlich wie Götzenbilder, aber sobald der Zug wieder in Bewegung geriet, brach die Heiterkeit von neuem hervor. Ach! Jugend, Gesundheit, Tatenlust und der Blick auf bevorstehende Gefahren sind Ingredienzen, aus denen sich nur zu leicht Übermut entwickelt, am heftigsten, wenn er sich eigentlich nicht ziemt. Doch gab es dazwischen ein Erlebnis, das uns von selbst ernst machte und tief ergriff. Der Zug hielt längere Zeit vor Ulm, und wir sahen einen Trupp Soldaten, offenbar eingezogene Landwehrleute, der Stadt zustreben. Ernst und entschlossen sangen sie mit tiefen männlichen Stimmen: „Eine feste Burg ist unser Gott". Da empfanden wir deutlich, daß diese Leute trotz Not und Tod, dem sie entgegengingen, die feste Zuversicht mit sich trugen: „Das Reich muß uns doch bleiben".

Aber in Erlangen begann dann wirklich der bittere und traurige Lebensernst. Schon einige Stationen vorher hatten wir gemerkt, daß unserm Zuge in Nördlingen mehrere Wagen Verwundeter angehängt wurden. Als nun in Erlangen auf Tragen und Bahren Verwundete,

ja Sterbende aus den Wagen herausgetragen wurden, da fühlten wir uns ganz vernichtet, kurz vorher im Gefühl froher Lebenskraft solche kindischen Späße gemacht zu haben.

In Erlangen ließ sich mein Bruder im Verein für Felddiakonie von dortigen Universitätskollegen medizinisch und chirurgisch ausbilden. Er stellte sich sehr geschickt dabei an und war ebenso eifrig als gewissenhaft, so daß man ihm nach drei Tagen schon die spezielle Behandlung von zwei Preußen und zwei Turkos übertrug. Sehr hübsch hat ein Freiburger Professor der Philosophie in seinen Vorträgen über Nietzsche gesagt: „Selbstverständlich machte er seine Sache vorzüglich, denn er war viel zu stolz, um irgendetwas nicht sehr gut zu machen." Nach seiner Ausbildung als Pfleger wurde er von dem genannten Verein als Vertrauensperson und Führer einer Sanitätskolonne nach dem Kriegsschauplatze geschickt. Es wurden ihm größere Summen anvertraut und eine Fülle persönlicher Aufträge mitgegeben, so daß er von Lazarett zu Lazarett, von Ambulanz zu Ambulanz über Schlachtfelder hinweg seinen Weg suchen mußte, sich nur unterbrechend, um Verwundeten und Sterbenden Hilfe zu leisten und ihre letzten Grüße in Empfang zu nehmen. Was das mitfühlende Herz meines Bruders in jener Zeit gelitten hat, ist nicht zu beschreiben; noch monatelang hörte er das Stöhnen und den klagenden Jammerschrei der armen Verwundeten. Es war ihm in den ersten Jahren fast unmöglich, darüber zu sprechen, und als sich Rohde einmal in meiner Gegenwart darüber beklagte, daß er wenig von des Freundes Erlebnissen als Krankenpfleger gehört habe, brach mein Bruder mit dem schmerzlichen Ausdruck in jene Worte aus: „Davon kann man nicht sprechen, das ist unmöglich, man muß diese Erinnerungen zu verbannen suchen!" Erst viele Jahre später, als sich manche seiner Ansichten gewandelt hatten, erzählte er mir bei einem Spaziergang in Naumburgs Umgebung, wie er eines Abends nach solchen entsetzlichen Wanderungen

„das Herz von Mitleid fast gebrochen", in eine kleine Stadt gekommen sei, durch welche eine Heerstraße führte. Als er um eine Steinmauer biegt und einige Schritte vorwärts geht, hört er plötzlich ein Brausen und Donnern und ein wundervolles Reiterregiment, prachtvoll als Ausdruck des Mutes und Übermutes eines Volkes, flog wie eine leuchtende Wetterwolke an ihm vorüber. Der Lärm und Donner wird stärker, und es folgt seine geliebte Feldartillerie im schnellsten Tempo — ach, wie es ihn schmerzte, sich nicht auf ein Pferd werfen zu können, sondern tatenlos an dieser Mauer stehen zu müssen! Zuletzt kam das Fußvolk im Laufschritt! Die Augen blitzten, der gleichmäßige Tritt klang wie wuchtige Hammerschläge auf den harten Boden. Und als dieser ganze Zug an ihm vorüberstürmte, der Schlacht, dem Tode entgegen, so wundervoll in seiner Lebenskraft, in seinem Kampfesmut, so vollständig der Ausdruck einer Rasse, die siegen, herrschen oder untergehen will — „da fühlte ich zum ersten Male, meine Schwester, daß der stärkste und höchste Wille zum Leben nicht in einem elenden Ringen ums Dasein zum Ausdruck kommt, sondern als Wille zum Kampf, als Wille zur Macht und Übermacht!" „Aber," fuhr er nach einer Weile fort, „ich fühlte auch, wie gut es ist, daß Wodan den Feldherrn ein hartes Herz in den Busen legt, wie könnten sie sonst die ungeheure Verantwortung tragen, Tausende in den Tod zu schicken, um ihr Volk und damit sich selbst zur Herrschaft zu bringen."

Meinem Bruder hatte aber Wodan kein hartes Herz in die Brust gelegt, und deshalb versuchte Richard Wagner schon vorher mit allen Kräften, ihn von seiner Teilnahme an den Kriegsabenteuern zurückzuhalten. Er behauptete, daß meines Bruders tiefempfindende Seele den Anblick einer so entsetzlichen Wirklichkeit schwer ertragen werde. Am 13. September schildert mein Bruder nun „dem lieben und verehrten Meister", wie schnell und wodurch er nach

vier Wochen von dem Samariterdienſt auf den Schlachtfeldern hinweggeſcheucht wurde: „Meine Hilfstätigkeit hat einen einſtweiligen Abſchluß gefunden, leider durch Krankheit. Meine mannigfachen Aufträge und Verpflichtungen führten mich bis in die Nähe von Metz; es wurde mir und meinem ſehr bewährten Freunde Mosengel möglich, den größten Teil unſerer Aufgaben mit Glück zu erledigen. In Ars sur Moselle übernahmen wir die Pflege von Verwundeten und kehrten dann mit dieſen nach Deutſchland zurück. Dieſes dreitägige und dreinächtige Zuſammenſein mit Schwerverwundeten war der Höhepunkt unſrer Anſtrengungen. Ich hatte einen elenden Viehwagen, in dem 6 Schwerleidende lagen, allein während jener Zeit zu beſorgen, zu verbinden, zu verpflegen uſw. Alle mit zerſchoſſenen Knochen, mehrere mit 4 Wunden, dazu konſtatierte ich bei zweien noch Wunddiphtheritis. Daß ich es in dieſen Peſtdünſten aushielt, ſelbſt zu ſchlafen und zu eſſen vermochte, erſcheint mir jetzt wie ein Zauberwerk. Kaum aber hatte ich meinen Transport in ein Karlsruher Lazarett abgeliefert, ſtellten ſich auch bei mir ernſtliche Zeichen von Unwohlſein ein. Mit Mühe kam ich nach Erlangen, um meinem Verein über Verſchiedenes Bericht zu erſtatten. Dann legte ich mich zu Bett und liege bis jetzt. Ein ſehr tüchtiger Arzt erkannte als mein Leiden einmal eine ſehr ſtarke Ruhr und ſodann Rachendiphtheritis. Wir ſind aber mit der größten Energie gegen beide anſteckende Übel vorgegangen, und es iſt heute gute Hoffnung zu melden. Mit zwei jener berüchtigten Lazarettſeuchen habe ich alſo auf eins Bekanntſchaft gemacht; ſie haben ſo ſchwächend und entkräftigend auf mich in kurzer Zeit gewirkt, daß ich zunächſt alle meine Hilfstätigkeitspläne aufgeben muß und an meine Geſundheit allein zu denken veranlaßt werde. So bin ich nach einem kurzen Anlauf von 4 Wochen, ins Allgemeinere zu wirken, bereits auf mich ſelbſt wieder zurückgeworfen — recht elend! Über die deutſchen Siege

möchte ich kein Wort sagen, das sind Feuerzeichen an der Wand, allen Völkern verständlich."

Diese Krankheit hatte meines Bruders Gesundheit auf das tiefste erschüttert, sie ist die erste Veranlassung für deren späteren schlechten Zustand. Bis dahin besaß er, wie er sich selbst ausdrückte, eine „Bärengesundheit", und selbst die Kurzsichtigkeit, eine Erbschaft von unserm Vater, machte sich nicht weiter unangenehm bemerkbar. Doch sind die Unfälle seiner Jünglingszeit: der Stoß gegen den Sattelknopf als Artillerist und mehrfache Fußverrenkungen allein auf die große Kurzsichtigkeit zurückzuführen; er konnte die Distanzen nicht berechnen. Vor allen Dingen besaß er bis dahin einen ausgezeichneten Magen, den die Behandlung mit so unglaublich scharfen Arzneimitteln bei dem Ruhr- und Diphtherieanfall in Erlangen leider ruinierte. Um aber seine fast unglaubwürdig reiche geistige Produktion ohne Ermüdung durchführen und seine sensitive Natur überwinden zu können, dazu gehörte eine gute Ernährung des Körpers, besonders des Kopfes. Diese fand durch den mit scharfen Mitteln geschwächten Magen nicht mehr wie früher statt. Unsere Mutter pflegte später bitter zu bemerken, sie wundere sich nur, daß er nicht an den Mitteln gestorben sei. Dazu kam, daß mein Bruder durch das Vertrautsein mit Arzneimitteln, welches man ihm als Krankenpfleger gelehrt hatte, darauf kam, sich selbst mit solchen Mittel zu kurieren, was den angegriffenen Magen durchaus nicht besser machte. Indessen besaß er eine so starke Natur, daß, wenn er sich damals ein Jahr absolutes Nichtstun, einen langen Aufenthalt im Süden verordnet und allen Arzneimitteln entsagt hätte, er sich von den furchtbaren Erschütterungen, die ihm das Kriegsjahr seelisch und körperlich gebracht hatte, dauernd und gründlich erholt haben würde. So aber eilte er halb genesen, von seinem strengen Pflichtgefühl dem Amt gegenüber und seiner Liebe zu den Wissenschaften getrieben, im Vertrauen auf seine

kräftige Konstitution, schon Ende Oktober wieder nach Basel, um in dem Studium die Erholung von allem Erlittenen zu suchen. Wieviel er sich sogleich wieder zumutete, verrät ein Brief an Gersdorff: „Ich habe mich mit wahrer Begierde in die Wissenschaften gestürzt; jetzt hat nun auch wieder die regelmäßige Berufstätigkeit begonnen. Ich wünschte nur gesünder zu sein. Aber mein Organismus hat unter dem Ansturm der Ruhr sehr gelitten und noch lange nicht ersetzt, was ihm genommen wurde. Man hat mich hier in Basel mit großer Freundlichkeit wieder bewillkommt. . . . Das neue Semester begann wie gewöhnlich mit einem kräftigen Ansturm, sodaß einem Hören und Sehen verging. Ich lese dieses Semester zwei neue Kollegien griechische Metrik und Rhythmik (nach einem eignen System) und Hesiod. Sodann die Seminarübungen. Dann die griechischen Stunden am Pädagogium, in denen ich die Oresteia des Äschylos vornehme. Dazu kommen Regenz-, Fakultäts- und Bibliotheksſitzungen, nebst manchen Einladungen geselliger Art. . . ."

Auch andere Arbeiten waren durch diese kriegerische Unterbrechung sehr in Rückstand gekommen, so daß er in jeder Weise mit Arbeit überlastet war; aber mehr als alles quälten ihn die schmerzlichen Erinnerungen. Er schreibt am 12. Dezember an Gersdorff: „Man darf nicht mehr an diese entsetzlichen Dinge denken, wenn man nicht allen Mut verlieren will. Jetzt aber will ich Dir schreiben in der Hoffnung, ja in der Voraussetzung, daß Du auch diesen fürchterlichen Gefahren entronnen bist, tapfer und glücklich, als ein Liebling des Kriegsgottes — doch ohne ihn wieder zu lieben!"

Mein Bruder schien kein Liebling des Kriegsgottes zu sein, denn jedesmal, wenn er sich direkt oder indirekt in des waffenklirrenden Gottes Dienste begab, scheuchte ihn dieser mit einer schweren Erkrankung zu den Wissenschaften zurück.

Achtzehntes Kapitel.

Die Entstehung der „Geburt der Tragödie".

Weihnachten 1870 verlebte mein Bruder, wie ich schon früher erzählt habe, bei Wagners in Tribschen. Er schenkte Richard Wagner einen alten Dürerschen Lieblingsstich, Ritter, Tod und Teufel, und Frau Cosima den im Maderaner Tal geschriebenen Aufsatz: „Über die dionysische Weltanschauung". Diese drei während des Jahres 1870 den Freunden im Manuskript geschenkten Aufsätze: „Das griechische Musikdrama", „Sokrates und die Tragödie" und „Über die dionysische Weltanschauung" sind die drei ersten äußeren Zeugnisse seiner neuen Auffassung des Griechentums und jener Fülle von ästhetischen Problemen, „die schon seit Jahren in ihm gärten", deren Reichtum ihn aber zögern ließ, damit an die Öffentlichkeit zu treten.

Im Frühjahr 1870 schreibt er darüber an Freund Erwin: „Ich habe jetzt die besten Hoffnungen für meine Philologie: nur muß ich viele Jahre Zeit mir lassen. Ich nähere mich einer Gesamtanschauung des griechischen Altertums, Schritt für Schritt und zaghaft-erstaunt." Kurz darauf schreibt er, daß er das Programm für das Pädagogium über Laertius vollendet, sodann eine lateinische Adresse zu Ehren des fünfzigjährigen Lehrerjubiläums des Professor Dr. Gerlach verfaßt habe und andre philo-

logische Arbeiten für Mai fertig bringen wolle, dann fährt er fort:

„Wenn ich jetzt noch einige kleine Abhandlungelchen fertig habe (über alte Materien), will ich mich zu einem Buche sammeln, zu dem mir immer neue Einfälle kommen. Ich fürchte, daß es keinen philologischen Eindruck machen wird; aber wer kann wider seine Natur? Es beginnt nun für mich die Periode des Anstoßes, nachdem ich eine Zeitlang leidliches Wohlgefallen erregt habe, weil ich die alten wohlbekannten Pantoffeln an hatte. Thema und Titel des Zukunftbuches: „Sokrates und der Instinkt.““

Im Juli und August 1870 vor und nach Ausbruch des Krieges war er tief in seine neuen Probleme versunken; seine kriegerischen Erlebnisse unterbrachen zwar die schriftliche Ausgestaltung, aber nicht die innerliche Arbeit, so daß er sich sogleich nach seiner Rückkehr aus dem Felde, kaum halb erholt von seiner Krankheit, wiederum aufs eifrigste mit diesen neuen Gedanken beschäftigte. Daß ursprünglich ein viel ausführlicheres Buch geplant war, sieht man aus der Fülle der halb und ganz ausgeführten Aufzeichnungen aus seinem Nachlaß; daß aber schließlich nur dieses kleine Buch, dieser Torso eines großen Kunstwerks, veröffentlicht wurde, ist jenes größte Brandopfer der Selbstverleugnung, die mein Bruder seiner Freundschaft für Richard Wagner gebracht hat.

Immer war es sein innigster Wunsch gewesen, für Wagner etwas Entscheidendes tun zu können; sein Ziel war, die ganze Bewegung auf eine höhere Stufe zu heben, und er glaubte dies auf keinem besseren Wege erreichen zu können, als indem er die Wagnerische Kunst mit der höchsten und besten Form aller Kunst, der hellenischen, verknüpfte. Ein ebenso kühnes als seltsames Beginnen. Dies in einem großen Griechenbuch zu tun, verbot ihm sein künstlerischer Instinkt, vielleicht auch sein philologisches Gewissen; aber indem er sich auf die künstlerischen, durch

das griechische Wesen zu erläuternden Grundprobleme beschränkte, war es möglich, die Griechen mit der neuen Kunst in Verbindung zu bringen.

Erst jetzt in den veröffentlichten Schriften aus jener Periode sieht man, wie er bei seiner Gesamtauffassung des Griechentums überall zu Antworten kam, mit denen die Kunst Wagners durchaus nicht übereinstimmte. Ich denke mir, daß er dann oft von Herzen seufzend ausführliche, herrliche Aufzeichnungen beiseite gelegt hat, Aufzeichnungen, die uns jetzt den ganzen einheitlichen Nietzsche so deutlich zeigen. Diese widerstreitenden Empfindungen erschwerten ihm den Abschluß seines Werkes und dessen Veröffentlichung. Er schreibt nach Beendigung des Buches, Anfang 1872, an Freund Erwin: „Von der Art, wie so ein Buch entsteht, von der Mühe und Qual, gegen die von allen Seiten andringenden anderen Vorstellungen sich bis zu diesem Grade rein zu halten, von dem Mut der Konzeption und der Ehrlichkeit der Ausführung hat ja niemand einen Begriff: am allerwenigsten vielleicht von der enormen Aufgabe, die ich Wagner gegenüber hatte, und die wahrlich in meinem Innern viele und schwere Kontristationen verursacht hat.“ —

Jedenfalls hat er aber durch seine Aufopferung und Selbstbeschränkung das erreicht, was er wollte: durch die „Geburt der Tragödie“ ist eine vertiefte Anschauung der Wagnerischen Kunst als der wiedererweckten dionysisch-griechischen hervorgerufen worden. Von da an gab es bei dem Namen Wagner neue Hoffnungen, — Hoffnungen mit neuen Fernblicken, die im Anfang der siebziger Jahre weite Kreise der deutschen gebildeten Jugend ergriffen und mit Entzücken erfüllten. Der von diesem Vorgang am meisten Entzückte war Richard Wagner selbst: das apollinische und dionysische Problem als Kunstprinzip hatte ihm vor der Anregung durch meinen Bruder vollständig fern gestanden.

Sehr richtig schildert Leo Berg in seinen „Charakteristiken" den Nietzsche der damaligen Zeit! „Er bietet uns in jenen Tagen den schönsten Typus eines deutschen, von Dankbarkeit und Pietät erfüllten Jünglings, voll glühender Leidenschaft für seine Götter und Heroen, Artist durch und durch, der nicht anders verehren kann, als indem er das Verehrte verschönt und vergoldet, das heißt idealisiert, und voll jener geheimen Artisten-Ironie, die jeden Schenkenden insgeheim zum Beschenkten macht, die, indem sie dessen rechte Hand ergreift und sie für das Silberstück inbrünstig küßt, ihr auch schon in die linke ein Goldstück drückt!"

Das Entstehen der „Geburt der Tragödie" läßt sich in seinen Aufzeichnungen deutlich vom Herbst 1869 bis November 1871 verfolgen. Unter den verschiedensten Lebensverhältnissen, selbst während der Kriegszeit „unter den Mauern von Metz" brütete er über den Problemen dieses rätselreichen Buches. Im Januar 1871 faßte er die Ideen ungefähr in der vorliegenden Form zusammen, aber mitten in der Ausarbeitung mußte er plötzlich abbrechen; seine Gesundheit, die seit seiner Rückkehr nach Basel sehr schwankend gewesen war, verschlechterte sich zusehends. Die verfrühte Rückkehr ins Amt rächte sich. Er bekam die Gelbsucht, eine Darmentzündung stellte sich ein, dazu wurde er von Schlaflosigkeit bitter gequält. Professor Liebermeister, der schon mit der verfrühten Aufnahme seiner Amtstätigkeit recht unzufrieden gewesen war, bestand jetzt darauf, daß er einen längeren Urlaub an den italienischen Seen verbringen sollte, und verordnete, „das heitere Schwesterchen" zur Pflege und Reisebegleitung mitzunehmen. Fritz hatte anfangs nicht ängstlich über seine Gesundheit geschrieben, war aber in Wirklichkeit so schwach, daß er, als aus irgendwelchen Gründen mein Kommen abgesagt und ihm ein anderes Projekt vorgeschlagen wurde, in Ohnmacht fiel. Der Arzt schrieb noch einmal, und erst jetzt fühlten wir, daß seine Erkrankung doch ernster Art

sein müßte; so reiste ich mitten in der Nacht bei 22 Grad Kälte von Naumburg ab. Wir gelangten am ersten Tage nur bis Flüelen, da erst am andern Morgen die Post ihre regelmäßige Tour, die sie wegen des ungeheueren Schneefalls 14 Tage unterbrochen hatte, wieder aufnehmen konnte. Mit uns wohnte in demselben Hotel, unter dem angenommenen Namen Mr. Brown, Mazzini mit einem jugendlichen Begleiter. Mein Bruder war zu angegriffen, um irgend welche Reisebekanntschaft machen zu wollen und Französisch zu sprechen; dagegen war ich sehr dazu bereit, zumal dieser edle Flüchtling, der von Alter und Kummer gebeugt sich dem heißgeliebten Vaterlande nur heimlich unter falschem Namen nahen durfte, mir als eine außerordentlich ergreifende Gestalt erschien. Diese ganze Gotthardreise, in winzig kleinen, nur für zwei Personen berechneten Schlittchen unternommen, von prachtvollstem Wetter begünstigt, das die düsteren Szenerien sowohl, als die in Gold-Blau-Weiß gehüllten Winterlandschaften in unbeschreiblicher Schönheit erscheinen ließ, die geistvollen Unterhaltungen Mazzinis, der sich an allen Stationen mit großer Liebenswürdigkeit zu uns gesellte, ein Unglücksfall, der uns erschreckte, als wir die steilen Zickzackwege von der schwindelnden Höhe des Gotthard in das Val Tremola wie auf Flügeln hinuntersausten (ein kleiner Schlitten dicht vor uns stürzte mit Insassen, Kutscher und Pferd mehr als 200 Fuß in die Tiefe; glücklicherweise hatte in dem weichen Schnee niemand Schaden genommen). — Alles, alles zusammen gab dieser Reise einen eigenen, nie vergessenen Zauber. Ein Goethesches Wort, das Mazzini mit fremdartiger Betonung seinem jugendlichen Begleiter wiederholt zitierte, blieb von da an eine Lieblings- und Lebensmaxime für uns beide: „Sich des Halben zu entwöhnen und im Ganzen, Vollen, Schönen resolut zu leben.“ Rührend waren die Abschiedsworte Mazzinis. Er fragte mich; wohin wir reisten? Ich sagte ihm: Lu-

gano, das ein Paradies sein solle. Er lächelte, seufzte ein wenig, und sagte: „Für die Jugend ist das Paradies überall.“

Wir erreichten Lugano am 12. Februar und fanden dort schönes Wetter und gute Gesellschaft. Ich erwähne besonders den Bruder des Feldmarschalls von Moltke mit seiner Gemahlin und zwei reizenden, ganz jungen Töchtern. Wir verkehrten viel mit dieser ausgezeichneten Familie, und mein Bruder zeigte das lebhafteste Interesse, sich mit dem geistvollen Ehepaar zu unterhalten. Auch las er ihnen zuweilen aus seinen Manuskripten vor, z. B.: „Über den griechischen Staat“, einem Teil der „Geburt der Tragödie“, der erst nach 25 Jahren zum erstenmal gedruckt worden ist. Ich erinnere mich, daß sich Fritz damals sehr erfreut über die feinsinnigen Bemerkungen des Herrn von Moltke aussprach. Durch ihn hörten wir auch viel von den Kriegsvorgängen, auch von solchen, die sich hinter den Kulissen abspielten.

Der ganze Aufenthalt tat meinem Bruder sehr gut. Wir waren bei dem beständig schönen Wetter sehr viel in der freien Luft, und da sich eine größere leidlich zueinander passende Gesellschaft zusammengefunden hatte, so verlebten wir auch die Abende recht vergnüglich. Es wurde viel Musik gemacht, Aufführungen wurden veranstaltet und kindliche Spiele gespielt. Fritz nahm an allem freudig teil und war vorzüglich bei den Gesellschaftsspielen so amüsiert und amüsant, daß eine ältere Dame, die schon öfters über den ordentlichen Professor von noch nicht 27 Jahren in Erstaunen geraten war, ganz verwundert meinte: „Heute, Herr Professor, sind Sie aber nicht nur 26, sondern eigentlich 14 Jahre alt!“ Fritz aber behauptete, wie schon oft, daß er in Lachen und Heiterkeit viel nachzuholen habe, er wäre ein gar zu ernsthaftes Kind gewesen.

Ich erinnere mich noch vieler gemeinsamer schöner Ausflüge; besonders steht mir eine Wanderung nach dem Monte Bré deutlich und ergreifend vor Augen. Wir

hatten uns auf dem Gipfel gelagert, zehn bis zwölf Personen, mein Bruder saß in der Mitte, ein wenig höher als wir andern, zog den „Faust" aus der Tasche und las uns, während unsre Blicke, trunken von dem „goldnen Überfluß der Welt", über die zauberhaft schöne Frühlings-Landschaft schweiften, einige Szenen daraus vor, z. B.: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche". Schließlich ließ er das Buch sinken, und mit seiner melodischen Stimme begann er an das eben Gelesene und die Gegenwart, die uns umgab, Betrachtungen zu knüpfen: als ob wir jetzt alle unsre nordische dumpfe Enge und Kleinlichkeit von uns geworfen hätten, so daß wir höherer Empfindungen, höherer Ziele fähig und würdig geworden wären, und nun mutiger und leichter beflügelt mit aller Kraft aufwärts, dem Gipfel zu, der Sonne entgegen wandeln könnten. Wir fühlten uns alle in einem Zustand der Erhebung; eine Dame sagte mir nachher tief ergriffen: „Das vergesse ich nie, das war ja eine wahre Bergpredigt!"

Welch eine glückliche sorglose Zeit waren doch diese sechs Wochen in Lugano, voller Veilchenduft, Sonnenglanz und köstlicher Berg- und Frühlingsluft! Wieviel Scherz und Lachen klingt mir noch aus jener Zeit entgegen: selbst an den italienischen Karnevalsfreuden nahmen wir mit sorglosem Übermut teil; z. B. wurden wir zu Mitfasten von einem italienischen Edelmann zum Karneval nach Ponte Tresa eingeladen. Wenn ich nun daran denke, daß wir Deutschen aus dem Hotel du Parc dort auf offenem Marktplatz untereinander und selbst mit den Italienern getanzt haben (ich sehe Fritz noch deutlich sich frisch und fröhlich im Reigen schwingen), so erscheint mir das jetzt als ein wahrer Karnevalstraum.

Aber, wie nur zu oft, so schloß auch diese glückliche Zeit sehr wehmütig: der verehrte Herr von Moltke erkältete sich bei einer Fahrt auf dem See, bekam die Lungenentzündung und starb, was uns alle tief betrübte.

Während des ganzen Aufenthaltes schrieb mein Bruder an der „Geburt der Tragödie“ und las mir Stücke daraus vor. Am 10. April kehrten wir nach Basel zurück, und hier ging das Schreiben, vorzüglich aber das Aussondern von neuem los. Am 26. April wurde das Manuskript zu einem Verleger geschickt. Fritz hatte als ganz junger Professor in Leipzig den Chef der Firma Engelmann kennen gelernt, der offenbar großes Wohlgefallen an ihm gefunden und sich ihm in aller Unschuld für sein zukünftiges erstes Buch als Verleger angeboten hatte; ahnungslos welch fragwürdiges Untier dieser liebenswürdige junge Mann, der so ganz danach angetan schien, eine korrekte Zierde jeder Hochschule zu werden, ihm eines Tages präsentieren würde. Wir nannten das neue Buch: „Den Centauren“, auf eine Bemerkung meines Bruders hin: „Wissenschaft, Kunst und Philosophie wachsen jetzt so sehr in mir zusammen, daß ich jedenfalls einmal Centauren gebären werde.“ Der Entwurf des Briefes an Herrn Engelmann ist noch erhalten:

„Sie haben sich mir einmal in gefälligster Weise zum Verleger angeboten: nun lassen Sie uns sehen, ob Ihnen nicht das gefällt, was ich Ihnen heute anbieten möchte. Ich habe eine etwa 90 Druckseiten füllende Broschüre ausgearbeitet, die den Titel haben soll: „Musik und Tragödie“; von ihr schicke ich Ihnen den Anfang im Manuskript. Wie Sie ersehen werden, suche ich auf eine völlig neue Weise die griechische Tragödie zu erklären, indem ich einstweilen von jeder philologischen Behandlung der Frage völlig absehe und nur das ästhetische Problem im Auge behalte. Die eigentliche Aufgabe ist aber dann, Richard Wagner, das sonderbare Rätsel unsrer Gegenwart, in seinem Verhältnis zu der griechischen Tragödie zu beleuchten. Ich glaube versichern zu können, daß der ganze letzte Teil für unsre musikalische Öffentlichkeit von aufregender Bedeutung sein muß: vergleiche ich wenigstens das, was über

das gleiche Problem etwa von Hanslick und anderen neuerdings gesagt worden ist, und schließe ich nach den Wirkungen, die einzelne vorgelesene Stücke meiner Arbeit auf meine Freunde gemacht haben: so kann ich nicht anders glauben, als daß das allerweiteste denkende Publikum sich für diese Schrift interessieren muß. Um diesem mich verständlich zu machen, habe ich auf die stilistische Darstellung und Deutlichkeit besonderen Fleiß gewandt.

„Ich wünsche aber, daß diese Schrift durchaus als schönwissenschaftliche Broschüre behandelt werde, und bitte Sie deshalb, im Falle, daß sie von Ihnen akzeptiert werden sollte, selbige diesem Wunsch gemäß auszustatten. Um einiges zu nennen, so ziehe ich zu diesem Betracht deutsche Lettern und zwar große deutsche Lettern vor, großes Oktavformat mit keinenfalls mehr als 28—32 Zeilen, und vor allem — schönes Papier. Falls Sie mit mir einverstanden sind, so schicken Sie mir recht bald eine Satz- und Papierprobe: und zugleich auch einen Vorschlag in betreff des Honorars."

Mein Bruder mußte lange Zeit auf Antwort warten. Endlich hörte er durch einen Freund, daß sich Herr Engelmann befremdet und ein von ihm zu Rate gezogener Sachverständiger sogar mit leisem Schauder über die Schrift ausgesprochen hätte. Darauf zog Fritz sein Manuskript, das damals noch „Musik und Tragödie" hieß, zurück, obgleich sich Engelmann schließlich doch zu dessen Verlag bereit erklärte. Aber mein Bruder zog es vor, den Plan der Veröffentlichung eine Zeitlang ruhen zu lassen, da schon neue Ideen seinen Sinn bewegten, Ideen, die sich nachher zu den Vorträgen „Über die Zukunft unsrer Bildungsanstalten" verdichteten.

Ich war auf den dringenden Wunsch meines Bruders das Frühjahr in Basel geblieben und ging mit ihm auch noch in die Sommerferien, die wir von Mitte Juli bis Mitte August im Berner Oberland verlebten. Während

dieser ganzen Zeit sprach Fritz außerordentlich lebhaft über eine Fülle neuer Gedanken, in Beziehung zu unsrer heutigen Kultur, von einem Kampf gegen dieselbe und dem Sieg einer neuen Kulturanschauung. „Fritz", sagte ich eines Tages, „du hältst jetzt lauter wundervolle Reden an die deutsche Nation". Er lachte und meinte: „Nun ja, so etwas wird's auch noch einmal werden." Der Kommune-Aufstand und der Brand des Louvre bewegten ihn aufs tiefste und mögen manche dieser neuen Ideen über seltsame Erscheinungen unsrer Kultur hervorgerufen haben. Erschüttert eilten bei der ersten Nachricht Jakob Burckhardt und mein Bruder zu einander, verfehlten sich, und als sie sich endlich trafen, konnten beide sich nur die Hände drücken, vor Tränen aber kein Wort hervorbringen. Fritz schreibt im Juni 1871 an den Freiherrn von Gersdorff:

„Über den Kampf der Nationen hinaus hat uns jener internationale Hydrakopf erschreckt, der plötzlich so furchtbar zum Vorschein kam, als Anzeiger ganz anderer Zukunftskämpfe. Wenn wir uns einmal persönlich aussprechen könnten, so würden wir übereinkommen, wie gerade in jener Erscheinung unser modernes Leben, ja eigentlich das ganze alte christliche Europa und sein Staat, vor allem aber die jetzt überall herrschende romanische „Zivilisation" den ungeheuren Schaden verrät, der unserer Welt anhaftet; wie wir alle, mit aller unserer Vergangenheit, Schuld sind an solchen zu Tage tretenden Schrecken: so daß wir ferne davon sein müssen, mit hohem Selbstgefühl das Verbrechen eines Kampfes gegen die Kultur nur jenen Unglücklichen zu imputieren. Ich weiß, was es sagen will: Der Kampf gegen die Kultur. Als ich von dem Pariser Brande vernahm, so war ich für einige Tage völlig vernichtet und aufgelöst in Tränen und Zweifeln: die ganze wissenschaftliche und philosophisch-künstlerische Existenz erschien mir als eine Absurdität, wenn ein einzelner Tag die herrlichsten Kunstwerke, ja ganze Perioden der Kunst

austilgen konnte; ich klammerte mich mit ernster Überzeugung an den metaphysischen Wert der Kunst, die der armen Menschen wegen nicht da sein kann, sondern höhere Missionen zu erfüllen hat. Aber auch bei meinem höchsten Schmerz war ich nicht im stande, einen Stein auf jene Frevler zu werfen, die mir nur Träger einer allgemeinen Schuld waren, über die viel zu denken ist." — Er schließt den Brief mit der Bitte um Gersdorffs Besuch, den dieser auch im Juli 1871 ausführte.

Wir verlebten mit ihm eine wunderschöne Zeit in Gimmelwald bei Mürren. Fritz war sehr glücklich, den Freund nach beinahe fünfjähriger Trennung wieder zu haben und sich mit ihm innerlich noch ebenso verkettet und in allen großen Zielen eins zu fühlen, wie früher. Echt „Deutsch" erscheint es mir, daß, während Fritz diese ganze Zeit wirklich so recht von Herzen froh war, er zwei Gedichte an die „Melancholie" verfaßte. Er schreibt am 18. September an den in die Heimat zurückgekehrten Freund: „Ich danke Dir noch einmal für Deinen Besuch; es hätte mir in diesem Sommer nichts Angenehmeres und Tröstlicheres passieren können. Wir haben das Netz der Kultur wieder einmal gemeinsam über unsern Köpfen zusammengezogen, und es wird schwer halten, uns in dieser Gemeinsamkeit unsrer besten Absichten zu stören. Du bist überall im besten Andenken. Frau Wagner hat mir über Dich geschrieben, sehr erfreut und dankbar; Burckhardt und Vischer senden Dir ihre besten Grüße. Kurz — mein Basel lob' ich mir; meine Freunde sind mit Basel, und Basel ist mit meinen Freunden zufrieden."

Der Oktober 1871 brachte meinem Bruder ein wunderschönes heiteres Zusammentreffen mit den Freunden Rohde und Gersdorff, zuerst in Leipzig und dann in Naumburg; eine recht drollig geratene Photographie, in einer Meßbude in Leipzig gemacht, verewigt diese glücklichen Tage. Am 15. Oktober, dem Geburtstag meines Bruders, kamen

die Freunde mit allerlei ernst- und scherzhaften Angebinden nach Naumburg; Rohde z. B. präsentierte ein winziges Kästchen mit folgenden Knittelversen:

„In Leipzig sucht ich jüngst umher
Was wohl für Fritzen passend wär,
Zu schenken ihm, „als Angebinde,
Daß ihn nicht Ärgernuß nag' und schinde.“
Nun dacht ich: Fritz ist Musikus,
Professor und Philosophus.
Als Musikus könnt ihn erfreun
Ein dionysisch Flötelein,
Doch lieh mir auch Diogenes sein Licht,
Die rechte Zauberflöte fänd ich nicht.
'nen scheenen Schlafrock hat er schon
Als Professorensymbolon. —
So kam ich endlich zu dem Schluß:
Nimm Fritzen als Philosophus.
Ich sprach's und trat mit spähndem Blicke
In eine Trödelkrambutike.
Gar vieles gab's da, billig und teuer:
Ein großes Loch aus Majas Schleier;
Man guckt hindurch und sieht sofort
Nicht Zeit, nicht Kausalität, noch Ort.
In einer Spieluhr fand sich da
Prästabiliert' Harmonia.
Phan- und A-tome, ein ganzer Sack,
Doch alles nicht nach Fritzens Geschmack.
Da endlich fiel mein Sucherblick
Auf ein fürwahr sehr rares Stück.
In einem Kasten, schlecht und gering,
Fand ich ein wunderselten Ding:
Das Ding, das die philosophi
Wie lang schon suchen mit harter Müh,
Das Ding, das selbst der alte Kant
Von fern nur sah, wie das gelobte Land.

Damals war's stark und wohlgestalt;
Nun ist's verhuzzelt, klein und alt.
Herr Hartmann fand in den letzten Zügen
Es jüngst in einer Gosse liegen.
Der hat's mit plumper Faust gepackt,
Gedreht und gewendet, gezwickt und gezwackt.
Zuletzt nahm er ein Messer her,
Zu sehn, wie's wohl von innen wär.
Da sprang das Ding in diese Truh,
Und hielt von drinnen den Deckel zu.
Doch unserm Fritz, als Sonntagskind,
Tut sich die Truhe auf geschwind.
Nun rat, o Fritze, kennst Du mich?" — —

(Hier öffnet sich das Kistchen, ein Teufelchen schnellte empor, in der Hand einen Zettel:)

Es gratuliert „Das Ding an sich!" —

Fritz jauchzte über all diese köstlichen Scherze. Bei so viel glücklichem Jugendübermut, der selbst die nüchternsten und abstraktesten Dinge vergoldete, konnte man sich schon eine starke Dosis von Schopenhauerischem Pessimismus erlauben. —

Die drei Freunde behaupteten in ihren damaligen Scherzen, daß gute, der Freundschaft günstige Dämonen ihr Zusammensein in jenem Herbst besonders schön und heiter gestaltet hätten. Nach Basel zurückgekehrt, schlug deshalb mein Bruder vor, diesen Dämonen, „die sich doch auf das wohlwollendste bemüht haben", an den drei verschiedenen Orten, wo die Freunde jetzt weilten, ein gemeinsames Dankopfer zu bringen: „Am nächsten Montag Abend um 10 Uhr wollen wir es so einrichten, daß ein jeder von uns ein Glas dunkeln roten Weins erhebt und die Hälfte davon in die schwarze Nacht hinausgießt, mit den Worten: *χαίρετε δαίμονες*, die andre Hälfte aber trinkt!"

Dieses mehr der Freundschaft als irgendwelchen Dämonen dargebrachte Trankopfer, das für einen bestimmten Moment

die Gedanken der Freunde, dankbar der Freundschaft, verbinden sollte, hat mir immer etwas außerordentlich Rührendes gehabt. Die „Dämonenweihe“ wurde in Professor Jakob Burckhardts Stube gefeiert: es dünkte mich sehr ergötzlich, daß dieser einsame Sonderling sich dem wunderlich-jugendlichen Weiheakt anschloß. Sie gossen zwei große Biergläser tiefdunkeln Rhoneweins auf die Straße, und Fritz meinte immer: wenn sie das in früheren Jahrhunderten getan hätten, so wären sie sicherlich, als der Zauberei verdächtig, angeklagt worden.

Während des Aufenthaltes in Leipzig „schleppten“ die beiden Freunde Rohde und Gersdorff meinen Bruder zu dem Buchhändler Fritzsch, dem Verleger der Schriften Richard Wagners, um ihm das Manuskript der „Geburt der Tragödie“ anzubieten. Im November endlich akzeptierte Fritzsch das Werk, und mein Bruder schrieb voller Befriedigung an Freiherrn von Gersdorff: „Heute wurde ich recht an unser Leipziger Dasein gemahnt, und in einem gewissen Sinne kann ich sagen: ich knüpfe ans fröhliche Ende den fröhlichen Anfang nun an, wie das lustige Lied heißt. Heute nämlich, erst heute! antwortete Fritzsch, der treffliche Verleger, auf meinen damaligen Besuch: weshalb ich Dir auch gerade heute Nachricht geben muß. Denn Du und Rohde, Ihr wart es, die mich zu dem trefflichen Fritzsch moralisch und körperlich brachten: was ich bis jetzt noch zu preisen habe. Er konnte nichts dafür, daß seine Antwort sich so lange verschob. Er hatte das Manuskript sofort einem Fachmann zur Beurteilung übersandt, und dieser hat bis zum 16. November getrödelt.... Also die Ausstattung genau nach dem Muster von Wagners „Bestimmung der Oper“ ist beschlossen: freue Dich mit mir! Für eine schöne Vignette wird somit ein herrlicher Platz sein: sage dies Deinem künstlerischen Freunde (Rau), zugleich mit meinen teilnehmendsten Grüßen.“

Mein Bruder schrieb noch vor Beginn des Druckes die

jetzigen Schlußabschnitte neu hinzu, in denen er die Wagnerische Kunst direkt erwähnt. Er schreibt darüber im Dezember 1871 an Rohde: „Der ganze letzte Dir noch unbekannte Teil wird Dich gewiß in Erstaunen setzen, ich habe viel gewagt und darf mir aber in einem ganz enormen Sinne zurufen: animam salvavi; weshalb ich mit großer Befriedigung der Schrift gedenke und mich nicht beunruhige, ob sie gleich so anstößig wie möglich ausgefallen ist, und von einigen Seiten geradezu ein „Schrei der Entrüstung" bei ihrer Publikation laut werden wird."

In den letzten Tagen des Jahres 1871 erschien „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" und wurde an die Freunde versandt. Alle begrüßten den Erstling mit den feierlichsten Empfindungen. Gersdorff plante ein Tauffest zu veranstalten, das aber schließlich doch nicht ausgeführt wurde. Mit bewegtem Herzen schreibt mein Bruder in sein Handexemplar:

Basel, am Neujahrstag 1872.

„Schaff, das Tagwerk meiner Hände
Großer Geist, daß ich's vollende!"

Neunzehntes Kapitel.

Das erste Buch.

Mein Bruder bezeichnet die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik als ein Jugendwerk, „voller Jugendmut und -Melancholie“. Er schildert darin die Duplizität des Apollinischen und Dionysischen, an welche die Fortentwicklung der Kunst gebunden wäre, und die als Ursache der tragischen Weisheit der Griechen und deren unvergänglichen Denkmals, der griechischen Tragödie, zu betrachten sei. Es ist sehr bezeichnend, daß mein Bruder seine Schopenhauer'schen und Wagner'schen Ansichten gerade mit der griechischen Welt zu verbinden suchte; denn der Anblick dieser erhabenen, in ihrer Kulturhöhe und Schönheit bisher noch nicht wieder erreichten Welt ist ihm sein ganzes Leben hindurch eine Bestätigung seiner höchsten Hoffnung geblieben, daß eine Höherbildung, ein Idealzustand der Menschheit, nämlich eine Verschwisterung von Natur und Kultur kein leerer Traum, sondern eine zu verwirklichende Möglichkeit sei.

Mein Bruder sah nun freilich die Griechen sehr viel anders, als sie uns bis dahin, selbst durch Goethe und Winckelmann, geschildert worden waren. Erst durch die Entdeckung der wahren Bedeutung des Dionysischen wurde uns ein Blick in den tiefsten Untergrund der griechischen Seele gestattet, und deshalb durfte mein Bruder auch mit berechtigtem Selbstbewußtsein 1888 in der „Götzendämmerung“ schreiben: „Ich war der Erste, der, zum Ver-

ständnis des älteren, des noch reichen und selbst überströmenden hellenischen Instinkts, jenes wundervolle Phänomen ernst nahm, das den Namen des Dionysos trägt: es ist einzig erklärbar aus einem Zuviel von Kraft. Wer den Griechen nachgeht, wie jener tiefste Kenner ihrer Kultur, der heute lebt, wie Jakob Burckhardt in Basel, der wußte sofort, daß damit etwas getan sei: Burckhardt fügte seiner „Kultur der Griechen" einen eignen Abschnitt über das genannte Phänomen ein. Will man den Gegensatz, so sehe man die beinahe erheiternde Instinkt-Armut der deutschen Philologen, wenn sie in die Nähe des Dionysischen kommen. Der berühmte Lobeck zumal, der mit der ehrwürdigen Sicherheit eines zwischen Büchern ausgetrockneten Wurms in diese Welt geheimnisvoller Zustände hineinkroch und sich überredete, damit wissenschaftlich zu sein, daß er bis zum Ekel leichtfertig und kindisch war, — Lobeck hat mit allem Aufwande von Gelehrsamkeit zu verstehn gegeben, eigentlich habe es mit allen diesen Kuriositäten nichts auf sich."

Hatte man uns also bis dahin gelehrt, die Griechen gewissermaßen als das Volk einer beständigen Heiterkeit zu betrachten, so gestattete uns der Autor der „Geburt der Tragödie" plötzlich einen ungeheuren Blick in die Tiefe der griechischen Seele, die, zitternd in höchster Spannung und im Übermaß ihrer Kraft, voll von politischer und künstlerischer Leidenschaft und Eifersucht, das Dionysische durch das Apollinische zu verklären suchte. „Apollinisch zu werden: das heißt, seinen Willen zum Ungeheuren, Vielfachen, Ungewissen, Entsetzlichen zu brechen an einem Willen zum Maß, zur Einfachheit, zur Einordnung in Regel und Begriff. Das Maßlose, Wüste, Asiatische liegt auf seinem Grunde: Die Tapferkeit des Griechen besteht im Kampfe mit seinem Asiatismus: Die Schönheit ist ihm nicht geschenkt, so wenig als die Logik, als die Natürlichkeit der Sitte, — sie ist erobert, gewollt, erkämpft — sie

ist sein Sieg ..." Noch deutlicher schildert mein Bruder 1886 diesen Sieg selbst über das Leiden und zeigt, in welchem Maße die Griechen „die Zurechtlegung des Leidens zu einem Segen, des Giftes zu einer Nahrung" verstanden haben. „Sie leiden im höchsten Grade, aber sie reagieren dagegen mit um so höherem Selbstgenuß im Schaffen und auch im Reden von Dingen, die wohltun. Es ist das für Schmerz empfindlichste Volk, aber ihre plastische Kraft in der Benutzung des Schmerzes ist außerordentlich. Dazu gehört auch eine Mäßigung in der Rache am Schmerz, im Wühlen im Schmerz: eine Nötigung zur siegreichen Attitüde, als Kur."

Ich glaube nicht, daß jemals zuvor die Griechen in dieser Weise als Leidende empfunden worden sind — als Leidende trotz ihrer in allen Gebieten überreichen Kraft. Jedenfalls hat der Schluß der „Geburt der Tragödie", wie mir noch gut in der Erinnerung ist, deshalb einen außerordentlichen Eindruck hervorgerufen. Mein Bruder imaginiert da einen Fremdling, der nach Athen kommt und, berauscht von diesem fortwährenden Einströmen der Schönheit, ausruft: „Seliges Volk der Hellenen! Wie groß muß unter euch Dionysos sein, wenn der delische Gott solche Zauber für nötig hält, um euren dithyrambischen Wahnsinn zu heilen." — Dem aber antwortete ein greiser Athener „mit dem erhabenen Auge des Aeschylos" zu ihm aufblickend: „Sage aber auch dies, du wunderlicher Fremdling: wie viel mußte dies Volk leiden, um so schön werden zu können! Jetzt aber folge mir zur Tragödie und opfere mit mir im Tempel beider Gottheiten!" — So früh ist meinem Bruder die dionysische Weisheit aufgegangen, daß die Leiden als Hemmungen Anstoß und Quellen der höchsten Kraftentwicklung sein können, so daß wir sie als notwendig empfinden. Und das schrieb er zu einer Zeit, wo sein kräftiger Körper nur kurze Zeiten der Schmerzen kannte; aber seine tiefempfindende Natur litt allein schon durch

die vehemente Entwicklung seines Geistes. Für ihn war eine Überzeugung kein Kleid, das man nach Belieben mit einem neuen vertauscht, sondern etwas, das mit den innigsten Gefühlen und Gedanken verwachsen war. Nun zwang ihn aber sein Geist auf seinem Weg zur Freiheit und Wahrheit immer wieder zu neuen Einsichten; wieviel Schmerzen machte es ihm, von diesen alten, mit den wärmsten Empfindungen verknüpften Stufen der Erkenntnis zu scheiden! —

Im allgemeinen ging es den Freunden und Bekannten meines Bruders, die das allmähliche Werden seines ersten Buches nicht mit erlebt hatten, ähnlich wie dem würdigen Herrn Engelmann: voll grenzenloser Verwunderung, ja mit unverhohlenem Schauder betrachteten sie dies unklassifizierbare Büchlein. Die älteren Herrn Protektoren, Geheimrat Ritschl in Leipzig und Ratsherr Vischer in Basel, fühlten sich im Grunde etwas kompromittiert, wenn auch die schöne jugendliche Begeisterung für ihre alten Herzen etwas Rührendes hatte und sie versöhnlich stimmte. Was wäre auch das Genie, wenn es nicht die Macht hätte, die Andersgesinnten zu versöhnen und ganze Generationen zu seinen Ideen, ja zu seinen Irrtümern zu verführen!

Mein Bruder war so naiv, den geliebten Lehrer Ritschl um seines innersten Herzens aufrichtige Meinung zu bitten. Die Weisheit und Mäßigung, mit der jener dieser Zumutung des jugendlichen Stürmers nachkam, ist mir immer außerordentlich liebenswürdig und edelmütig vorgekommen. Genau betrachtet war doch die „Geburt der Tragödie" ein Attentat auf viele von Ritschl hochgehaltene Überzeugungen.

In jene Zeit, kurz nach dem Erscheinen der „Geburt der Tragödie", fiel die schon früher erzählte Berufung meines Bruders nach Greifswald; auch in Dorpat war er zu einer Professur vorgeschlagen worden. Aber man berief ihn damals nur auf sein altes gutes philologisches Renommee

hin, ehe die Herren Kollegen etwas von der „Geburt der Tragödie“ ahnten. Sobald dieses Buch in philologischen Kreisen bekannt wurde, war die Befremdung ungeheuer; rings herrschte dumpfes, ängstliches Schweigen, keine einzige Zeitschrift wagte eine Besprechung zu bringen.

Aber die Briefe und die Schilderungen des Eindrucks, den das Buch in Tribschen gemacht hatte, trösteten über alles befremdliche Schweigen. Richard Wagner schrieb mit wendender Post: „Lieber Freund! Schöneres als Ihr Buch habe ich noch nichts gelesen! Alles ist herrlich! Nun schreibe ich Ihnen schnell, weil die Lektüre mich übermäßig aufregt und ich erst Vernunft abwarten muß, um es ordentlich zu lesen. — Zu Cosima sagte ich, nach ihr kämen gleich Sie: dann lange kein Anderer, bis zu Lenbach, der ein ergreifend richtiges Bild von mir gemalt hat! .... Adieu! Kommen Sie bald auf einen Husch herüber, dann soll es dionysisch hergehen!“—

Auch mancher andre eigenartige Brief erfreute meinen Bruder nach dem Erscheinen des Buches. Er selbst erwähnt die Zuschriften von Liszt, Bülow, der Freifrau von Schleinitz, von Professor Hagen in Bern, Freiherrn von Balligand in München und Eduard Schuré. Der Brief von Bülow, in welchem dieser sich entzückt über das Buch ausspricht, ist leider nicht aufzufinden; aber von seinem Besuch schreibt mein Bruder: „Hans von Bülow, den ich noch gar nicht kannte, hat mich hier besucht und bei mir angefragt, ob er mir seine Übersetzung von Leopardi (das Resultat seiner italienischen Mußestunden) widmen dürfe. Der ist so begeistert von meinem Buche, daß er mit zahlreichen Exemplaren davon herumreist, um sie zu verschenken.“

Dieser Besuch Bülows (des ersten Gatten der Frau Cosima) in jener Zeit, wo die Freundschaft zwischen Wagner und meinem Bruder ihre höchste Höhe erreicht hatte, setzte Letzteren wie man sich denken kann, etwas in Verlegenheit. Im Anschluß an ihre Gespräche über „die Geburt der Tra-

gödie" suchte nun Bülow meines Bruders Verlegenheit dadurch zu zerstreuen, daß er selbst sein damaliges Verhältnis zu Wagner und Frau berührte und in folgendem Bilde darstellte: Cosima war Ariadne, er, Bülow, Theseus und Wagner Dionysos. Wie alle Gleichnisse hinkte auch dieses etwas, denn hier hatte nicht Theseus Ariadne verlassen, sondern die Sache lag umgekehrt. Aber Bülow wollte auch nur ausdrücken, daß nach ihm der Höhere, der Gott gekommen sei. Mein Bruder hatte große Freude daran, daß Bülow seine Erlebnisse gewissermaßen ins Unpersönliche und Mythische erhob, wenn er auch einige sehr scharfe Bemerkungen über die geliebten Freunde, die ihm außerordentlich weh taten, Bülow aber nicht unterdrücken konnte, mit in den Kauf nehmen mußte. Von dieser Zeit an nannten wir im geheimen Cosima vielfach Ariadne. Merkwürdigerweise kehren in meines Bruders Entwürfen zu seinen „Gesprächen auf Naxos", die offenbar im Spätherbst 1885 entstanden sind, die drei Personen Dionysos, Theseus und Ariadne wieder und bedienen sich ungefähr derselben Worte, die in Wirklichkeit von Cosima, Wagner und Bülow in den Jahren 1871 und 72 gesagt worden sind. Dionysos wiederholt genau Wagners eignen Ausspruch in Hinsicht auf seine mangelnde Eifersucht auf Cosima: „Was ich an ihr liebe, wie könnte das ein Andrer lieben?" — während Ariadne die boshaften Worte Bülows auf Cosima, die damals meinem Bruder so weh getan hatten, selbst sagt: „an mir sollen alle Helden zu Grunde gehen." Bülow hatte in seiner schmerzlichen Verbitterung wörtlich zu meinem Bruder gesagt: „Cosima hat mich ruiniert, sie wird auch Wagner zu Grunde richten." Später, als mein Bruder annahm, daß Wagner durch Cosimas Einfluß „mehr Liszt als Wagner" geworden war, so daß er zu „seinem Siegfried dessen Parodie Parsifal" schuf, kamen ihm Bülows Worte oft in den Sinn, wohl auch in jenen projektierten Gesprächen auf Naxos. Aber alles

ist dort in die Sphäre des Symbolischen erhoben und hat nichts mehr mit den genannten Persönlichkeiten zu tun.

Durch den Zusammenhang mit Wagner war die „Geburt der Tragödie“ auch in solche Kreise geraten, die diesen Ideen im Grunde recht fern standen. Sehr ergötzlich muß heute die Tatsache erscheinen, daß vornehme, übrigens geistreiche Frauen unter den ersten gewesen sind, die für dieses in jeder Beziehung recht schwer verständliche Buch schwärmten. Durch sie bildete sich eine kleine begeisterte Gemeinde, die von Moskau über Berlin, München bis nach Paris, Genf und Florenz reichte.

In Berlin las es die Frau von Schleinitz mit ihren Freunden, in München Frau von Muchanoff mit Freiherrn von Balligand, in Genf die Gräfin Diodati mit Herrn von Senger und mehreren Bekannten. Diese begeisterte Frau begann sogar eine leider unvollendet gebliebene Übersetzung ins Französische, die, nach den Proben zu urteilen, recht gut geworden sein würde. Ausführlich beschreibt Fräulein von Meysenburg in einem Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ ihr Bekanntwerden mit diesem Buch: „Im Jahre 1872 in Florenz lebend, wurde ich von Frau Cosima Wagner auf eine Schrift aufmerksam gemacht, die soeben erschienen war und von einem jungen Professor in Basel herrührte, welcher mit der am Luzerner See lebenden Familie Wagner innig befreundet war. Die Schrift führte den Titel: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“, der Verfasser hieß Friedrich Nietzsche. Es befand sich gerade ein kleiner Kreis bedeutender Menschen um mich. Wir lasen diese Schrift zusammen und waren alle gleich davon begeistert. Die Beleuchtung der zwei Grundelemente des griechischen Lebens, welche der Verfasser mit den Namen: Dionysisches und Apollinisches bezeichnete, erschloß eine Fülle von geistvollen Gedanken darüber, wie das Wesen der Welt „an sich“, das Dionysische, dessen Ursprache die Musik ist, aus

der Schönheit der apollinischen Erscheinung das Kunstwerk der Tragödie erzeugt. Wir erfuhren zugleich, daß Nietzsche, ein grundgelehrter Philologe, schon als ganz junger Mann von dem ihn hochschätzenden, berühmten Professor Ritschl als ordentlicher Professor an die Universität Basel empfohlen worden sei. Was uns alle aber noch mehr anzog als die Gelehrsamkeit des gründlich mit dem Altertume Vertrauten, war die Geistesfülle und Poesie in der Auffassung, das erratende Auge des dichterischen Menschen, welcher die innere Wahrheit der Dinge mit seherischem Blicke begreift, da wo der pedantische Buchstabengelehrte nur die äußere Schale faßt und für das Wesentliche hält. Mit wahrer Wonne erfüllte der Gedanke, eine so herrliche, zugleich wissenschaftlich wie schöpferisch hochbegabte junge Persönlichkeit neben dem Werke zu wissen, welches sich in Bayreuth vorbereitete, wohin Richard Wagner eben nach dem beendigten Kriege übergesiedelt war." — Sehr hübsch schrieb übrigens ein Philologe, der das griechische Altertum in einem lebendigen und begeisterten Sinne auffaßte. Er schloß seinen Privatbrief mit den Worten: „Sie haben recht — denn so fasse ich Sie auf, und so denke auch ich —: der wahre Gelehrte bildet sich aus der Intuition, aus lebendigem Erfassen des Lebens selbst."

Schließlich kam Rohde kurz nach den Wonnetagen der Grundsteinlegung des Bayreuther Theaters mit seiner sympathischen Anzeige in der Sonntagsbeilage der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung doch noch zum Worte. Mein Bruder schrieb hochbeglückt am 27. Mai 1872: „Freund, Freund, Freund, was hast Du gemacht! So ein E. R. ist nicht zum zweiten Male zu erleben. Ich tauchte, ohne diese Buchstaben zu sehen, langsam, immer erstaunter lesend, in den Bayreuther Empfindungsabgrund, und endlich höre ich, daß die Stimme, die so feierlich und tief tönt, die des Freundes ist. Ach liebster Freund, das hast Du mir getan!"

Freund Erwin war ſchon im April Profeſſor in Kiel geworden; er telegraphierte: Salve Friderice care amice professor te salutat. Erwin. Die Freude meines Bruders war außerordentlich, denn er hatte ſich inzwiſchen den lebhafteſten Befürchtungen hingegeben, ob die treue Waffenbrüderſchaft des Freundes dieſem nicht ſchaden könne. Er ſchreibt froh und übermütig: „Jetzt aber, wo wir wie zwei Gewappnete mitten in der akademiſchen Zunft als treue Waffengefährten ſtehen, und die „Lebensnot“ einmal ihr Antlitz verhüllt hat, dürfen wir auch wieder mancherlei mehr wagen, um die Leute zu erſchrecken — nach dem Sprichwort: Was iſt ſchrecklicher als eine Flöte? — Zwei Flöten!“

Inzwiſchen war der Stern Wagners über Bayreuth aufgegangen, Wagner reiſte im Januar dorthin, um für ſeine Pläne alles vorzubereiten, und fand warmes Verſtändnis und Entgegenkommen. Frau Coſima erzählt meinem Bruder am 18. Januar: „Ja, Bayreuth! (Tribſchener Etymologie: beim Reuth,) „jetzt ſollen wir tragiſche Menſchen werden.“ Gott weiß, ob dieſe neueſte Idee gelingt, das iſt aber beinahe gleichgiltig, wir können nur für unſer Wollen ſtehen, gelingt es aber, ſo erleben wir in Wilhelminens Gebäude das, wozu Sie uns laden. Hat der Meiſter Ihnen erzählt, daß Bürgermeiſter und Stadtrat von Bayreuth hier waren? Sie kamen plötzlich mit Bauplänen, und der Tag auf Tribſchen war merkwürdig genug. April wird uns wahrſcheinlich nach Wien ſchicken, und dann Lebewohl dem herrlichen Tribſchen, darin auch die Geburt der Tragödie geboren ward, und ſo manches, das vielleicht nie wiederkommen wird.“

Der Abſchied von Tribſchen iſt meinem Bruder außerordentlich ſchwer geworden, nur mit ſtockender Stimme vermochte er davon zu ſprechen. Als er an einem Vorfrühlingstag Ende April zum Abſchiednehmen nach Tribſchen fuhr, fand er Frau Wagner mitten im Einpacken.

Während sie nun hin und wieder ging, phantasierte mein Bruder am Flügel: all sein Schmerz, unaussprechliche Hoffnungen und Befürchtungen, holde Erinnerungen und das Gefühl, daß hier etwas Unwiederbringliches verloren ging, klang in seinen wunderbaren Melodien jubelnd und wehklagend durch die verödeten Räume. Noch jetzt nach so vielen Jahren, da sich alle Empfindungen der Freundschaft verändert haben, erinnert sich Frau Cosima jener seltsam faszinierenden, tief zu Herzen gehenden Phantasie: meines Bruders Abschiedslied von Tribschen, dieser Insel der Seligen! Schmerzerfüllt schreibt er an Gersdorff: „Vorigen Sonnabend war trauriger und tiefbewegter Abschied von Tribschen. Tribschen hat nun aufgehört: wie unter lauter Trümmern gingen wir herum, die Rührung lag überall, in der Luft, in den Wolken, der Hund fraß nicht, die Dienerfamilie war, wenn man mit ihr redete, in beständigem Schluchzen. Wir packten die Manuskripte, Briefe und Bücher zusammen — ach, es war so trostlos! Diese drei Jahre, die ich in der Nähe von Tribschen verbrachte, in denen ich 23 Besuche dort gemacht habe — was bedeuten sie für mich! Fehlten sie mir, was wäre ich! Ich bin glücklich, in meinem Buche mir selbst jene Tribschener Welt petrifiziert zu haben." ...

Sodann kamen die köstlichen Tage der Grundsteinlegung des Bayreuther Theaters (Mai 1872). Später, als er die Zeit der Nibelungen-Aufführung (1876) damit verglich, seufzte er: „Die unvergleichlichen Tage der Grundsteinlegung, die kleine zugehörige Gesellschaft, die sie feierte, und der man nicht erst Finger für zarte Dinge zu wünschen hatte: kein Schatten von Ähnlichkeit!" In der Tat war es eine kleine, ganz ausgewählte Gesellschaft, die sich dort in den Proben und bei der Aufführung der neunten Symphonie Beethovens in der großen markgräflichen Loge des alten Rokokotheaters in Bayreuth versammelte.

Eine seltsame Welt! Alle Versammelten von wahrem

echtem Enthusiasmus für den Künstler und sein Werk erfüllt, alle von einer wunderbaren Hoffnung bewegt, als ob sie hier den Sonnenaufgang eines glorreichen Tages mit erlebten, der die Wonne und den Sieg einer neuen deutschen Kultur zu verheißen schien. Dabei schwebten unbestimmte Erinnerungen an die Vergangenheit in der Luft; ich glaube, Richard Wagner beschreibt selbst am besten die seltsam gemischten Empfindungen der Festversammlung an jenem Frühlingsabend in Bayreuth: „Wem wären aber die wunderlichsten Gedanken fremd geblieben, als er am 22. Mai 1872 auf derselben Stelle Platz genommen, welche einst der markgräfliche Hof mit seinen Gästen, dem großen Friedrich selbst an der Spitze, erfüllte, um ein Ballett, eine italienische Oper oder eine französische Komödie sich vorführen zu lassen, und von derselben Bühne her die gewaltigen Klänge dieser wunderbaren neunten Symphonie von deutschen Musikern, aus allen Gegenden des Vaterlandes zum Feste vereinigt, sich zutragen ließ; wenn endlich von den Tribünen herab, auf welchen einst gallonierte Hoftrompeter die banale Fanfare zum Empfange der durchlauchtigsten Herrschaften von seiten eines devoten Hofstaates abgeblasen hatten, jetzt begeisterte deutsche Sänger den Versammelten zuriefen: „Seid umschlungen, Millionen!“, wem schwebte da nicht ein tönend belebtes Bild vor, das ihn den Triumph des deutschen Geistes unabweisbar deutlich erkennen ließ?“ — Ein Jahr nachher noch schreibt mein Bruder voll tiefer Ergriffenheit: „Ich glaube doch, es waren die glücklichsten Tage, die ich gehabt habe. Es lag etwas in der Luft, das ich nirgends sonst spürte, etwas ganz Unsagbares, aber Hoffnungsreichstes.“

Mein Bruder lernte dort all die liebenswürdigsten Gönnerinnen der Wagnerischen Kunst, die Freifrau von Schleinitz, Gräfin Dönhoff und auch die durch so viel Kämpfe bewährte alte Freundin Wagners, Fräulein von Meysenburg, kennen. Mit letzterer verband ihn später eine

warme Freundschaft. Sie schreibt über ihr Bekanntwerden mit meinem Bruder: ... „In einer Pause der Generalprobe [der von Wagner dirigierten Aufführung der neunten Symphonie Beethovens] kam Frau Wagner mit einem jungen Manne auf mich zu und sagte, sie wolle mir Herrn Nietzsche vorstellen. „Wie, der Nietzsche?“ rief ich voll Freude. Beide lachten, und Frau Wagner sagte: „Ja, der Nietzsche.“ Und nun gesellte sich zu jenem bedeutenden Geistesbild der Eindruck einer jugendlich schönen, liebenswürdigen Persönlichkeit, mit der sich schnell ein herzliches Verstehen einstellte.“

Auch manche andre Bekanntschaft machte er damals, waren doch alle jene aufopfernden edlen Menschen, die sich ganz in den Dienst der Wagnerischen Kunst, des großen Gedankens: Bayreuth gestellt hatten, dort versammelt. Natürlich waren die beiden Freunde Rohde und Gersdorff auch zugegen, nur ich hatte in einem Anfall törichten Edelmutes meinen Platz, der schließlich, trotz großer Schwierigkeiten für mich reserviert worden war, an jemand anders abgegeben. Später schreibt er an Gersdorff: „Ach, mein Freund, wir wissen, was wir erlebt haben. Diese heilig-ernsten Erinnerungen wird uns niemand rauben können. Durch sie gefeit und für sie kämpfend, müssen wir nun durchs Leben gehen und vor allem bestrebt sein, in allen unsern Hauptschritten so ernst und kräftig als möglich zu sein, um uns jener großen Erlebnisse und Auszeichnungen würdig zu erweisen.“

Der Sommer brachte auch noch andre Freuden, z. B. eine Tristan-Aufführung in München, unter der Leitung Hans von Bülows, zu der mein Bruder fuhr, um mit Gersdorff und Fräulein von Meysenburg den Tristan gemeinschaftlich zu genießen. Ich war seit Ende Mai wieder in Basel zu Besuch und erinnere mich noch sehr genau, wie schlau wir es einrichteten, um möglichst viel freie Zeit für diese Reise heraus zu bekommen, ohne daß

Fritz seine Amtspflichten irgendwie vernachlässigte — das gab vorher und nachher viel Vergnügen. Bülow hatte meinen Bruder selbst zu dieser Aufführung eingeladen, und es verlohnte wirklich, deshalb eine anstrengende Reise zu machen, da sie in der Tat ausgezeichnet gewesen sein muß. Mein Bruder kehrte strahlend von München zurück. „Du kannst dir nicht denken, wie wohl mir solch eine Tristan-Aufführung tut", versicherte er immer von neuem und, in der Tat, zwei Nachtreisen, zweimalige Aufführung des Tristan, den ganzen Tag in Gesellschaft — alles das hatte ihn garnicht angegriffen.

Im Jahre 1872 hatte mein Bruder seine alte gute Gesundheit wieder erlangt; wer ihn damals gesehen und mit ihm verkehrt hat, kann nicht genug rühmen, wie wohl er ihn gefunden hat. Auch meine Erinnerungen aus jener Zeit sind von der glücklichsten Art, ich sehe uns beide noch in der weiteren Umgebung Basels herumwandern, immer im eifrigsten Gespräch und dazwischen voller Sangeslust. Aber was wir da sangen, war immer nur Wagnersche Musik, z. B. der Kaisermarsch oder das Preislied aus den Meistersingern, das uns besonders schön gelang.

Das Jahr 1872 war der Höhepunkt jener Zeit, die der verstorbene Professor Holzer ausführlich zu schildern gedachte, die Zeit des „ersten Nietzsche" vom Ende der sechziger bis Mitte der siebziger Jahre: „Der Freund Richard Wagners, der Nietzsche, den Erwin Rohde schwärmerisch geliebt hat. Der junge Nietzsche, der hoffende, vertrauende, der mit einem ungeheuren Glauben an seine Ideale und seine Freunde mutig auf die Zukunft losging, der Kämpfer, der sich in den ersten siebziger Jahren im Gefühl seiner üppigsten Kraft befindet, so wie er einmal bei einem Besuch in Basel Deussen erschien: „feurig, elastisch, selbstbewußt wie ein junger Löwe.""

Zwanzigstes Kapitel.

Freund und Feind.

Das in dem vorhergehenden Kapitel geschilderte köstliche Wohlbefinden meines Bruders hat er im Jahre 1872 auch recht nötig gehabt. Im Juni empfing er einen Stoß, der sehr geeignet war, seine sehr sensitive Natur tief zu verletzen: Die gekränkte Philologie wagte einen Angriff und nicht gerade in erfreulicher Weise.

Anfang Juni schreibt der treue Gersdorff außer sich, daß der Philologe von Wilamowitz, ein ehemaliger ihm befreundeter Pförtner, eine kleine Broschüre: „Zukunftsphilologie! eine Erwiderung auf Friedrich Nietzsches ord. Professors der klassischen Philologie zu Basel „Geburt der Tragödie" hatte erscheinen lassen. In dieser Schrift wurde mein Bruder recht gehässig, mit wenig Witz, aber mit viel scheinbarer Gelehrsamkeit, angegriffen. Gersdorff war in der tiefsten Seele verletzt, denn mit diesem Wilamowitz, der ihm jetzt wie ein Ungeheuer erschien, wert, sogleich von der Erde verschlungen zu werden, war er früher befreundet gewesen! Später haben wir alle diesen Angriff als entschuldbaren Jugendstreich angesehen, aber damals empfanden wir freilich anders.

Der ausgezeichnete Waffengefährte Rohde bot sich, sobald er das Pamphlet gelesen hatte, voller Entrüstung zur Verteidigung und Widerlegung an. Mein Bruder antwortete am 8. Juni: „Siehst Du, mein lieber, lieber Freund, wie anstößig wir sind! Wir werden auch bald

erfahren, wie einsam wir sind. Nun müssen wir ehrsam auf unserem Posten stehen bleiben. Wenn Du mir gerade jetzt zur Seite trittst, als kräftigster, speerschwingender Waffengefährte, so erinnere ich Dich förmlich daran, daß κελαινοῦ κύματος πικρὸν μένος sich schnell auch gegen Dich wenden wird. Doch darüber müssen wir uns gemeinsam trösten. Alles, was Du tun willst, sei von meiner Liebe gesegnet! Wir wollen treulich mit einander aushalten, lieber Freund, in ernsteren Kalamitäten als der gegenwärtigen. Denn dies ist nur ein unverschämtes Vorspiel, von ungeübter, knabenhafter Hand gespielt: — wir ahnen erst die „Weise", die uns aus dem Kreise der „Höheren" einmal entgegenklingen wird."

Rohde fing an, sich um das Befinden meines Bruders zu ängstigen, aber Fritz schrieb ihm wohlgemut am 11. Juni: „Heute schreibe ich Dir nur, mein lieber Freund, daß Du gänzlich unbesorgt um mich seist: ich befinde mich wirklich in der von Dir angewünschten μελιτόεσσα εἰδία, ja sogar in einer gewissen übermütigen Spannung. Ich habe das Vergnügen, meine Schwester zu Besuch bei mir zu haben, und verlebe mit ihr das harmloseste Dasein, während mich in einsamern Stunden die Bilder besuchen, die ich in meiner nächsten Schrift zu bannen suchen werde. Dazu habe ich ein Wohlgefallen an meinen Kollegien, zumal an dem über vorplatonische Philosophen . . ."

In der damaligen Zeit, da meines Bruders Feinde sicherlich glaubten, daß er mit Rachegelüsten über der Schrift von Wilamowitz brütete, hatte er sich ganz in jene ferne Welt zu seinen geliebten griechischen Philosophen des tragischen Zeitalters begeben; für sie fühlte er eine fast persönliche Zuneigung, besonders für Heraklit, und es schien, als ob er aus dem, was uns von jener Weisheit noch erhalten geblieben ist, mehr heraushörte als andere. Er selbst schreibt im Jahre 1878: „Wenn ich auf den Gesamtklang der älteren griechischen Philosophen hinhorchte,

so meinte ich Töne zu vernehmen, welche ich von der griechischen Kunst und namentlich von der Tragödie gewohnt war zu hören. Inwieweit dies an den Griechen, inwieweit aber auch nur an meinen Ohren (den Ohren eines sehr kunstbedürftigen Menschen) lag, — das kann ich auch jetzt noch nicht mit Bestimmtheit aussprechen."

Aber trotzdem, daß mein Bruder, der Gegenwart entrückt, mit seinen Gedanken in dem tragischen Zeitalter der Griechen lebte, empfand er doch den Angriff des Herrn von Wilamowitz sehr schwer, gerade weil er zu ihm, trotz seiner Jugend, ein besonders gutes Zutrauen gehabt hatte. Er selbst sprach sehr wenig davon, und wenn ich mich zuweilen in kleinen Entrüstungsreden erging, meinte er nur: „Der ganze Angriff ist falsch und ungerecht, aber ich kann mich doch nicht selbst verteidigen!" Dies wäre ihm unmöglich gewesen, — aber er hatte es auch nicht nötig, denn die Freunde rüsteten sich zum Kampf gegen das Pamphlet.

Den Kampf gegen den jungen Wilamowitz eröffnete Richard Wagner in einem „Brief an Friedrich Nietzsche", der am 23. Juni 1872 in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" Aufnahme fand und welchen man in Wagners Schriften Band IX, Seite 330 nachlesen kann.

Wie man sich denken kann und wie wir's aus dem Brief an Gersdorff sehen, war mein Bruder durch das treue Einstehen Wagners für seine Ideen voll dankbarster Ergriffenheit. In dieser Empfindung schrieb er an Wagner und erhielt rührende Zeilen als Antwort: „O Freund! Nun machen Sie mir eigentlich nur noch Sorge, und zwar, weil ich auf Sie so viel gebe! Genau genommen, sind Sie, nach meiner Frau, der einzige Gewinn, den mir das Leben zugeführt: nun kommt zwar glücklicherweise noch Fidi dazu; aber zwischen dem und mir bedarf es eines Gliedes, das nur Sie bilden können, etwa wie der Sohn zum Enkel. Für Fidi habe ich keine Angst, aber für Sie,

und insofern auch für Fidi. Und diese Sorge ist recht gemein bürgerlich: ich möchte Ihr recht ordinäres Wohlergehen, da das Übrige mir vollkommen bei Ihnen gesichert scheint. Ich habe jetzt gerade Morgen für Morgen die ‚Geburt' noch einmal recht aufmerksam durchgelesen; und da sagte ich mir nur immer: ‚wenn er nur recht gesund wird und bleibt, und dabei es ihm sonst recht gut geht, — denn sehr schlecht darf es ihm nicht gehen.'" — Der ganze Brief zeigt Wagners Herzensgüte und Liebenswürdigkeit und ist ein schönes Zeugnis der gegenseitigen Fürsorge und Ehrfurcht, die eine echte Freundschaft immer hervorruft.

Jedoch die Philologen höhnten nach wie vor. Professor U. in Bonn sagte seinen anfragenden Schülern, daß „die Geburt der Tragödie" reiner Unsinn sei. Ritschl dagegen blieb meinem Bruder herzlich zugetan, und als dieser ihm für das „Rheinische Museum" eine Fortsetzung seiner Artikel über den Florentinischen Traktat über den Wettkampf Homers und Hesiods schickte, schrieb er warm erfreut, daß Fritz jetzt wieder „in das alte vertraute sympathische Fahrwasser eingelenkt sei". Daß ihm „die Geburt der Tragödie" gerade nur verziehen wurde, war immerhin etwas kränkend für meinen Bruder, war er doch überzeugt, daß darin zum ersten Male neue und große Ideen ausgesprochen wurden, die noch Jahrhunderte weiter wirken sollten.

Für die Herbstferien plante Fritz eine, wenn auch nur kurze italienische Reise, auf der ich ihn begleiten sollte. Da mich aber dringende Einladungen wieder zurück nach dem Norden führten, wollte er mit mir nach Naumburg fahren. Aber ein himmlisch schöner Herbsttag verführte ihn doch nach Italien zu reisen. Er versprach mir aber alltäglich Aufzeichnungen zu machen, damit ich die Reise nachher noch mit genießen könnte. Aber er hielt sein Versprechen nur die ersten Tage, immerhin will ich diese

kurzen Notizen hier bringen, da sie ihn so deutlich in seiner liebenswürdigen Teilnahme allen, selbst den schlichtesten Leuten gegenüber zeigen. Er begegnete auf seinen Reisen immer nur „guten, gefälligen, braven" Menschen, das heißt: er machte sie so, die Leute wurden durch die sanfte Liebenswürdigkeit seines Wesens bezaubert, so daß sie sich versucht fühlten, ihre allerbesten Seiten herauszukehren, ihre Leiden und Ambitionen ihm anzuvertrauen. Die Notizen, aus welchen er dann einen Brief an unsere gute Mutter machte, die seinen Besuch bestimmt erwartet hatte, beginnen am Abend des 28. September 1872:

„Samstag. Mit einem Basler Ehepaar, das ich nicht kannte, aber zu kennen *scheinen* mußte. Von Baden aus an Lisbeth telegraphiert (die Depesche lautete: Innigsten Gruß zuvor. Heute reinste Herbstschönheit, nun fort ins Erhabene. — Dein Bruder). Gefälligkeit des Herrn Haller aus Bern, der mir seine Karte gibt.

„In Zürich fast angelangt, entdecke ich als Wagengenossen den guten Götz, der mir von seiner durch Kirchners Weggang vermehrten musikalischen Tätigkeit in Zürich sowie von seiner in Hannover aufzuführenden Oper berichtet.

„Von Zürich an fahre ich dritter Klasse bis Rapperswyl in guter bescheidener Gesellschaft, aber frostig, so daß ich den Mut verliere, bis Chur durchzufahren. In Rapperswyl nahm ich wieder zweite Klasse bis Wesen, hier finde ich den Wagen des Hotel Schwert und fahre mit ihm. Hübsches behagliches, doch recht leeres Hotel, in dessen Speisesaal ich allein esse.

„Am ganzen Nachmittag klare goldne Herbstverklärung; die fernsten Schneeberge sind sichtbar. Abends vor Zürich erschien die ganze Kette in herrlichstem Stahlgrau. Etwas Kopfschmerzen augenblicklich. Zweifelhafte Nacht mit gewaltsamen Träumen.

„Sonntag. Ich erwache mit Kopfschmerzen. Mein Fenster führt auf den Wallensee: Die Sonne geht auf

ſeinen teils beſchneiten Gipfeln auf. Ich frühſtücke und gehe noch etwas an den See. Dann auf den Bahnhof, ſehe mir aber noch die höher gelegene und neuer erſcheinende Penſion Speer an. Reiner Morgen. Ich fahre nach Chur, zweiter Klaſſe, aber mit fortwährend wachſendem Unbehagen, trotz der beſonders reichen Ausſicht — See, Ragatz uſw. In Chur merke ich, daß ich unmöglich weiterfahren kann, refüſiere die Anfrage der Poſtbeamten und ziehe mich ſchnell in das Hotel Lukmanier zurück. Dort gibt man mir ein Zimmer mit guter Ausſicht, aber ſchnell lege ich mich zu Bett. Drei Stunden habe ich geſchlafen, fühle mich beſſer und eſſe. Ein beſonders gefälliger und kluger Kellner macht mich auf Bad Paſſug aufmerkſam: ich orientiere mich. In Stadt Chur iſt Sonntagsruhe und Nachmittagsſtimmung. Ich ſteige ganz bequem die Landſtraße empor; herrlicher Rückblick, fortwährend ſich erweiternde und wechſelnde Umſicht. Nach einer Viertelſtunde kleiner abführender Pfad, Tannenwald, ſchöner Schatten, — denn es war bis dahin ziemlich warm. Die Schlucht, durch die die Rabiuſa brauſt, kann ich nicht genug preiſen, Brücken führen bald an das rechte, bald linke Ufer. Der Weg über Waſſerfälle in die Höhe führend. An Ort und Stelle erwartete ich irrtümlich ein Penſionshaus, fand aber nur eine ländliche Wirtſchaft, doch mit Sonntagsgäſten, ſchmauſenden und kaffeetrinkenden Familien. Zuerſt trinke ich an der Sodaquelle drei Gläſer, oben auf einem Balkon eine Flaſche weißen Aſti und ebenfalls jenes Waſſer, dazu eſſe ich bereits mit verändertem Kopf und leidlichem Appetit, Ziegenkäſe. Ein Mann mit chineſiſchen Augen, der an meinem Tiſche ſitzt, bekommt auch ein Glas Aſti: er dankt und trinkt mit ſehr geſchmeichelten Empfindungen. Dann händigt mir die Wirtin eine Anzahl Analyſen und Schriftchen ein, und zum Schluſſe führt mich der Wirt Sprecher herum und läßt mich von allen Quellen trinken; zeigt den Reichtum

der noch nicht gefaßten Hauptquelle und bietet mir, mein Interesse gewahrend, eine Genossenschaft zur Gründung eines Hotels usw. an. Das Tal ist äußerst anziehend, für einen Geologen von unergründeter Mannigfaltigkeit, ja Wunderlichkeit. Es finden sich Graphite, dann Oker mit Quarzen, vielleicht Goldlager usw., man sieht die Steingänge auf das seltsamste gebogen, abgelenkt, zerstückt wie etwa beim Axenstein am Vierwaldstättersee, nur viel kleiner und wilder. — Spät, gegen Sonnenuntergang, gehe ich zurück: die fernsten Spitzen glühen. Endlich tritt Glück und innige Zufriedenheit ein. Ein kleines Kind mit blassen Haaren sucht sich Nüsse und ist drollig. Endlich holt mich ein altes Paar ein, mich anredend und somit auch von mir Gegenrede empfangend. Er, ein alter Graukopf, der Tischlermeister ist oder war und vor 52 Jahren auch in Naumburg auf seiner Wanderschaft an einem heißen Tage war. Sein Sohn ist Missionar in Indien, seit 1858 und wird für nächstes Jahr in Chur erwartet, um seinen Vater noch einmal zu sehen. Die Tochter ist mehrere Male in Ägypten gewesen und war in Basel mit Pastor Riggenbach befreundet. Im Hotel angelangt, schreibe ich etwas und esse. Ein Italiener, der mir gegenübersitzt, redet mich an: mangelhafte Verständigung, da er nicht deutsch spricht."

Weiteres über diese Reise hören wir durch einen Brief an Freiherrn von Gersdorff aus den ersten Tagen des Oktober 1872. Er schreibt von „Hotel Bodenhaus" Splügen: „Hierher, an die Paßgrenze der Schweiz und Italiens habe ich mich zurückgezogen und bin über meine Wahl, bis auf Tinte und Feder (wie Du merkst) sehr zufrieden, sehr glücklich! Wunderbare reiche Einsamkeit, mit den herrlichsten Straßen, auf denen ich stundenlang gehen kann, in meine Gedanken versunken, ohne in einen Abgrund zu fallen: sobald ich aber um mich sehe, ist etwas Neues und Großes zu sehen. Die Menschen kommen nur mit den Posten hier durch, ich esse mit ihnen zu Tisch — meine

ganze Berührung mit ihnen! — sie sind wie die platonischen Schatten vor meiner Höhle. . . . Wenn ich dann einmal weiterreise, so werde ich Brescia ins Auge fassen, um auch dort wieder auszuruhen, d. h. wahrhaft zu reisen, wahrhaft zur Erholung zu reisen! Dort will ich die Bilder eines großen Venetianers studieren, des Moretto, und nur diese: so werde ich mir nicht den Magen, die Augen und die Ferien verderben."

Er hatte sich auch auf den eben genannten Maler mit Hilfe von Burckhardt und dessen Cicerone sehr gut vorbereitet, aber Kunstgenüsse und Italien hielten doch nicht den Vergleich mit der Höhenluft aus. Er kehrte nach einem eintägigen Aufenthalt in Bergamo wieder nach dem Splügen zurück. Nach den Ferien schreibt er mir von Basel aus:

„Meine liebe Lisbeth, nun, Du weißt, was Bergluft ist — man ist darin heiter und voller Menschenliebe, öfters aber sogar großartig und verwegen gestimmt.

„Was ich eigentlich Dir damit sagen will, habe ich bereits wieder vergessen — vielleicht nur, daß ich nicht in Bergluft schreibe, aber daß Du das Ebenen-Erzeugnis mit Bergluft-Empfindung empfangen und verklären magst. Sela . . .

„Meine Reise war, im allerweltsmännlichen Sinne, sehr verunglückt, in meinem männlichen Sinne unvergleichlich geglückt. Zu erzählen ist nichts — Höhenluft! Hochalpenluft! Zentralhochalpenluft! — Ein Versuch, nach Italien zu reisen, mißlang — ekelhafte weichliche Luft, keine Beleuchtungen! Ich kam bis Bergamo (Mitte bis Venedig) und reiste von dort spornstreichs, Hals über Kopf, zurück nach dem Splügen. Denke Dir, von drei Tagen zwei, samt ihren Nächten, verreist, den einen hin, den dritten zurück nach dem Splügen, das ist doch energisch, kurzgefaßt — und teuer! Am letzten Tage der Gesamtreise habe ich einen himmlischen Herbsttag (den einzig guten der ganzen Zeit) in Ragatz zugebracht."

Nach meiner Erinnerung und nach Handschrift und Tinte zu schließen, schrieb mein Bruder in jenen rauhen Herbsttagen auf dem Splügen die Abhandlung: „Das Verhältnis der Schopenhauerischen Philosophie zu einer deutschen Kultur."

Im November traf mein Bruder mit Wagners in Straßburg zusammen und erregte durch seine Heiterkeit und Ausdauer im Ertragen der Anfeindungen, Amtsbürden, Musik und Reisen lebhafte Freude. Frau Cosima schreibt nachher: „Wie haben wir uns gefreut, Sie so wiederzufinden, wie wir Sie gesehen, lieber werter Freund! Sie erfüllen wirklich die Goethe-Mazzinische Maxime und sind so resolut und gesund, daß es eine Freude ist."

Inzwischen hatte Freund Erwin sein Rüstzeug zu Kampf und Sieg gesammelt: im Herbst 1872 erschien das Schriftchen:

Afterphilologie.
Zur Beleuchtung
des
von dem Dr. phil. Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff herausgegebenen Pamphlets: „Zukunftsphilologie!"
Sendschreiben eines Philologen
an
Richard Wagner.

Wer jemals dieses Büchlein gelesen hat, dem wird wohl der zürnende Achill in den Sinn gekommen sein, der prachtvoll siegreich daherfährt und Hektor, den Feind seines Freundes, erbarmungslos um das wehklagende Ilion schleift. Die ganze Schrift ist eine schneidend scharfe Widerlegung all der jugendlichen Irrtümer des Herrn von Wilamowitz. Man versteht den rücksichtslosen Ton der Gegenschrift, wenn man das Pamphlet selbst gelesen hat; es ist in einer ungewöhnlich verletzenden Form geschrieben, und man wundert sich mit Wagner, „daß es im Dienste der Musen so grob hergeht".

Der vernichtende Schluß, in welchem Rohde noch einmal seine ganze Entrüstung zu einem letzten Stoß zusammenfaßt, verursachte das lebhafteste Ergötzen im Freundeskreis. Selbst mein Bruder, sonst kein Freund starker Polemik, hat über diesen Schluß oftmals herzlich gelacht. Deshalb mag er hier folgen: „Nun aber genug und übergenug von dieser unerquicklichen Widerlegung des Pasquillanten. Ich mußte, unsern Freund rechtfertigend, die angemaßten Ansprüche des Dr. phil. auf besseres Wissen als das erweisen, was sie wirklich sind, nämlich die Gedankenlosigkeit, Unwissenheit und Unredlichkeit nicht eines urteilsfähigen, methodischen Philologen, sondern eines vollkommenen Zerrbildes kritischer Methode, eines wirklichen Afterphilologen. Habe ich dabei noch kaum die Hälfte der Mißverständnisse, absichtlichen Mißdeutungen und entstellenden Insinuationen berühren können, die derselbe, neben den sachlichen, von mir als nichtig erwiesenen „Erwiderungen“ durch seine ganze Schmähschrift in ununterbrochenem Flusse herausprudelt, so will ich mich schließlich auch nicht lange bei der Verwunderung darüber aufhalten, was nur diesen Dr. phil. bewegen konnte, so völlig ohne Not eine freiwillige Ausstellung seiner eignen Dürftigkeit und Unwissenheit zu veranstalten. Zu der naiven Eitelkeit zuversichtlicher Ignoranz scheint noch ein besondrer Antrieb hinzugekommen zu sein, den uns seine schließliche Aufforderung an unsern Freund enthüllt, doch gefälligst von dem ihm anvertrauten Lehrstuhle herabzusteigen, nachdem er den Beifall des Dr. phil. von Wilamowitz so völlig verscherzt habe. Ich überlasse einem jeden die moralische Qualifizierung einer so freundlichen Zumutung; wir, die Freunde, werden sicherlich nur lächeln über die Naivetät, mit der in ihr die denunziatorische Beflissenheit des strebsamen Dr. phil. ihre eigentlichen Motive selbst aufdeckt. Wir wollen uns aber erlauben, demselben, als Gegengeschenk, ebenfalls einen guten Rat zu geben. Es

hat ja den Anschein, als ob ihm sein Elaborat nicht ganz ohne Rat und Antrieb gewisser guter Freunde gelungen sei. Falls er nun ein andres Mal sich wieder aufgefordert sehen sollte, durch eine Ausstellung seiner historisch-kritischen Ignoranz die „wahre Wissenschaft" zu retten, so dürfte es doch geraten sein, wenn er, vor der Herausgabe solcher „Rettung", sich recht sorgfältig mit irgend einem jener Freunde beriete, der wenigstens die ersten Kinderschuhe philologischer Kenntnisse ausgetreten hat. Wenn sich ihm nicht etwa, in einer erleuchteten Stunde, der Rat des weisen Heraklit, als ganz besonders für seinen Fall geeignet, vor allen andern empfehlen sollte: „besser ist es, die eigne Unwissenheit zu verbergen, als sie prunkend zur Schau zu stellen."

Ja, ein entrüsteter Freund ist ein furchtbarer, alles vernichtender Streiter! Nach dieser „Abschlachtung" gelüstete es vor der Hand keinen Philologen wieder, einen Kampf gegen die „Geburt der Tragödie" zu wagen. Herr von Wilamowitz versuchte zwar in einem weiteren Schriftchen sich zu rechtfertigen, aber es war verlorene Liebesmüh — der Sieg blieb auf der Seite der beiden Waffenbrüder Nietzsche und Rohde.

Wie mein Bruder selbst über die Rohde'sche Schrift empfand, mögen wir aus folgenden Worten sehen: „Nun Deine Schrift, in ihrer Großherzigkeit und kühnen Kriegsgenossenschaft, mitten in das gackernde Völkchen hineinfallend — welches Schauspiel! Romundt und Overbeck, die einzigen, denen ich bis jetzt sie vorlesen konnte, sind außer sich vor Freude über Dein glücklichstes Gelingen! — sie werden nicht müde, Einzelnes und Allgemeines preisend hervorzuheben, sie nennen die Polemik „Lessingisch" — nun, Du weißt, was gute Deutsche mit diesem Prädikate wollen. Mir gefällt vor allem, immer den tiefen dröhnenden Grundton, wie bei einem starken Wasserfall, mitzuhören, durch den eine jede Polemik erst geweiht wird

und den Eindruck der Größe macht, jener Grundton, in dem Liebe, Vertrauen, Mut, Kraft, Schmerz, Sieg und Hoffnung zusammenklingen. Lieber Freund, ich war ganz erschüttert — und als Du von den „Freunden" sprachst, vermochte ich lange nicht weiter zu lesen. Welche herrlichen Erfahrungen habe ich doch in diesem Jahre gemacht! Und wie zerstiebt an ihnen alles etwa von anderswoher auf mich losstürzende Ungemach! Auch aus Wagners Seele heraus bin ich stolz und glücklich — denn Deine Schrift bezeichnet einen merkwürdigen Wendepunkt in seiner Stellung zu den wissenschaftlichen Kreisen Deutschlands. Kürzlich soll die „Nationalzeitung" so frech gewesen sein, mich unter die „literarischen Lakeien Wagners" einzurechnen; welches Erstaunen, wenn auch Du Dich zu ihm bekennst! Das ist wohl etwas wichtiger noch, als daß Du an meine Seite trittst? Nicht wahr, alter Freund? Und das, gerade das, macht den heutigen Tag mir zu dem glücklichsten, den ich lange erlebt: ich sehe, was Du in deiner Freundestat für mich, für Wagner getan hast!"

Später schreibt er darüber an Fräulein von Meysenbug: „[Sie haben gewiß] noch nicht die Apologie von Professor Rohde in Kiel [gelesen], die er, ebenso mit dem Schwert als der Feder, und mit großer Überlegenheit über seinen Gegner geschrieben hat. Ich habe es nämlich durch meine Geburt der Tragödie dazu gebracht, der anstößigste Philologe des Tages zu sein, für den einzutreten ein wahres Wunderwerk der Kühnheit sein mag, da alles einmütig ist, über mich den Stab zu brechen. Abgesehn von der Polemik, mit der ich Sie nicht belästigen würde, enthält aber die Rohdesche Schrift vielerlei Gutes über die philologischen Fundamente meines Buches und wird dadurch bei Ihnen einige Teilnahme finden können. Wenn ich nur nicht fürchten müßte, daß der großmütige Schritt Rohdes ihn in ein wahres Nest von Mißgunst und Bosheit hineinführen wird! Jetzt sind wir beide zusammen auf dem Index!

„Im Grunde ist es ja eine Verwechslung; ich habe nicht für Philologen geschrieben, obwohl diese — wenn sie nur könnten — mancherlei selbst Rein-Philologisches aus meiner Schrift zu lernen vermöchten. Nun wenden sie sich erbittert an mich, und es scheint, sie meinen, ich habe ein Verbrechen begangen, weil ich nicht zuerst an sie und ihr Verständnis gedacht habe. Auch Rohdes Tat wird erfolglos bleiben, denn nichts vermag die ungeheure Kluft zu überbrücken. Nun ziehe ich ruhig weiter auf meiner Bahn und hüte mich den Ekel zu empfinden, zu dem man sonst auf Schritt und Tritt Veranlassung fände".

Die wahrhaft aufopfernde Handlungsweise Rohdes erfüllte meinen Bruder immer und immer mit der innigsten Dankbarkeit. Man darf nicht vergessen, daß es von seiten des Freundes ein wirkliches Wagnis war: er mußte fürchten, sich seine Universitätskarriere zu verderben. Später, in den Jahren von meines Bruders schlimmster Vereinsamung, als die beiden treusten Jugendfreunde ihm durch Mißverständnisse fast fremd geworden waren, wie sehnte er sich, daß einer der Wenigen, die ihm damals noch nahe standen, ihn mit solcher warmen treuen Leidenschaft in der Öffentlichkeit verteidigen möchte; ach, mit welcher Bitterkeit empfand er es: da war keiner, der es wagte.

Übrigens wurde mein Bruder von den Philologen trotz der glänzenden Verteidigung Rohdes in Acht und Bann getan. Den Studenten wurde der dringende Rat gegeben, nicht in Basel zu studieren, so daß es im Wintersemester 1872—1873 dort keine Philologen gab. Das kränkte meinen Bruder sehr. Die ihm Wohlgesinnten unter den Philologen gedachten seiner nur noch in einem sanften wehklagenden Tone. Er hatte doch wirklich sonst recht Anerkennenswertes in der Philologie geleistet — wie bedauerlich, daß er sich auf so seltsame Bahnen begeben hatte! Doch ließ man nicht alle Hoffnung schwinden; ein Kritiker schließt seine Besprechung der oben erwähnten

Artikel über „den Florentiniſchen Traktat“ mit folgenden Worten: „Wir ſcheiden von der Abhandlung, die eine bedeutende Stellung in der Heſiodliteratur einnimmt, mit der Hoffnung, daß der begabte Verfaſſer ſeine am Schluß ausgeſprochenen Pläne inbetreff einer Auseinanderſetzung der heſiodiſch-homeriſchen Verwandtſchaftsliſten recht bald realiſieren und ſeiner jetzigen Zukunftsmuſik und Zukunftsphilologie den Rücken kehren möchte.“

Mein Bruder hatte von ſeiten der Gelehrten und Ungelehrten eine ganz andre Aufnahme erwartet; er begriff nicht, warum dieſes „ſchwärmeriſch-gutmütige“ Buch ſo wenig verſtanden wurde und ſo viel unnötige Gehäſſigkeit erregte. Er ſchreibt einmal an Gersdorff ſehr enttäuſcht über die Gegenwart, aber hoffnungsvoll für die Zukunft: „Meinem Buche wird es doch ſchwer ſich zu verbreiten! ... Jetzt erwarte ich nichts oder Bosheiten oder Albernheiten. Aber ich rechne auf einen ſtillen langſamen Gang durch die Jahrhunderte, wie ich Dir mit der größten Überzeugung ausſpreche. Denn gewiſſe ewige Dinge ſind hier zum erſten Male ausgeſprochen: Das muß weiterklingen.“

Im ſtillen ſagte er ſich damals ſchon, daß er durch das Hineinziehn der Wagneriſchen Kunſt ſein Buch noch ſchwerer verſtändlich gemacht habe, aber zugleich empfand er auf das ſtärkſte, daß eine ſo tiefe und große Freundſchaft, wie die ſeine für Richard Wagner, ernſte Pflichten auferlege, daß er in dieſer Empfindung Genüge und Entſchädigung finden müſſe — ja, daß eine ſolche Freundſchaft auch in gewiſſer Hinſicht ein sacrifizio dell' intelletto fordern darf. Er ſchreibt: „Im übrigen habe ich den Glauben, daß wir nicht geboren ſind, glücklich zu ſein, ſondern unſre Pflicht zu tun; und wir wollen uns ſegnen, wenn wir wiſſen, wo unſre Pflicht iſt.“ Damals war er darüber nicht im Zweifel; aber ſpäter nach 1876 kam eine bedeutende Wandlung ſeiner Gefühle: er ſegnete durchaus nicht mehr weder ſich noch die Pflicht, die ihn dazu verleitet hatte,

Wagner mit der griechischen Kunst vermengt zu haben. Eine Zeitlang sprach er sich überhaupt nicht gern über das Buch aus. Doch gedenkt er noch in Aufzeichnungen aus dem Jahre 1878 seiner Anschauungsweise aus der Zeit der „Geburt der Tragödie" ohne Mißstimmung: „Wie wurmstichig und durchlöchert das Menschenleben sei, wie ganz und gar auf Betrug und Verstellung aufgebaut, wie alles Erhebende, wie die Illusionen, alle Lust am Leben dem Irrtum verdankt werden — und wie insofern der Ursprung einer solchen Welt nicht in einem moralischen Wesen, vielleicht aber in einem Künstler-Schöpfer zu suchen sei — wobei ich meinte, daß einem solchen Wesen durchaus keine Verehrung im Sinne des Christentums (welches den Gott der Güte und Liebe aufstellt) gebühre und sogar die Andeutung nicht scheute, ob dem deutschen Wesen diese Vorstellung, wie sie gewaltsam inokuliert worden ist, auch gewaltsam wieder entrissen werden könnte. Damit meinte ich in Wagners Kunst den Weg zu einem deutschen Heidentum entdeckt zu haben, mindestens eine Brücke zu einer spezifisch unchristlichen Welt- und Menschenbetrachtung. „Die Götter sind schlecht und wissend: sie verdienen den Untergang, der Mensch ist gut und dumm — er hat eine schönere Zukunft und erreicht sie, wenn jene erst in ihre endliche Dämmerung eingegangen sind" — so werde ich damals mein Glaubensbekenntnis formuliert haben." „Damals glaubte ich, daß die Welt vom ästhetischen Standpunkt aus ein Schauspiel und als solches von ihrem Dichter gemeint sei, daß sie aber als moralisches Phänomen ein Betrug sei: weshalb ich zu dem Schlusse kam, daß nur als ästhetisches Phänomen die Welt sich rechtfertigen lasse."

Später empfand er fast Abneigung gegen sein erstes Buch und lieh ihr in einer Vorrede oder Nachrede, die er „Versuch einer Selbstkritik" nannte, bei einer Neuauflage der Geburt der Tragödie im Jahre 1886 recht bittere Worte. (Taschenausgabe I. Band, Seite 33.) Es dünkte

ihn unbegreiflich, in welch gewaltsamer Weise er die griechische Welt mit der Wagnerschen Musik in Verbindung gebracht habe, und dazu mit jener philosophisch-metaphysischen Anschauung, die noch heute in Bayreuth existiert. Aber wie er sehr richtig späterhin sagt: „Die Übertragung der Musik ins Metaphysische war ein Akt der Verehrung und Dankbarkeit; im Grunde haben es alle religiösen Menschen bisher so mit ihrem Erlebnis gemacht." Was er aber damals Wagner zum Opfer gebracht hat, ist von Wagner niemals verstanden worden. Ich will hier nicht als Hauptsache geltend machen, daß er sich damals durch sein Eintreten für Wagner seine ganze philosophische Karriere und seinen Ruf als gründlich-wissenschaftlicher Gelehrter verdarb. Schlimmer war, daß er dadurch in Kämpfe verwickelt wurde, die zum erstenmal sein naives Zutrauen zum Wohlwollen von Menschen und Welt erschütterten. Es war ihm bis dahin in jeder Beziehung merkwürdig gut gegangen, er bezeichnete sich selbst öfters als einen „Glückspringz". Daß er nach dem Erscheinen der „Geburt der Tragödie" auf eine so unerhörte Weise angegriffen wurde, wäre ohne den Zusammenhang mit Wagner unmöglich gewesen. Man begreift seine Seufzer:

„... Wie schade, daß ich, was ich damals zu sagen hatte, es nicht als Dichter zu sagen wagte: ich hätte es vielleicht gekonnt! Oder mindestens als Philologe: — bleibt doch auch heute noch für den Philologen auf diesem Gebiete beinahe alles zu entdecken und auszugraben! Vor allem das Problem, daß hier ein Problem vorliegt, — und daß die Griechen, so lange wir keine Antwort auf die Frage „was ist dionysisch?" haben, nach wie vor gänzlich unerkannt und unvorstellbar sind" ... „Aber es gibt etwas viel Schlimmeres an dem Buche, das ich jetzt noch mehr bedauere, als mit Schopenhauerischen Formeln dionysische Ahnungen verdunkelt und verdorben zu haben: daß ich mir nämlich überhaupt das grandiose griechische Problem,

wie mir es aufgegangen war, durch Einmischung der modernsten Dinge verdarb!"

In diesen Auseinandersetzungen herrscht die Mißstimmung vor, aber schon zwei Jahre später betrachtet er in der „Götzen-Dämmerung" auch dieses Buch mit dem ihm eigenen amor fati und der daraus erwachsenden reinen Freude; und das Beste und Zusammenfassendste, was jemals über „die Geburt der Tragödie" gesagt worden ist, schreibt er im Spätjahr 1888 im Ecce homo, wo er sich mit Liebe und Leidenschaft diesem Jugendwerk zuwendet und sehr richtig erkennt, wie sehr es bereits mit seinen ungeheuren Hoffnungen sein ganzes Lebenswerk ankündigt.

Wenn ich alles zusammenfasse, was hier über die „Geburt der Tragödie" erzählt worden ist, so empfinde ich besonders deutlich, wie recht mein Bruder damals im Januar 1872 hatte, als er schrieb: „Ein ungeheurer Ernst erfaßt mich bei allem, was ich darüber vernehme, weil ich in solchen Stimmen die Zukunft dessen, was ich vorhabe, errate. Dieses Leben wird noch sehr schwer."

Die Erlebnisse, welche sich um das Erscheinen seines ersten Buches gruppierten, sind gewissermaßen typisch zu nennen, deshalb sind sie auch hier so ausführlich geschildert worden. Bei jedem energischen neuen Schritt auf der Bahn seiner Entwicklung und seiner schriftstellerischen Tätigkeit wiederholten sich dieselben Erscheinungen: außerordentliches Befremden jener Kreise, die ihn bis dahin ganz und gar als zu ihnen gehörig betrachteten, — man sucht einer bestimmten Persönlichkeit die Schuld der Änderung aufzubürden, sie als den Verführer zu bezeichnen, — einige der alten Gesinnungsgenossen werden entschiedene Feinde, — andre, die ihm persönlich besonders zugetan sind, versuchen, selbst contre coeur, wohl oder übel ein Verständnis zu finden, — ein paar treue Freunde folgen durch dick und dünn, — es treten neue begeisterte Verehrer auf, die ihn zum größten Teil mißverstehen, — und nur

einigen wenigen — nein niemand — kommt die Ahnung seiner wahren Größe. Alles in allem ist jeder große Schritt vorwärts für ihn mit vielen Leiden und Enttäuschungen verknüpft gewesen; dieses steigerte sich am Ende seines Schaffens bis ins Ungeheure und veränderte seine Empfindungen bei seiner Leidensfähigkeit zuweilen zur herbsten Erbitterung. In der Mitte seiner Tätigkeit schreibt er aber einmal wehmütig: „Man muß nur etwas Gutes und Neues vollbringen, dann erlebt man an seinen Freunden, was es heißt, zum guten Spiel eine böse Miene machen.“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Bildung und Erziehung.

Schon seit seinen Studentenjahren hatte sich mein Bruder oft gefragt: was ist deutsche Bildung, was ist deutsche Kultur? Manche Aufzeichnungen aus jener Zeit legen davon Zeugnis ab. Nun kamen ihm von allen Seiten neue Anregungen, diese Fragen von neuem aufzuwerfen. Tief aufwühlende Lebensereignisse: seine Freundschaft mit Wagner und die Kriegsjahre bestätigten seine alten Zweifel und gaben ihm auf die alten Fragen neue Antworten. „Was ist Bildung? Zweck der Bildung?" fragte er sich — „Verständnis und Förderung seiner edelsten Zeitgenossen. Vorbereitung der Werdenden und Kommenden." Was ist Aufgabe der Bildung? — „Zu leben und zu wirken in den edelsten Bestrebungen seines Volkes. Nicht also nur rezipieren und lernen, sondern leben. Seine Zeit und sein Volk befreien von den verzogenen Linien, sein Idealbild vor Augen zu haben."

Immerhin kam ihm zum Bewußtsein, daß es den Deutschen zu ihrer Bildung an den rechten Bildnern fehle, denn „die Erziehung eines Volkes zur Bildung ist wesentlich Gewöhnung an gute Vorbilder". Mein Bruder setzte seine ganze Hoffnung auf die Lehrer und Erzieher des Volkes: „Erzieher erziehen! Aber die ersten müssen sich selbst erziehen! Und für diese schreibe ich." Nun sollte ihm auch Gelegenheit gegeben werden, darüber zu reden.

Anfang des Winters 1871—72 wurde er von der „akademiſchen Geſellſchaft“ in Baſel aufgefordert, einige Vorträge zu halten. Er verfaßte darauf, hauptſächlich in den Weihnachtsferien 1871, die er deshalb in Baſel verlebte, auf Grund früherer Aufzeichnungen ſeine Vorträge: „Über die Zukunft unſerer Bildungsanſtalten.“ Sie ſind mit wahrem Enthuſiasmus aufgenommen worden, der ſich von Vortrag zu Vortrag ſteigerte.

Im Anfang des Jahres 1872 wurde überhaupt ſehr viel über meinen Bruder in Baſel geſprochen. Das Erſcheinen der „Geburt der Tragödie“ und die wunderbaren Vorträge erweckten das verſchiedenartigſte Intereſſe und ein allſeitiges Erſtaunen. Dieſe Vorträge enthielten die ſtärkſten Ketzereien gegen altbegründete Einrichtungen, auf welche man glaubte, ſtolz ſein zu dürfen; und eigentlich hätten dieſe Angriffe allgemeine Entrüſtung erregen müſſen; aber ſie wurden ſo liebenswürdig eingekleidet, daß man ſich der Ketzereien kaum bewußt wurde.

Mein Bruder verſetzt ſich ſelbſt ſieben Jahre zurück, er iſt noch einmal Student geworden und ſchildert die eigenen Kämpfe und ernſten Fragen, die ſich ihm damals aufdrängten. Manche der kleinen Erlebniſſe ſind, wenn er ſich deſſen auch ſpäter nicht mehr genau erinnerte, wie wir aber aus den Aufzeichnungen jener Jahre erſehen, ſelbſt erlebt, — nicht gerade nur in Bonn, ſondern auch in Leipzig, Naumburg, Pforta. Da er es nicht ſchicklich fand, als Profeſſor von 27 Jahren den würdigen Ratsherrn und Kollegen der Univerſität Baſel ſo außerordentlich bittere Wahrheiten über altbegründete hochgehaltene Inſtitutionen ins Geſicht zu ſagen, ſo kleidete er ſeine Gedanken in ein poetiſches Gewand und fingierte die Geſtalt eines greiſen Philoſophen (Schopenhauer), dem er dann die ſcharfen Urteile, die leidenſchaftlichen Ergüſſe ſeines Herzens in den Mund legte. Dieſe Fiktion, daß das Alter urteilte und nicht die Jugend, nahm den Vorträgen alle Schärfe.

Leider konnte mein Bruder die letzte Vorlesung nicht halten, er erkältete sich, als er nach dem fünften Vortrag aus der überheizten Aula in die kalte Luft hinauskam. Ehe er wieder hergestellt war, trat der Schluß des Semesters ein und machte die letzte Vorlesung unmöglich. Aber der damals dafür bestimmte Plan gibt uns eine gute Vorstellung, in welch hoffnungsvollem Sinne diese Vorträge im März 1872 zu Ende geführt werden sollten. Er malt in der Verbrüderung des Philosophen und des Künstlers ein Bild der deutschen Kultur, die aus der Vereinigung der Schopenhauerischen Philosophie mit der Wagnerischen Kunst hervorblühen sollte. Diese beiden Meister, Schopenhauer und Wagner, begegnen sich in jener schönen Sommernacht in Gegenwart der jugendlichen Verehrerschar, und das Zusammensein gestaltet sich zu einer Feier, die eine momentane Erfüllung der geträumten herrlichen Zukunft darstellt. Nach den Angriffen, denen mein Bruder im Sommer 1872 infolge der „Geburt der Tragödie" ausgesetzt war, fühlte er aber zu deutlich, wie weit die damalige Gegenwart von solchen Idealen entfernt war; es schien ihm also angemessen, in dem später niedergeschriebenen neuen Plan die alten Ideale durch den Vertreter jener Zeit, den Literaten und der diesem zustimmenden studentischen Jugend nachdrücklich verwerfen zu lassen. Und so formuliert er in der lärmenden Schlußszene des zweiten Planes aus dem Herbst 1872 zum ersten Male den feindseligen Gegensatz zwischen seinen unzeitgemäßen Hoffnungen und aller zeitgemäßen Bildung. Der Schluß erscheint fast als ein schmerzlicher Verzicht auf seine Zukunftsträume.

Wäre der zweite Plan zur Ausführung gekommen, so würde der Raum eines Abends nicht für den zu bewältigenden Stoff ausgereicht haben. Mein Bruder beabsichtigte deshalb noch zwei Vorträge zu halten: „Der entartete Bildungsmensch" und „Die zukünftige Schule".

Aber dazu war im Sommer in Basel keine Gelegenheit, und im darauffolgenden Winter war er bereits in seiner Entwicklung und der Ausarbeitung seiner Ideen so weit fortgeschritten, daß ihm die Form der Vorträge sehr mißfiel und er auf einer solchen Basis nicht weiter bauen wollte.

Es tat den Baslern aufrichtig leid, daß ihnen der Schluß der Vorlesungen vorenthalten worden war; denn diese hatten viele interessante Fragen angeregt und große Spannung nach des Rätsels Lösung erweckt. Wie oft und wie lebhaft drückten sie mir das Bedauern darüber aus, daß ihnen nicht die zukünftige Bildungsanstalt geschildert worden wäre! Ich tröstete immer, daß mein Bruder diese Vorträge nächstens drucken lassen würde. Er hatte im Frühjahr 1872 diese Absicht gehabt und wollte der im Mai in Leipzig tagenden Philologenversammlung, allerdings mit ziemlich ironischen Empfindungen, diese Vorträge zur ernsten Mahnung widmen; aber er fand keine Zeit dazu, sie zum Druck sorgfältig vorzubereiten und den dazu gehörigen Schluß zu schreiben. Dann beabsichtigte er die ganzen Vorträge, vor allem den Dialog, künstlerisch umzubilden und verschob deshalb den Druck auf eine spätere Zeit; aber die Wellen der Entwicklung fluteten darüber hinweg.

Die zukünftige Bildungsanstalt zur Bildung der Erzieher zu verwirklichen, ist im Sommer 1873 ein energischer Anlauf genommen worden. Mein Bruder und ich befanden uns in Graubünden in dem reizend gelegenen Flims: dort wurde uns ein schönes, altes kleines Schloß, in dem es etwas spuken sollte, zu einem ungewöhnlich billigen Preis (zwanzig bis fünfundzwanzigtausend Franken) zum Kauf angeboten. Ich war stets von dem Wunsche beseelt gewesen, mein Leben einer großen Aufgabe zu widmen und wollte damals durchaus dieses Schlößchen für die Bildungsanstalt ankaufen. Es besaß schöne altertümliche Zimmer;

eines derselben war prachtvoll in Renaissancestil getäfelt und mit herrlichen Schnitzereien verziert. Es hätte freilich nicht für Viele Raum gegeben, aber für die Allzuvielen sollte es ja auch nicht sein. Vor dem Schlößchen breitete sich der Garten in Form eines sehr in die Länge gezogenen Rechtecks aus. An den Mauern sollten überdeckte Wandelgänge angelegt werden, da das Lehren und Beraten möglichst wenig im Sitzen, sondern meist im Wandeln stattfinden sollte; der sehr lange Rasenplatz in der Mitte blieb für körperliche Übungen frei.

Zunächst sollte das Schlößchen keine Lehranstalt sein, sondern eine Brüderschaft von Lehrern und Erziehern vereinigen. Hier sollte miteinander gelebt, gedacht und beraten werden, mit Unterbrechungen durch gemeinsame Ausflüge nach den Stätten edelster Kunst, wozu die Nähe von Italien besonders Veranlassung gegeben haben würde. Mein Bruder schrieb für die nächsten Freunde eine schwungvolle Einladung zu dieser Brüderschaft, deren sich Freiherr von Gersdorff noch lebhaft erinnerte, die sich aber noch nicht wiedergefunden hat. Gersdorff glaubte indessen in einer Notiz aus dem Frühjahr 1874 einen Rückblick auf meines Bruders Plan und auf jene Einladung wiederzufinden: „Ich träume eine Genossenschaft von Menschen, welche unbedingt sind, keine Schonung kennen und ‚Vernichter' heißen wollen: sie halten an alles den Maßstab ihrer Kritik und opfern sich der Wahrheit. Das Schlimme und Falsche soll ans Licht! Wir wollen nicht vorzeitig bauen, wir wissen nicht, ob wir je bauen können und ob es nicht das beste ist, nicht zu bauen. Es gibt faule Pessimisten, Resignisten — zu denen wollen wir nicht gehören." Sein ganzes Leben hindurch hat er unter den verschiedensten Formen den einen Plan verfolgt, daß sich ein Kreis großdenkender wahrhaft freier Menschen aus allen Sphären der Gesellschaft zusammenfinden sollte, um miteinander den tiefsten Problemen dieses so rätselhaften

Lebens nachzuspüren, zu versuchen, sie zu ergründen und sich gegenseitig in der Erkenntnis zu fördern. Daß damals die Verwirklichung jenes Planes scheiterte, hatte zunächst einen ganz äußerlichen Grund: die sehr gutmütigen, rechtschaffenen Verkäufer hielten mich für jünger, als ich war, machten sich offenbar Gedanken, meine Unerfahrenheit und Begeisterung zu benutzen und boten mir deshalb vier Wochen Bedenkzeit an. Dadurch gewannen wir Zeit zum Nachdenken und zu vernünftigen Überlegungen, die uns schließlich den Plan als zu jugendlich und phantastisch erscheinen ließen. Auch wurde es meinem Bruder allmählich schwer, sich von Basel zu trennen.

Schon als er im Januar 1872 einen Ruf nach Greifswald erhielt (noch auf seinen alten Ruf als guter Philologe, ohne daß man dort die Geburt der Tragödie kannte), fühlte er sich so behaglich in Basel, daß er sich die Frage nur kurze Zeit überlegte und sofort endgültig absagte; er meinte: „Wozu so schnell wechseln, wozu in einen Glückstopf greifen, da es der Nieten so viele gibt?“ Daß es Brauch war, einen solchen Ruf als Druckmittel zu verwenden, um irgend welchen Vorteil von der Regierung zu erlangen, wußte mein Bruder wohl, dachte aber nicht im entferntesten daran, diesen Brauch nachzuahmen. Auch einen Fackelzug, den ihm die Studenten bringen wollten, lehnte er freundlich dankend ab: er wünschte nicht für etwas gefeiert zu werden, das für ihn kein Opfer gewesen war. Später hörte ich, wie sich die Erziehungsbehörde im stillen über seine kindliche Harmlosigkeit in Geldangelegenheiten verwundert hatte; aber es war ganz im Basler vornehmen Sinn gehandelt, daß man ihm kurz darauf, ohne sein Zutun, den Gehalt erhöhte. Mit folgenden liebenswürdigen Worten zeigte ihm dies die Universitäts-Curatel unterm 24. Januar 1872 an:

„Hochgeehrter Herr Professor! Wir haben die angenehme Pflicht, Ihnen unsern besten Dank für die Art

und Weise zu sagen, mit welcher Sie aus Liebe für Ihre hiesige Stellung und Wirksamkeit eine ehrenvolle Anfrage nach Greifswald abgelehnt haben. Wir zweifeln nicht daran, daß die geachtete Stellung, welche Sie als beliebter Lehrer an der Universität und am Pädagogium einnehmen, Ihnen auch fernerhin zur Befriedigung gereichen wird. In Anerkennung Ihrer vortrefflichen Leistungen hat gemäß unserm Antrage die hohe Regierung beschlossen, vom Beginn dieses Jahres an Ihren Gehalt auf 4000 Francs zu erhöhen." . . .

Was ihn damals so besonders an Basel gebunden hat, war zunächst das liebenswürdige Entgegenkommen und die große persönliche Freiheit, die man ihm von seiten der Behörden und der Kollegenschaft gewährte, sodann aber auch die ungewöhnliche Verehrung, die er für Jacob Burckhardt empfand. Auch Frau Wagner schreibt an meinen Bruder, als er ihr seine abschlägige Antwort, daß er nicht nach Greifswald gehen wolle, mitgeteilt hatte: „auf ihn kam es Ihnen wohl in Basel einzig an."

Es war für ihn auch jeder Grund vorhanden, um sich in Basel wohl zu fühlen. Von allen Seiten begegnete man ihm auf das liebenswürdigste, selbst das Basler Patriziat, das sonst in dem Rufe stand, sich allem Neuen und Fremden gegenüber streng abzuschließen, machte zu seinen Gunsten eine Ausnahme. Er wurde sehr viel, oft als der einzige Deutsche, zu Bällen und Gesellschaften des Patriziats eingeladen und hatte im Winter 1872 soviel getanzt, daß er uns im Frühjahr bittet, bei seinem Schneider in Naumburg einen neuen „Musterfrack" zu bestellen. „Mein jetziger ist ganz verbraucht. — Anstrengungen dieses Winters!" — Geheimrat Gelzer in Jena erzählte mir, daß damals in einer Herrengesellschaft alter Basler Patrizier scherzhaft erwogen worden sei, wer unter ihnen seiner ganzen Art und Weise nach der Vornehmste in Basel sei. Darauf hätte der alte Peter Merian lachend

gerufen: „Von uns ist es keiner, der Vornehmste ist der Professor Nietzsche.“

Auch seine häuslichen Verhältnisse gestalteten sich dadurch angenehmer, daß seit Herbst 1872 sein Freund Dr. Romundt mit ihm in demselben Hause wohnte und mein Bruder sich mit Professor Overbeck befreundete. Mit diesem hatte er zwar schon 2½ Jahre in einem Hause gewohnt, ohne ihm nahe gekommen zu sein, was man am besten daraus sehen kann, daß mein Bruder nie daran gedacht hatte, Overbeck mit nach Tribschen zu Richard Wagner zu nehmen, während Rohde und Gersdorff, selbst bei kurzen Besuchen, sogleich nach Tribschen eingeladen und mitgenommen wurden. Auch das Freundschaftsfest oder die Dämonenweihe im Spätherbst 1871 feierte mein Bruder bei Jacob Burckhardt, welcher von meinem Bruder aus am andern Ende der Stadt wohnte. Er war garnicht auf den Gedanken gekommen, die Feier mit Overbeck zu begehen. Was meinen Bruder so lange Zeit von ihm ferngehalten hat, mag vielleicht Burckhardts Abneigung gegen Overbeck gewesen sein, und was sie schließlich zu einander führte, der Umstand, daß Overbeck nach dem Angriff von Wilamowitz für meinen Bruder leidenschaftlich Partei nahm, worüber dieser sich zu mir ebenso erstaunt wie dankbar äußerte. Aber auch sonst nahm man in Basel für meinen Bruder Partei, man war sich seines Wertes wohl bewußt.

Mein Bruder galt als ein ausgezeichneter Lehrer der Universität und des Pädagogiums; es wurde vielfach erzählt, daß sich die bedeutendsten Basler Kollegen, z. B. Jacob Burckhardt dahin ausgesprochen hätte: „solch eine Lehrkraft wie ihn bekäme man in Basel so bald nicht wieder.“ Ihm selbst machte seine Tätigkeit nicht durchweg Freude, er wünschte stets, seine Schüler möchten älter sein. Er wurde von den Studenten im höchsten Grade verehrt, seinetwegen bezogen manche die Basler Universität,

schworen auf sein Wort, waren voll von zarten Aufmerksamkeiten, und poetisch angehauchte junge Gemüter legten in seinem Zimmer verehrend Blumen nieder. Ich entnehme einer Schrift von Ludwig Stein folgende Notizen, die auf näheren Erkundigungen in Basel beruhen. Herr Professor Stein schildert das dortige äußere Auftreten meines Bruders und beginnt mit der Behauptung: „Der Auszeichnung des schöneren Geschlechtes wäre es wohl zuzuschreiben, daß mein Bruder in seinem Äußeren von peinlicher Sauberkeit und gewähltem Geschmack gewesen wäre." Ich muß hier aber entschieden widersprechen und auf die Gefahr hin, der Unhöflichkeit gegen mein eigenes Geschlecht beschuldigt zu werden, versichern, daß mein Bruder unseretwegen sich niemals die geringste Mühe gegeben hat, nett auszusehen. Vom frühesten Morgen an war er so angezogen, daß er Besuch empfangen konnte; seine angeborne peinliche Sauberkeit, seine anmutige Würde ließ ihn selbst im einfachsten Rock elegant aussehen. Damals wollte er nie Schlafrock und Pantoffeln tragen; gegen diese nachlässige Tracht hatte sich bei ihm in jener Zeit ein wahrer Widerwillen ausgebildet. Stein fährt in seiner Schrift weiter fort:

„So erschien er in Basel, wie mir einer seiner dankbarsten Schüler mitteilte, auch im Kolleg stets in sorgfältiger, eleganter Toilette, im Sommer mit weißem (silbergrauer Filz, A. d. V.) Zylinder und, wenn es das Wetter nur irgend gestattete, in heller Kleidung. Als akademischer Lehrer entfaltete er ... weniger eine ausgebreitete, denn eine intensive Wirksamkeit. Er hatte es darauf abgesehen, die tüchtigsten Köpfe aus dem Wust des Mittelmäßigen heraus zu destillieren und gerade diesen eine besondere Sorgfalt zu widmen. Seine bevorzugten Schüler schauten mit dankbarer Verehrung zu ihm empor. Einer derselben, jetzt ein sehr geschätzter akademischer Lehrer, der in den Jahren 1873—74 bei Nietzsche Kollegien über „die vor-

platonische Philosophie" und „Platons Leben und Schriften" gehört hat, schildert mir seine Eindrücke folgendermaßen: „Nietzsche zählte damals achtundzwanzig Jahre; um so eigentümlicher erschien uns seine Art, welche die philosophische Abklärung höheren Alters zur Schau trug. Ein langsamer, leiser, nie pathetischer Vortrag zeichnete ihn aus. mit gedankenvollen ‚Kunstpausen' wie unser terminus technicus lautete, auffallend durchwoben. Im Kolleg las er und zwar aus einem in weiches, rotes Leder eingebundenen schönen großen Heft. Den griechischen Unterricht am Pädagogium (an welcher Anstalt Nietzsche neben einem Jacob Burckhardt und Moritz Heyne zu lehren, in Folge seiner Professur an der Universität verpflichtet war) begann er bei uns gerade mit dem Allerschwierigsten, den ‚Eumeniden' des Äschylus. Öfters gab er uns in der Schule Vorträge zum besten, über die griechische Tragödie (seine damalige Lieblingsbeschäftigung) über die Anfänge der griechischen Philosophie, über Sprachphilosophie u. a. m. und ließ uns gelegentlich, auch unpräpariert, Vorträge halten, oder aus Grotes ‚Geschichte Griechenlands' vorlesen."

Die oberste Klasse des Basler Pädagogiums, die in den Jahren 1869—1877 immer nur aus wenigen, höchstens 9—16 Schülern bestand, war in alter Zeit ziemlich eng mit der Universität liiert und mit ihrer Absolvierung die Berechtigung zum Baccalaureat verbunden gewesen. Von jener Zeit her erfreute sich diese Klasse verschiedener Bevorzugungen und eines größeren Maßes von Freiheit, als sonst der Prima eines deutschen Gymnasiums zugemessen ist, z. B. hatten sie „Verbindungen", ganz in der Art der studentischen. Diese größere Freiheit zeigte sich zuweilen auch in unschuldigen losen Streichen, die sich hie und da gegen die Lehrer richteten. Als einer der Schüler meines Bruders einmal seiner Mutter von dergleichen Geschichten erzählte, fragte sie ihn: „macht ihr bei Professor Nietzsche

auch solche Streiche?“ „Nein, natürlich nicht,“ antwortete der junge Mann entrüstet, „denn der — der würde uns einfach verachten.“ Mein Bruder schreibt im Jahre 1888 auf seine Lehrtätigkeit in Basel zurückblickend: „In den sieben Jahren, wo ich an der obersten Klasse des Basler Pädagogiums Griechisch lehrte, habe ich keinen Anlaß gehabt, eine Strafe zu verhängen; die Faulsten waren bei mir fleißig.“

In dem ganzen Wesen meines Bruders lag ein Appell an die höchste Leistungsfähigkeit der jungen Leute. Daß er nur die Tüchtigsten, die Begabten besonders beachtete, über die andern aber mit liebenswürdiger Duldung hinwegging, stachelte jeden, der noch einen Funken Ehrgefühl besaß, zu dem Höchsten an, was er überhaupt hervorzubringen vermochte. Und mein Bruder konnte sich dann so herzlich und aufrichtig freuen, wenn auch ein Minderbegabter plötzlich etwas Gutes zum Vorschein brachte.

Der Zauber seiner Persönlichkeit lag in dem Mangel jeglicher Pose und Absichtlichkeit; er gab sich mit voller edler Natürlichkeit ganz wie er war, und er konnte sich so geben — andre dürfen das nicht. Ein ausgezeichneter alter Basler, Präsident Dr. Thurneysen, sagte mir im Herbst 1896: „Ihr Bruder erschien mir immer wie ein Wesen direkt aus Gottes Hand hervorgegangen, noch nicht von dem Staub der Welt beschmutzt.“ —

Die Vorträge über die Bildungsanstalten hatten meinem Bruder, trotz seines späteren unbefriedigten Urteils, während er sie hielt großes Vergnügen bereitet. Das war doch noch etwas ganz Anderes, als junge Leute zu belehren, denen man immer das Beste nicht sagen durfte! Im Frühjahr 1872 faßte er den Plan, den nächsten Winter seine akademische Tätigkeit zu unterbrechen, um in den Wagner-Vereinen der größeren Städte Vorträge über die Nibelungenfestspiele zu halten. Diese Vorlesungen sollten hauptsächlich dem Bayreuther Unternehmen dienen, dann

aber auch den deutschen Philister aus seiner Selbstzufriedenheit aufrütteln und dem deutschen Gelehrten seine höchsten Ziele als Erzieher und Bildner des Volkes klarmachen.

Aus praktischen und andern Erwägungen wurde jedoch die Absicht, umherzuziehen und Vorträge zu halten, wieder aufgegeben und ebenso ein neuer literarischer Plan, den er gleich nach der Rückkehr von der Grundsteinlegung des Bayreuther Festspielhauses faßte. Die neue Schrift sollte „Reden eines Hoffenden", später „Bayreuther Horizontbetrachtungen" heißen. Alle diese Pläne wurden aufgegeben, weil sie in der Tat nicht geeignet schienen, das Bayreuther Unternehmen zu fördern.

Im Sommer 1872 wandte sich mein Bruder in seinem Kummer über den künstlerischen Unverstand und die falsche Bildung der Deutschen den fernen Zeiten der hellenischen Kultur zu, besonders den hehren Gestalten der vorplatonischen Philosophen, über welche er ein Kolleg las. Er schreibt an Rohde: „In mir drängen sich jetzt die Entwürfe etwas durcheinander: doch fühle ich mich immer auf einer Bahn, — es gibt keine Verwirrung; und wenn man mir nur Zeit läßt, bringe ichs ans Tageslicht. Besonders fruchtbar ist meine Sommerbeschäftigung mit den vorplatonischen Philosophen geworden."

Aus diesen Kollegien entstand im Winter 1872—73 das Manuskript zu einem neuen Werke. Er teilte mir Anfang Februar 1873 mit, daß er an einem neuen Buch sehr tätig gewesen sei, welches wahrscheinlich den Titel „die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen" führen würde, und im nächsten Brief schreibt er in der Güte seiner liebenswürdigen Natur: „Übrigens danke ich Dir, liebe Liesbeth, sehr für Deine Briefe: Deine Freude über das werdende Buch und Dein Versprechen, im Sommer zu kommen, haben in gleicher Weise einen vollen Anspruch auf meine Dankbarkeit, und ich freue mich auf Pfingsten, wo Du eintreffen wirst und wo hoffentlich auch

mein Buch im Ganzen und Großen fertig sein wird." An Gersdorff schreibt er darüber: „Nach Bayreuth bringe ich ein Manuskript „die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen" mit, zum Vorlesen. Von der buchmäßigen Form ist aber das Ganze noch sehr entfernt; ich werde immer strenger gegen mich und muß noch viel Zeit vergehen lassen, um eine nochmalige Darstellung (die vierte desselben Themas) zu wagen. Auch war ich genötigt, die sonderbarsten Studien zu jenem Zwecke zu treiben, selbst die Mathematik trat in die Nähe, ohne Furcht einzuflößen, dann Mechanik, chemische Atomenlehre usw. Ich habe mich wieder auf das herrlichste überzeugt, was die Griechen sind und waren. Der Weg von Thales bis Sokrates ist etwas Ungeheures." Für spätere Zeit beabsichtigte mein Bruder aus diesen Aufzeichnungen über die vorplatonischen Philosophen, die zunächst nur als eine kurze historische Darstellung der griechischen Philosophen vor Sokrates im Rahmen eines großen philosophischen Werkes geplant waren, eine eigene Schrift zu machen. Professor E. Holzer sagt darüber: „Die historische Darstellung ist aber von Anbeginn nicht Selbstzweck gewesen, von Anbeginn vielmehr plante er diese Monographie in einen großen Zusammenhang zu stellen und seine Ansichten über Philosophie überhaupt, über ihr Verhältnis zur Wissenschaft, zur Kunst, über ihre Teleologie, schließlich über die Grundprobleme der Erkenntnistheorie, an diesen erlesenen Philosophenpersönlichkeiten zu entwickeln und darzulegen. Einen ganz eigentümlichen Typus glaubte er nämlich in diesen älteren hellenischen Philosophen zu erkennen: ihm gegenüber erscheinen die späteren Philosophen, in denen das herkömmliche Urteil die Gipfel der Entwicklung sieht, als Mischnaturen, in seiner späteren Sprache als décadents. War ihm in der Tragödie die Kunst des 5. und 6. Jahrhunderts in neuem Lichte aufgeleuchtet, so galt es jetzt der Frage: wie haben die Griechen dieser

Zeit philoſophiert? Was war ihnen die Philoſophie in jener Zeit, was kann ſie uns ſein und kann ſie uns überhaupt etwas ſein? So ſollte das Buch ein Gegenſtück zur „Geburt der Tragödie“ werden, und unter den mancherlei geplanten Titeln gibt wohl keiner eine kürzere und beſſere Formel als „die Rechtfertigung der Philoſophie durch die Griechen“.“

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Unzeitgemäßen Betrachtungen I und II.

Oſtern 1873 reiſte mein Bruder nach Bayreuth. Freund Rohde hatte ihm von Kiel aus vorgeſchlagen, die Woche vor Oſtern irgendwo gemeinſam in Mitteldeutſchland zu verbringen. Mit Entzücken machte mein Bruder ihm den Gegenvorſchlag, doch mit ihm nach Bayreuth zu kommen. In jener Zeit war das Bayreuther Unternehmen recht unſicher geworden; man begann zu fürchten, daß der ganze Plan ſcheitern würde, da damals mit allen Anſtrengungen kaum 200 Patronatsſcheine gezeichnet waren (mein Bruder war ſeit 1872 Patron). Eintauſend Patronatsſcheine (zu 300 Talern), ja eigentlich dreizehnhundert waren aber nötig, um das Unternehmen vollſtändig ſicher zu ſtellen. Die Freunde fanden deshalb auch im Hauſe Wagners eine ziemlich ernſte und bedrückte Stimmung. Das machte auf meinen Bruder einen tiefen Eindruck. Während der Rückreiſe nach Baſel war er von der traurigſten Stimmung erfüllt. Er ſchreibt: „Den zweiten Oſtertag [verlebte ich in Nürnberg] und befand mich körperlich ebenſo wohl als höchſt, höchſt ſchwermütig! Dabei waren alle Leute geputzt und liefen im Freien herum, und die Sonne ſo herbſtlich mild. Nachts ſauſte ich nach Lindau ab, fuhr, im Kampf von Nacht- und Tagesgeſtirn, früh um fünf Uhr über den Bodenſee, kam noch zeitig am Rheinfall bei Schaffhauſen an, machte dort Mittag. Neue Schwermut, dann Heimreiſe.“

Sein Herz betrübte sich aufs tiefste und er machte sich lebhafte Vorwürfe: die Freunde litten, das große Werk drohte zu scheitern, und er hatte inzwischen in den fernen Höhen der alten griechischen Philosophie gelebt, sehr abseits von den Kämpfen und Enttäuschungen der Bayreuther Gemeinde. Er legte das Werk, an dem er arbeitete: „Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen" fast beschämt beiseite, er fühlte deutlich, daß es seine Pflicht sei, sich an den Kämpfen der Gegenwart zu beteiligen. Voller Entrüstung fragte er sich, woran es wohl läge, daß ein so großer Gedanke von den Deutschen nicht begriffen würde, und die Antwort schien ihm, daß der deutsche Bildungsphilister sich in erbärmlichem Behagen an dem Kleinen seiner Zeit genug tue und den Blick für alles wahrhaft Große verloren habe. Daß ihn die Sorge um Bayreuth zu diesen Betrachtungen veranlaßte, zeigen uns verschiedene private Aufzeichnungen („meine Desperation wegen Bayreuth, ich sehe nichts mehr, was ich nicht voll Schuld weiß, ich entdecke bei tieferem Nachdenken, auf das fundamentalste Problem aller Kultur gestoßen zu sein") und ebensowohl, warum er gerade David Strauß als den Typus jenes Bildungsphilisters bezeichnete, der den Deutschen in der vergröberten Zeit nach den Kriegen zu einer höheren Kultur fast unfähig machte. „Spannung der Empfindung beim Entstehen der ersten, ‚Unzeitgemäßen Betrachtung'. Angst für den Genius und sein Werk und dabei der Anblick der Straußischen Behäbigkeit. Das Gefälschte aller geistigen Lebensmittel! Die Erschlaffung aller Erkennenden! Die wankende Moralität in Recht und Unrecht und die unbändige Genußsucht im Gemeinen! Die verlogene Art von Glück!" Es schien ihm, als ob der Deutsche nach dem Krieg einen Grad unehrlicher, gunstgieriger, habsüchtiger und gedankenloser geworden wäre, und es machte ihn unglücklich, daß ein freier denkender, altgewordener Theologe diesen Zustand verherrlichte und

der Herold des öffentlichen Behagens wurde. Nirgends sah er, daß auf die Gefahren, die der Sieg für die deutsche Kultur haben konnte, aufmerksam gemacht wurde. Die siegreichen Deutschen, vorzüglich die Nichtkombattanten, die nicht durch strenge Soldatenzucht ihre Roheit in Kraft und Tapferkeit verwandelt hatten und sich nun auf den Bierbänken ihres Sieges rühmten und behaupteten, daß die deutsche Bildung gesiegt hätte, waren wirklich eine unerquickliche Erscheinung. Deutschland hatte gesiegt, weil man bei uns noch befehlen und gehorchen kann, aber nicht die deutsche Bildung, noch viel weniger die deutsche Kultur waren in den damaligen Kämpfen irgendwie siegreich gewesen. Mein Bruder gab den Franzosen durchaus die Ehre, daß sie wirklich eine Kultur besaßen, die sich seit Jahrhunderten gebildet hatte, denn „Kultur ist vor allem Einheit des künstlerischen Stiles in allen Lebensäußerungen eines Volkes." Das konnte man wohl von den Franzosen behaupten, aber nicht von den Deutschen der damaligen Zeit, obgleich mein Bruder durchaus feststellte, daß das deutsche Volk mehr wußte und mehr gelernt hatte als die Franzosen. Er schreibt: „Gerade in dem umfassenderen Wissen der deutschen Offiziere, in der größeren Belehrtheit der deutschen Mannschaften, in der wissenschaftlicheren Kriegsführung ist von allen unbefangeneren Richtern und schließlich von den Franzosen selbst der entscheidende Vorzug erkannt worden. In welchem Sinne kann aber noch die deutsche Bildung gesiegt haben wollen, wenn man von ihr die deutsche Belehrtheit sondern wollte? In keinem: denn die moralischen Qualitäten der strengeren Zucht, des ruhigeren Gehorsams haben mit der Bildung nichts zu tun und zeichneten zum Beispiel die mazedonischen Heere den unvergleichlich gebildeteren Griechenheeren gegenüber aus."

Mit ungeheurer Macht drangen diese bis jetzt noch nicht gelösten Fragen des Verhältnisses der Bildung zur

Kultur und Volkskraft auf meinen Bruder ein; er nahm sie so schwer und ernst wie möglich; denn was auch die Leute sagen mögen, mein Bruder liebte sein deutsches Vaterland. Aus seinen leidenschaftlichen Anklagen spricht nur das liebende Herz: er möchte die Deutschen wirklich groß, von einer wahren Bildung erfüllt und verklärt sehen, er möchte eine deutsche Kultur heraufbeschwören. Der Deutsche soll sich nichts vormachen, er soll kühn der Wahrheit ins Auge sehen, seine eigne Unvollkommenheit erkennen und den Kampf mit seinen Schwächen und Verkehrtheiten nicht scheuen. Und das kann der Deutsche, denn der Deutsche ist tapfer. Mit welchem Glücksgefühl knüpfte mein Bruder an diese Eigenschaft seine hohen und höchsten Hoffnungen, die er für die Deutschen hegte, als er mit innigem Stolz an den aus dem Kriege heimgekehrten Freund Gersdorff schrieb: „Nun winken neue Pflichten: und wenn eins uns auch im Frieden bleiben mag aus jenem wilden Kriegsspiel, so ist es der heldenmütige und zugleich besonnene Geist, den ich zu meiner Überraschung, gleichsam als eine schöne unerwartete Entdeckung, in unserm Heere frisch und kräftig, in alter germanischer Gesundheit gefunden habe. Darauf läßt sich bauen: wir dürfen wieder hoffen! unsere deutsche Mission ist noch nicht vorbei! Ich bin mutiger als je!“

Würde nun diese Tapferkeit den Deutschen auch zu einer eignen Kultur führen? Schon damals ist ihm jenes tiefe Problem aufgegangen, daß hohe Kultur und kriegerische Volkskraft sich nur in den allerseltensten Fällen vereinigen, oft aber zu einander im Gegensatz stehen. So fand er das tägliche Leben der im Kriege so tapferen Deutschen in seiner damaligen formlosen Schwerfälligkeit kleinlich und erbärmlich; er meinte deshalb: „Der Deutsche ist prachtvoll im Kriege, verehrungswürdig als feinsinniger, der Welt abgewandter Forscher und Gelehrter, aber sonst mäßig erfreulich.“ Nun kann man sich vorstellen, wie die

Verklärung der Selbstgefälligkeit des deutschen Bildungsphilisters durch David Strauß auf ihn wirken mußte.

Der größte Teil der ersten unzeitgemäßen Betrachtung „David Strauß der Bekenner und der Schriftsteller" wurde außerordentlich schnell niedergeschrieben; dann aber stieß die Fortsetzung der Arbeit auf allerhand Schwierigkeiten.

Seine Gesundheit war im Jahre 1872 vortrefflich gewesen: er glaubte trotz der tiefen Erschütterung durch Feldzug und Krankheit die „Bärengesundheit" seiner Jugend zurückerobert zu haben. Aber das Jahr 1873 bewies dies als Irrtum. Es begann mit einer heftigen Influenza, die ihn länger als einen Monat plagte. Damals nannte man diese Krankheit „Grippe".

Danach zeigte im Frühjahr seine Kurzsichtigkeit eine bedeutende Zunahme verbunden mit Augen- und Kopfschmerzen. Freiherr von Gersdorff, der infolge einer Malaria viel früher aus Italien zurückkam, als er wollte, aber gerade rechtzeitig, wie er sich selbst ausdrückte „um eine ernste Freundespflicht zu erfüllen", beschreibt dies ausführlich in einem Brief vom 24. Mai 1873 an Rohde: „Nietzsche hat im letzten Semester, ja auch schon vorher so stark gearbeitet, so viel geschrieben und gelesen, besonders an seiner vorplatonischen Philosophie, dann an der Straußiade, in kleinem Gekritzel, daß nun ein heftiger Schmerz der Augen ihm schon nach anderthalbstündiger Arbeit deren Fortsetzung verbot. Ich bin am Tage von Wagners Erdenfahrt (22. Mai) mit ihm zum Augenarzt gegangen. Dieser hat zunächst eine zur Untätigkeit zwingende Schwachsichtigkeit des rechten und den höchsten Grad von Kurzsichtigkeit des linken Auges konstatiert, auf dem die ganze Last der Arbeit allein ruht. Er hat eine absolute vierzehntägige Enthaltsamkeit von allem Lesen und Schreiben ernstlich verordnet, auch Augenduschen vorgeschrieben. N. will seine Stunden am Pädagogium nicht aussetzen,

auch das Kolleg nicht absagen. Im Pädagogium geht es allenfalls; aber für die Universität mußte ein neuer modus der Vorbereitung ersonnen werden. Der ist nun gefunden. Ich mache den Famulus und Vorleser und Sekretär; ich lese ihm das betreffende Pensum für das Kolleg vor, die „Zitatenprügel" fallen einstweilen weg und nur unentbehrliche Zitate werden auswendig gelernt. Gestern war der erste Versuch, der meiner Meinung nach glänzend gelang. Durch eine graue Schutzbrille und seine Kurzsichtigkeit von der sichtbaren Welt fast gänzlich abgesperrt, ohne Heft, dessen ich mich bemächtige, damit die Anordnung des Arztes streng befolgt werde, ist N. nun gänzlich auf sich selbst angewiesen, und wir fanden, daß er klarer, fließender, konzentrierter über sein Thema redete, als wenn er hin und wieder zitieren und ins Heft sehen muß. So wird es nun wohl 14 Tage oder länger gehen müssen."

Der Augenarzt Professor Schieß gab also dasselbe Urteil ab, das schon Professor Schillbach in Jena dem zwölfjährigen Knaben gesagt hatte: das eine Auge ist schwach, und das andre tut deshalb die ganze Arbeit allein und übermüdet sich dabei. Die Augenärzte, die meinen Bruder auch noch später untersucht haben, behalten recht, daß sie den Ursprung von seinem Leiden auf Überanstrengung der Augen zurückgeführt haben. Diese Überanstrengung fing aber erst an auf sein Allgemeinbefinden zu wirken, als seine starke Konstitution, vorzüglich sein früher so vortrefflicher Magen, durch die Folgen der schweren Erkrankung nach dem Feldzug geschwächt worden war. Augennerven und Gehirn wurden nicht mehr so gut und reichlich ernährt, wie das bei einer so starken geistigen Produktion und Augenarbeit nötig war. Gersdorff fährt dann in seinem Krankenbericht am 26. Juni fort:

„Als die vierzehntägige Frist um war, versuchte N. zu schreiben, aber es wollte nicht gehen und grimmige Schmerzen veranlaßten ihn zum Augenarzte zu eilen, der

ihm volle Untätigkeit bis zu den Sommerferien und Atropin verordnete. Letzteres ist ein heller Pflanzensaft, der ins Auge leicht eingeträufelt sich über dasselbe verbreitet und sofort eine Erweiterung der Pupille ums doppelte bewirkt, eine fast schreckhafte Erscheinung. Eitle Menschen sollen den Wundersaft als Verschönerungsmittel anwenden. Hier hat es den Zweck, die Sehmuskeln außer Tätigkeit zu setzen, um ihnen Ruhe und Erholung zu verschaffen. Gegen die nun stärker in das Auge einströmenden Lichtströme schützt eine schwarze Brille von der „dünkelsten" Art, wie der Baseler sagt. N. leidet trotzdem unter der auffallenden Intensität des hiesigen Lichts, das mir wahrhaft südlich erscheint. Inzwischen hat sich durch die Atropinkur und die Untätigkeit der Augen deren Sehkraft gebessert, so daß N. jetzt mit Brille Nr. 3 erkennt, wozu vor sechs Wochen kaum Nr. 2 ausreichte. Seine Schwester ist ihm zum Troste hier. Wir tun unser möglichstes, ihm die schwere Zeit zu erleichtern."

Ich war am 5. Mai wieder zu meinem Sommeraufenthalt in Basel angekommen und versuchte nun meinen Bruder soviel wie möglich von seinen Studien abzuhalten. Wir machten große Spaziergänge miteinander, auf welchen uns auch zweimal Jacob Burckhardt begleitete, was diese Ausflüge besonders festlich machte, denn Burckhardt war in der heitersten, ja übermütigsten Stimmung. Zum Beispiel wanderten wir einmal nach Pratteln, aßen dort „verdämpfte Leberli" und tranken „Beerliwi", und danach erzählte Burckhardt ein selbsterfundenes Märchen, „Die Forellenkönigin". Den Anlaß dazu gab unsre Absicht, Forellen zu essen, die aber nicht zu haben waren. Freiherr von Gersdorff, der auf diesem Ausflug uns begleitete, schrieb 1897, warum ich in der Biographie gerade diesen herrlichen Spaziergang nicht erwähnt hätte, er erinnere sich noch unzähliger ergötzlicher Einzelheiten. Weitere Spaziergänge mit Burckhardt unterblieben, weil er irrtümlich an-

nahm, daß anstatt Gersdorff sich Overbeck uns anschließen wollte.

Pfingsten reisten Fritz und ich nach Straßburg, für dessen Münster mein Bruder eine zärtliche Vorliebe hatte, und späterhin verlebte ich mit ihm auch noch einige Wochen in Flims in Graubünden, wohin er zunächst ohne mich mit Freiherrn von Gersdorff und Romundt gegangen war. Gersdorff schreibt darüber an Rohde am 9. August: „Die Bedenken, die Sie in Ihrem letzten Briefe dagegen aussprachen, daß unser Freund noch länger seine angreifende Tätigkeit fortsetzte, erkannte endlich auch der Augenarzt und befahl kurzweg, die Ferien zu antizipieren. So kam Ihr Brief, für den ich Ihnen etwas spät danke, in meine Hände, als wir bereits die köstliche Waldluft unseres Waldhauses bei Flims atmeten und der Überzeugung waren, eine gute Wahl getroffen zu haben. Nun sind fast 4 Wochen verflossen, ohne daß unsere Zufriedenheit abgenommen hätte, und ich hoffe, daß die Ruhe und uhrenmäßige Regelmäßigkeit des Lebens, das Einatmen der besten duftigsten Waldluft, tägliche Bäder im schönen grünen Cauma-See, gute Kost und anspruchslose Gesellschaft, endlich die Beschäftigung mit den größten und besten Autoren, Wagner, Goethe, Plutarch, gute Gespräche usw. auf die Augen und Nerven des Freundes eine gute Wirkung äußern werden. Freilich kehren periodisch die sog. accommodativen Krämpfe der Sehmuskeln wieder, aber die Augen sind doch bedeutend gestärkt und eine fortgesetzte Schonung wird wohl endlich den Schmerz ganz niederschlagen. Seit 20 Tagen ist Romundt hier und freut sich mit uns des „unnützen" Lebens. Morgen schon verläßt er uns wieder, da sein Eifer ihm nicht länger Ruhe läßt." Flims am Caumasee in Graubünden ist jener schöne Ort mit dem alten Schlößchen, von welchem schon im vorigen Kapitel die Rede war, wo wir den obenerwähnten Plan zu einer Vereinigung freier Geister faßten.

Mit Hilfe des trefflichen Gersdorff wurde dort das Druckmanuskript von „David Strauß der Bekenner und Schriftsteller" zu Ende geführt und im Juli und August sogar schon gedruckt. Die Korrekturen lasen die beiden Freunde Gersdorff und Romundt sehr sorgfältig, waren aber hinterher empört, weil trotz ihrer Bemühungen Fehler stehen geblieben waren. Endlich am 8. August kam das erste fertige Exemplar nach Flims, was die Veranlassung zu einem von Gersdorff veranstalteten Fest gab. Er beschreibt es sehr reizend an Rohde am 9. August: „Um ¼4 begaben wir uns an den grünen Cauma-See; es wurden die Buchstaben U. B. I. F. N. 8./8. 1873 in eine schräge Marmorfelsplatte gegraben; darauf schwammen wir auf einen Felsblock, der mitten im See aus der grünen Flut emporragt." Hier wurden die Anfangsbuchstaben der Namen der Freunde eingraviert, „worauf wir noch einige Zeit auf dem entzückenden Rheingoldfelsen verweilten. Die Sonne, die Weckerin lachte in den Grund, aus dessen dunkler Tiefe der Fels emporsteigt. Nach dem Bade segneten wir mit Wein den ersten Stein und seine Inschrift und lasen Leopardis Ricordanze und ad un vincitore nel pallone. Der Abend war himmlisch rein und klar. Ein unvergeßlicher Tag. So feierten wir die Antistruthiade. Nun mögen die Widersacher kommen. Hol' sie alle der Teufel."

Diese Widersacher zeigten sich auch in überraschender Fülle, es waren ihrer mehr als mein Bruder und seine Freunde erwartet hatten. Er erinnerte sich aber in späteren Jahren gern an diesen seinen ersten Waffengang; noch im Jahre 1888 schilderte er die gesamten Vorgänge auf das ausführlichste im Ecce homo, allerdings in viel schärferen Ausdrücken, als wie er 1873 gebrauchte. „Die vier Unzeitgemäßen sind durchaus kriegerisch. Sie beweisen, daß ich kein „Hans der Träumer" war, daß es mir Vergnügen macht, den Degen zu ziehn — vielleicht auch, daß ich das Handgelenk gefährlich frei habe. Der erste Angriff

(1873) galt der deutschen Bildung, auf die ich damals schon mit schonungsloser Verachtung hinabblickte. Ohne Sinn, ohne Substanz, ohne Ziel: eine bloße „öffentliche Meinung!“ Kein bösartigeres Mißverständnis, als zu glauben, der große Waffenerfolg der Deutschen beweise irgend etwas zu Gunsten dieser Bildung — oder gar *ihren* Sieg über Frankreich ...

„Von diesen vier Attentaten hatte das erste einen außerordentlichen Erfolg. Der Lärm, den es hervorrief, war in jedem Sinne prachtvoll. Ich hatte einer siegreichen Nation an ihre wunde Stelle gerührt, — daß ihr Sieg *nicht* ein Kulturereignis sei, sondern vielleicht, vielleicht etwas ganz Anderes ... Die Antwort kam von allen Seiten und durchaus nicht bloß von den alten Freunden David Straußens, den ich als Typus eines deutschen Bildungsphilisters und satisfait, kurz als Verfasser seines Bierbankevangeliums vom „alten und neuen Glauben“ lächerlich gemacht hatte (— das Wort Bildungsphilister ist von meiner Schrift her in der Sprache übrig geblieben). Diese alten Freunde, denen ich als Württembergern und Schwaben einen tiefen Stich versetzt hatte, als ich ihr Wundertier, ihren Strauß komisch fand, antworteten so bieder und grob, als ich's irgendwie wünschen konnte. Die preußischen Entgegnungen waren klüger, — sie hatten mehr „berliner Blau“ in sich. Das Unanständigste leistete ein Leipziger Blatt, die berüchtigten „Grenzboten“; ich hatte Mühe, die entrüsteten Basler von Schritten abzuhalten. Unbedingt für mich entschieden sich nur einige alte Herrn, aus gemischten und zum Teil unausfindlichen Gründen. Darunter Ewald in Göttingen, der zu verstehn gab, mein Attentat sei für Strauß tödlich abgelaufen. Insgleichen der alte Hegelianer Bruno Bauer, an dem ich von da an einen meiner aufmerksamsten Leser gehabt habe. Er liebte es in seinen letzten Jahren, auf mich zu verweisen, zum Beispiel Herrn von Treitschke, dem

preußischen Historiographen, einen Wink zu geben, bei wem er sich Auskunft über den ihm verloren gegangenen Begriff „Kultur“ holen könne. Das Nachdenklichste, auch das Längste über die Schrift und ihren Autor wurde von einem alten Schüler des Philosophen von Baader gesagt, einem Professor Hoffmann in Würzburg. Er sah aus der Schrift eine große Bestimmung für mich heraus, — eine Art Krisis und höchste Entscheidung im Problem des Atheismus herbeizuführen, als dessen instinktivsten und rücksichtslosesten Typus er mich erriet. Der Atheismus war das, was mich zu Schopenhauer führte. — Bei weitem am besten gehört, am bittersten empfunden wurde eine außerordentlich starke und tapfere Fürsprache des sonst so milden Karl Hillebrand, dieses letzten humanen Deutschen, der die Feder zu führen wußte. Man las seinen Aufsatz in der „Augsburger Zeitung“; man kann ihn heute, in einer etwas vorsichtigeren Form, in seinen gesammelten Schriften lesen. Hier war die Schrift als Ereignis, Wendepunkt, erste Selbstbesinnung, allerbestes Zeichen dargestellt, als eine wirkliche Wiederkehr des deutschen Ernstes und der deutschen Leidenschaft in geistigen Dingen. Hillebrand war voll hoher Auszeichnung für die Form der Schrift, für ihren reifen Geschmack, für ihren vollkommnen Takt in der Unterscheidung von Person und Sache: er zeichnete sie als die beste polemische Schrift aus, die deutsch geschrieben sei, — in der gerade für Deutsche so gefährlichen, so widerratbaren Kunst der Polemik. Unbedingt ja sagend, mich sogar in dem verschärfend, was ich über die Sprachverlumpung in Deutschland zu sagen gewagt hatte (— heute spielen sie die Puristen und können keinen Satz mehr bauen —), in gleicher Verachtung gegen die „ersten Schriftsteller“ dieser Nation, endete er damit, seine Bewunderung für meinen Mut auszudrücken, — jenen „höchsten Mut, der gerade die Lieblinge eines Volks auf die Anklagebank bringt“ ...

„Die Nachwirkung dieser Schrift ist geradezu unschätzbar in meinem Leben. Niemand hat bisher mit mir Händel gesucht. Man schweigt, man behandelt mich in Deutschland mit einer düstern Vorsicht: ich habe seit Jahren von einer unbedingten Redefreiheit Gebrauch gemacht, zu der niemand heute, am wenigsten im „Reich" die Hand frei genug hat. Mein Paradies ist „unter dem Schatten meines Schwertes" ... Im Grunde hatte ich eine Maxime Stendhals praktiziert: er rät an, seinen Eintritt in die Gesellschaft mit einem Duell zu machen."

In diesen Erinnerungen vergißt mein Bruder nur eins, daß es eine Zeit gab, wo er sehr betrübt war, das Buch geschrieben zu haben. Anfang des Jahres 1874 starb David Strauß, und mein Bruder war durch irgend welche Bemerkung veranlaßt worden, sich in den Kopf zu setzen, daß dieser sich über seinen Angriff zu Tode gegrämt habe. Zwar wurde ihm von allen Seiten, besonders auch von mir auf das lebhafteste widersprochen: ich stellte ihm vor, daß man dem schon lange Zeit leidenden Manne gewiß das Buch garnicht gezeigt habe, was ihn schließlich auch fast überzeugte, doch blieb ein kummervoller Zweifel zurück. Er schrieb an Gersdorff: „Gestern hat man in Ludwigsburg David Strauß begraben. Ich hoffe sehr, daß ich ihm die letzte Lebenszeit nicht erschwert habe, und daß er ohne etwas von mir zu wissen, gestorben ist. — Es greift mich etwas an." —

Ach nein! David Strauß starb nicht an gebrochenem Herzen! Ich wünschte, mein Bruder hätte einige Stellen aus seinen nach dem Tode veröffentlichten Briefen lesen können, dann würde er gesehen haben, wie wenig Grund zur stillen Betrübnis vorhanden gewesen war, und wie wenig sein Kampf und seine ganze Art und Weise von Strauß und anderen verstanden wurde. Mein Bruder konnte nämlich überhaupt nur dann öffentlich angreifen, wenn zwischen ihm und dem Angegriffenen nicht die ge-

ringste persönliche Differenz vorhanden war. Er selbst schreibt über diese Eigenart seiner Natur gerade auch in Hinsicht auf diese erste „Unzeitgemäße Betrachtung“: „Meine Kriegspraxis ist in vier Sätze zu fassen. Erstens: ich greife nur Sachen an, die siegreich sind, — ich warte unter Umständen, bis sie siegreich sind. Zweitens: ich greife nur Sachen an, wo ich keine Bundesgenossen finden würde, wo ich allein stehe, — wo ich mich allein kompromittiere. ... Ich habe nie einen Schritt öffentlich getan, der nicht kompromittierte: das ist mein Kriterium des rechten Handelns. Drittens: ich greife nie Personen an, — ich bediene mich der Person nur wie eines starken Vergrößerungsglases, mit dem man einen allgemeinen, aber schleichenden, aber wenig greifbaren Notstand sichtbar machen kann. So griff ich David Strauß an, genauer den Erfolg eines altersschwachen Buchs bei der deutschen ‚Bildung‘, — ich ertappte diese Bildung dabei auf der Tat.“ —

Trotz all dieser kriegerischen Worte und Empfindungen muß ich doch gestehen, daß mein Bruder zu einem Krieger, „der unter dem Schatten seines Schwertes sein Paradies findet“, nicht ganz geeignet war. Solange der Typus, den er bekämpfte, gewissermaßen ein unpersönliches Phantom blieb, erfüllte ihn die freudigste Kampfeslust. Aber irgend ein Wort, irgend eine Schilderung zeigte ihm diesen Typus plötzlich als einen Menschen mit fühlendem Herzen, umgeben von verehrenden Freunden — diesem zum Menschen zusammengeschrumpften Typus gegenüber empfand seine sensitive Natur Mitleid, und er litt dann unter den wuchtigen Schlägen seines eigenen Schwertes mehr als der angegriffene Feind. In solcher Stimmung seufzte er dann wohl: „Ich bin so garnicht zum Hassen und zum Feindsein gemacht“.

Das Jahr 1873 war sehr reich an Produktionen; außer der schon erwähnten Schrift, „Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen“ und der ersten „Unzeitgemäßen

Betrachtung" beweisen viele Niederschriften, wie vielfach sein Geist mit neuen Ideen beschäftigt war. Die kleine Schrift „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn" wurde im Sommer 1873 geschrieben und sollte, wie die Entwürfe sagen, gleichfalls mit dem Philosophenbuch eng verknüpft werden. Späterhin gedachte er wohl eine eigene Schrift daraus zu machen, die vielleicht im Rahmen der „Unzeitgemäßen Betrachtungen" erschienen wäre. Welche Gründe ihn davon abhielten, ist jetzt nicht mehr festzustellen. Jedenfalls ist es lebhaft zu bedauern, daß sie damals nicht weiter ausgearbeitet und veröffentlicht worden ist, der spätere Nietzsche würde leichter verständlich gewesen sein und das Mißverständnis „einer sprungweisen Entwicklung", das oberflächliche Schriftsteller hervorgerufen haben, wäre sicherlich vermieden worden.

Man sieht aus allen diesen Aufzeichnungen, wie wenig mein Bruder seine Augen, sobald sie sich etwas erholt hatten, schonte. Der Augenarzt hätte ihm viel strengere Schonung anempfehlen sollen, aber die wahre Ursache seiner Leiden ist damals nicht erkannt worden, und die anderen Ärzte, die ihn behandelten, kurierten immer auf Magen, Nerven und Übermüdung des Gehirns, während ganz allein die Übermüdung der Augen jene fatalen Kopfschmerzen hervorrief, die ihn von nun an alle drei bis vier Wochen, in schlimmen Zeiten viel öfter, zu quälen anfingen. Ich riet ihm immer auf das dringendste, er solle sich jemanden anlernen, um nach Diktat zu schreiben, aber er konnte sich nicht dazu entschließen. Er behauptete, jeder andre Mensch als Gersdorff, der aber nur selten zur Verfügung stand, würde ihn beim Diktieren stören und seinen Stil verändern. Das „Undulatorische" im Stil des späteren Goethe glaubte er durch das Diktieren hervorgerufen.

Es traten auch noch andere Ansprüche an ihn heran. Die Wagner-Vereine wandten sich auf Wagners Wunsch mit der Bitte an meinen Bruder, einen Aufruf an die

deutsche Nation zu Gunsten von Bayreuth zu verfassen, von welchem noch später die Rede sein wird.

Im Herbst verfaßte er dann die zweite „Unzeitgemäße Betrachtung“ und brachte das Manuskript Weihnachten fast ganz fertig mit nach Naumburg, um es mir vorzulesen. Mein Bruder legte großen Wert darauf, mir seine Schriften vor dem Druck vorzulesen. Als ihn Overbeck um den Grund fragte, behauptete er, daß ich besondere Dinge heraushöre: „Meine Schwester hört nicht nur mit den Ohren und dem Verstand, sondern mit dem Herzen zu.“ In Naumburg schrieb er noch den Schluß der zweiten „Unzeitgemäßen“.

Die letzten Monate des Jahres 1873 waren wiederum für seine Gesundheit nicht günstig gewesen, aber die Weihnachtszeit besserte seinen Zustand bedeutend, sodaß er uns nachher schrieb: „Es waren ruhige und gute Tage, und es scheint mir doch, daß ich mich etwas bei Euch erholt habe, besonders mit den Nerven.“ Die Unterbrechung der gewohnten Lebensweise, die Schonung der Augen, die Veränderung des Klimas, das behagliche heitere Zusammensein und Mamas gute Süppchen hatten alle ihren Anteil an dieser Besserung — vielleicht auch die Freude an der so glücklich vollendeten zweiten Unzeitgemäßen, deren Vorlesung ihm die Überzeugung gegeben hatte, daß sie gut gelungen sei.

So viel Lärm die erste Unzeitgemäße Betrachtung hervorrief, so unbemerkt blieb die zweite: „Über den Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“, und gerade diese zweite Unzeitgemäße Betrachtung ist späterhin und jetzt die „Unzeitgemäße“ geworden, welche im allgemeinen am höchsten geschätzt wird und sicherlich den größten Einfluß gehabt hat. Es ist dies eines jener Beispiele, wie anders Mitwelt und Nachwelt urteilt. Gerade diese zweite Unzeitgemäße Betrachtung greift am tiefsten in die Bestrebungen der modernen Wissenschaft ein, zeigt ihre Vorteile und sehr stark

ihre Nachteile. Fünfzehn Jahre später schreibt mein Bruder im „Ecce homo", aber gleichfalls, im Verhältnis zu den Besprechungen seiner andern Schriften, nur sehr kurz: „Die zweite Unzeitgemäße (1874) bringt das Gefährliche, das Leben-Annagende und -Vergiftende in unsrer Art des Wissenschaftsbetriebs ans Licht —: das Leben krankt an diesem entmenschten Räderwerk und Mechanismus, an der „Unpersönlichkeit" des Arbeiters, an der falschen Ökonomie der „Teilung der Arbeit". Der Zweck geht verloren, die Kultur: — das Mittel, der moderne Wissenschaftsbetrieb, barbarisiert... In dieser Abhandlung wurde der „historische Sinn", auf den dies Jahrhundert stolz ist, zum ersten Mal als Krankheit erkannt, als typisches Zeichen des Verfalls". —

Die Schrift erschien im Februar 1874 und wurde selbst von dem Freundeskreis, besonders von Bayreuth aus, kühl aufgenommen. Ich glaube sogar, daß Wagner damals schon recht bitter empfunden hat, „wie sehr Nietzsche seine eigenen Wege ging", und daß dieser durchaus nicht nur der Verkünder von Wagners Ruhm und Absichten sein wollte, wie es der Meister wünschte.

Oberflächlich betrachtet, riefen die beiden ersten Unzeitgemäßen den Eindruck der Negation hervor. Bei tieferem Eindringen erkennt man sogleich den Irrtum. Professor Holzer faßt deshalb sehr gut die Stimmung, die diesen Schriften zugrunde liegt, zusammen: „Er mußte sich Luft machen: der Ekel an der Kultur der Gründerjahre peinigte ihn. Aber ‚der Ekel selber schafft Flügel und quellenahnende Kräfte!' sagte er selbst im Zarathustra W. VI, 299. Die Negation ist wahrlich nicht das Innerste dieser Schriften (trotz der eigenen Aussage im Briefband II S. 445), der Autor fühlt in seiner Kraft, in seinem Mut ein Recht, in fröhlichem Kampf für eine höhere deutsche Kultur in die Schranken zu treten. Ein ungeheurer Optimismus spricht aus diesen ersten Schriften, wie kann man den „Jasager",

wie kann man die zornige Liebe zu den Deutschen, den tiefen Glauben an ihre Zukunft hier verkennen? Noch glaubt er selbst an Freunde und Bundesgenossen in diesem Kampfe, er träumt von einer „Gesellschaft der Unzeitgemäßen" und entwirft ein Statut, noch glaubt er mit Schopenhauer, mit Wagner, mit dem neuen Griechentum den Acheron bewegen zu können." —

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

„Schopenhauer als Erzieher."

Seit dem Sommer 1870 war es Sitte geworden, daß ich alle Sommer mit meinem Bruder zusammen verlebte. Im Jahre 1871 war es aber nicht nur der Sommer gewesen, sondern auch der Winter, weil er nach seinen Feldzugserlebnissen leidend war und mich mit nach Italien genommen hatte. Er erholte sich in jenem Jahr verhältnismäßig schnell und sah mit Vergnügen, wie gut ich mich in sein Basler Leben einfügte. So nahm er als feststehend an, daß ich jeden Sommer mit ihm verleben müsse, da meine Anwesenheit, wie er sich ausdrückte, „in jeder Beziehung zu seinem Wohlbefinden beitrüge." Er stellte von da an jedes Jahr an unsre Mutter die Forderung, mich im Sommer nach Basel ziehen zu lassen. Die Verhandlungen darüber wurden zumeist schon in den Weihnachtsferien geführt, und zwar von seiten meines Bruders sehr diplomatisch, da unsre Mutter leicht verletzlich und etwas eifersüchtig war, daß Fritz so sehr nach meinem Besuch verlangte und daß ich, um zu Fritz zu gehen, sie ein halbes Jahr oder mehr allein zuhause ließ. Trotz aller Diplomatie gab es aber doch einige Differenzen zwischen Mutter und Sohn, die Fritz, um dem Ganzen einen scherzhaften Anstrich zu geben „den Kampf der Troer und Danaer um Helena" nannte. Sie sagte zwar stets: „ich könne mich ganz frei entschließen", machte aber doch bis zum letzten Augenblick meiner Abreise Schwierigkeiten. So war es

auch wieder im Frühling 1874, bis Fritz endlich schrieb, daß meine Gegenwart für ihn „vielleicht noch die einzige Manier sei, sich ein wenig Ferienerholung zu verschaffen." Er war nicht etwa krank gewesen, sondern ganz im Gegenteil, denn er schreibt über das Vierteljahr von Weihnachten bis Ostern 1874, daß seine Gesundheit ausgezeichnet wäre, aber er war mit sich selbst unzufrieden. Ich fand ihn am 25. April, als ich endlich nach Basel kommen konnte, in ziemlich mißmutiger Stimmung. Er sprach recht besorgt über seine großen Zukunftspläne und -Werke, die seiner Seele vorschwebten, wozu ihm aber, wie er sagte, seine Geistesgaben nicht genügten. So hatte er vor meiner Ankunft am 1. April an Gersdorff geschrieben: „Lieber getreuer Freund, wenn Du nur nicht eine viel zu gute Meinung von mir hättest! Ich glaube fast, daß Du Dich einmal über mich etwas enttäuschen wirst; und will selbst anfangen dies zu tun, damit daß ich Dir, aus meiner besten Selbsterkenntnis heraus erkläre, daß ich von Deinen Lobsprüchen nichts verdiene. Könntest Du wissen, wie verzagt und melancholisch ich im Grunde von mir selbst, als produzierendem Wesen, denke! Ich suche weiter nichts als etwas Freiheit, etwas wirkliche Luft des Lebens und wehre mich, empöre mich gegen das viele, unsäglich viele Unfreie, das mir anhaftet. Von einem wirklichen Produzieren kann aber garnicht geredet werden, solange man noch so wenig aus der Unfreiheit, aus dem Leiden und Lastgefühl des Befangenseins heraus ist: werde ich's je erreichen? Zweifel über Zweifel. Das Ziel ist zu weit, und hat man's leidlich erreicht, so hat man meistens auch seine Kräfte im langen Suchen und Kämpfen verzehrt: man kommt zur Freiheit und ist matt wie eine Eintagsfliege am Abend. Das fürchte ich so sehr. Es ist ein Unglück, sich seines Kampfes so bewußt zu werden, so zeitig! Ich kann ja nichts von Taten entgegenstellen, wie es der Künstler oder der Asket vermag. Wie elend und ekelhaft

ist mir oft das rohrdommelhafte Klagen! — Ich hab's augenblicklich etwas sehr satt und über.

„Meine Gesundheit ist übrigens ausgezeichnet: sei ganz unbesorgt. Aber ich bin mit der Natur recht unzufrieden, die mir etwas mehr Verstand, nebst einem volleren Herzen, hätte geben sollen, — es fehlt mir immer am besten. Das zu wissen ist die größte Menschenquälerei. Die regelmäßige Arbeit in einem Amte ist so gut, weil sie eine gewisse Dumpfheit mit sich bringt: man leidet so weniger."

Kurze Zeit nach meiner Ankunft gewann er aber wieder seinen guten, stolzen Mut, er behauptete, ich hätte „eine so famose Art ihm freudige Zuversicht einzuflößen". Wie hätte ihm aber diese Zuversicht nicht kommen sollen, nachdem er mir die ersten wundervollen Niederschriften zu seiner dritten Unzeitgemäßen vorgelesen und beim Vorlesen selbst empfunden hatte, wie Herrliches sie versprachen. Er konnte sich nachher gar nicht mehr auf die Zeit der Mutlosigkeit besinnen und schreibt deshalb am 8. Mai an Gersdorff, der ihm besorgt geschrieben hatte: „Ich muß durch meinen letzten Brief einen falschen Eindruck hervorgebracht haben: weißt Du, ich wiederhole es, es war nicht die Sprache der Depression, höchstens einer noch nicht wunsch- und wahnlosen Resignation." Er fährt dann weiter fort: „Meine Schwester ist bei mir zu Besuch, und Tag für Tag schmieden wir die schönsten Pläne idyllisch-arbeitssamen und einfachen Zukunft-Lebens." Und als es der Freund immer noch nicht glauben wollte, wie gut er sich befände, schreibt er am 1. Juni, daß er ihm eigentlich etwas böse sei, weil er ihm garnicht glauben wolle, daß es ihm „gut, ordentlich und gebührend ginge". Er verrät bereits in dem Brief vom 8. Mai den wahren Grund, weshalb er so frohen Mutes ist. „Inzwischen habe ich meine dritte Unzeitgemäße so weit fertig, daß wenn Du da wärest, der Guß beginnen könnte; das

Sommersemester nimmt mich aber jetzt in Anspruch und deshalb lege ich, da mich nichts drängt, diese Papiere etwas zurück. Titel: (aber zu verschweigen!) „Schopenhauer unter den Deutschen." Es wird schön, sage ich Dir."

Jene Zeit mit ihrem Auf und Nieder der Stimmung ist, wie mich dünkt, als eine Art Wendepunkt seiner inneren Entwicklung zu betrachten. Er dachte, wie der Brief an Gersdorff zeigt, bei den ungeheueren Anforderungen, die er an sich stellte, äußerst bescheiden von seiner Begabung; die Graphologen sagen, daß dies selbst seine Handschrift zeige. Besonders rührend war seine Bescheidenheit, wenn er sich mit den Personen verglich, die er liebte und verehrte: er schuf diese zu ganz unglaublichen Wundertieren um, während er sich selbst mit einer schonungslosen Kritik betrachtete. Das mußte natürlich ein vollkommenes Mißverhältnis ergeben. Mit leichtem Spott über sich selbst schreibt er im Jahre 1878: „So begabte Wesen, wie ich sie mir als Genies vorstellte, haben nie existiert."

Seit Anfang des Jahres 1874 war er mit seiner Schrift über Schopenhauer beschäftigt; je gigantischer er diesen gestaltete, desto verzagter hatte er sich selbst gefühlt. Aber sonderbar, gerade während er gewissermaßen einen Tiefstand seiner Ansicht über sich selbst erreichte, kam er fast unbewußt zu anderen Resultaten. Welche inneren Erlebnisse er damals gehabt hat, welchen Weg seine Erkenntnis, sich selbst befreiend, gegangen ist, zeigt er uns in folgenden Aphorismen und Notizen: „Erst glauben wir einem Philosophen. Dann sagen wir: mag er in der Art, wie er seine Sätze beweist, unrecht haben, die Sätze sind wahr. Endlich aber: es ist gleichgültig, wie die Sätze lauten, die Natur des Mannes steht uns für hundert Systeme ein. Als Lehrender mag er hundertmal Unrecht haben: aber sein Wesen selber ist im Recht, daran wollen wir uns halten. Es ist an einem Philosophen etwas, was nie an einer

Philosophie sein kann: nämlich die Ursache zu vielen Philosophien, der große Mensch."

„Das größte Pathos erreichte ich, als ich den Schopenhauerischen Menschen entwarf: der zerstörende Genius gegen alles Werdende. Als Gegenbedürfnis brauchte ich den aufbauenden metaphysischen Künstler, der einen schön träumen macht in solchen unheimlichem Tagewerk. Unzufriedenheit am tragischen Denken gesteigert."

„Mein Mißtrauen gegen das System von Anfang an. Die Person tritt hervor, er typisch als Philosoph und Förderer der Kultur. Am Vergänglichen seiner Lehre, an dem was sein Leben nicht ausprägte, knüpfte aber die allgemeine Verehrung an — im Gegensatz zu mir. Die Erzeugung des Philosophen galt mir als einzige Nachwirkung, — aber mich selbst hemmte der Aberglaube vom Genius. Augenschließen."

Er deutet hier wiederholt an, wie hemmend Schopenhauer für ihn trotz der ihm gewidmeten Verehrung oder gerade deshalb gewesen sei, und doch ward er ihm nicht nur Erzieher, sondern auch Befreier, denn während er über ihn schrieb, veränderte sich das Bild des Philosophen: seinen eigenen Kampf, seine eigene Not und Befreiung legt er mit glühenden Worten in ihn hinein. Deshalb durfte er mit Dankbarkeit sagen: „Ich bin ferne davon zu glauben, daß ich Schopenhauer richtig verstanden habe, sondern nur mich selber habe ich durch Schopenhauer ein Weniges besser verstehen gelernt; das ist es, weshalb ich ihm die größte Dankbarkeit schuldig bin."

Mit der Entstehung der dritten „Unzeitgemäßen Betrachtung" ist die Erinnerung an eine unserer heitersten Ferienreisen verbunden. Wir hatten uns für die Pfingsttage einen hübschen Ausflug nach Schaffhausen, dem Rheinfall, dem Bodensee, nach Überlingen und Heiligenberg ausgedacht; wir kamen aber nur bis zum Rheinfall, da es uns in dem wunderschön gelegenen Hotel, dem

Rheinfall gegenüber, so besonders gut gefiel. Wir fanden köstliche Spaziergänge und „schnoberten", wie Fritz sagte, die ganze Umgebung ab. Der sehr harmlose Hauptspaß dieser Rheinfalltour war, daß wir uns nur dieses einen Tätigkeitswortes bedienten. Ich weiß nicht mehr, wie Fritz darauf kam, aber er behauptete, man brauche sich garnicht so mit der Sprache abzumühen, man käme, um sich verständlich zu machen, mit sehr wenigen Worten aus; darauf wurde „schnobern" — zur Erinnerung an einen Wagnerischen Scherz (W. sagte und schrieb freilich „schnopern") — als einziges Tätigkeitswort bestimmt. So klopfte Fritz früh an meine Tür: „Lisbeth, bist du schon aufgeschnobert? Ich bin seit einer Stunde im Freien herumgeschnobert und denke, es ist nun Zeit zum Schnobern." Herzliches Gelächter draußen und drinnen, kein Zweifel, wir hatten uns verstanden. Es entstanden die wunderlichsten Wortverbindungen, die zu manchem Scherz und den drolligsten Mißverständnissen Anlaß gaben. Schnobern avancierte selbst zum Hauptwort — z. B. wurde eine köstliche vom Wald gebildete Ecke am Rhein der „Hauptschnober" genannt, da wir dort die meiste Zeit verbrachten, Fritz denkend und schreibend, ich lesend.

Wer meinen Bruder nicht längere Zeit persönlich gekannt hat, kann es sich kaum vorstellen, wieviel kindlich heitere Harmlosigkeit in seinem ganzen Wesen lag. Doch will ich zugeben, daß er wohl mit niemand so viel gelacht hat, als mit mir; auch deshalb fand er meine Gegenwart so erholend, das Gleichgewicht zwischen Wirklichkeit und dem konzentriertesten Denken wieder herstellend.

Der Abschluß dieser kleinen Reise, die später nur die „Schnobertour" genannt wurde, zeigte unsere Harmlosigkeit auch in anderer Hinsicht: wir hatten die Tage ganz nach eigenem Belieben die Stunde und den Speisezettel der Mahlzeiten eingerichtet; das ist in der Schweiz, wo es Sitte ist, sich Pensionspreise auszumachen, das Un-

praktischste, was man tun kann. Wir kannten das auch aus reichlicher Erfahrung; aber Fritz hatte eine große Abneigung gegen jede Art von table d'hôte (Herdenabfütterung nannte er sie) und fügte sich deshalb nicht gern in solche Arrangements. Das Hotel, in dem wir wohnten, war ein Musterhotel ersten Ranges; man kann sich nun vorstellen, welche Rechnung uns für die vielen Diners und Soupers à part aufgestellt wurden! Wir starrten recht verwundert auf die vorgelegte Rechnung; — daß unser harmloser Aufenthalt so viel Geld gekostet hatte, kam uns höchst überraschend. „Lisbeth," sagte Fritz mit komischer Feierlichkeit, „man muß es immer teuer bezahlen, abseits von der Herde zu weiden." Wir mußten auf die Fortsetzung unserer Reise nach dem Bodensee verzichten, da wir nicht Geld genug mitgenommen hatten und begaben uns deshalb, wie Fritz behauptete, „mit gesenkten Ohren" etwas verfrüht auf die Heimreise.

Ist es nun nicht merkwürdig, daß mein Bruder gerade während dieser äußerlich so heiteren Tage einen großen Teil eines Buches schrieb, in welchem er fast unbewußt sein ganzes Selbst, seine innerlichsten Erfahrungen mit seinem Herzblut niederschrieb? — Durch diese Harmlosigkeiten erholte er sich von dem furchtbaren Ernst seiner eigenen Tragödie — das Schicksal des Genies ist immer Tragödie — aber man sah es ihm wohl an, daß er innerlich Großes erlebte; es lag ein wunderbares Leuchten in seinen Augen: das Glück des Schaffenden, das Glück des Überwinders. Manchmal saßen wir stundenlang an unserem Lieblingsplatz am Rhein ohne ein Wort zu sprechen; wir hörten das donnernde Getöse des Falles aus der Ferne, wir sahen den von der Bewältigung des Widerstandes und der Hindernisse noch tief erregten Strom mit zornigem Ungestüm an uns vorüberbrausen, dem Ziel, dem Meere, der Unendlichkeit entgegen. Das Ufer zitterte, wie eine gewaltige Symphonie klang es aus der Tiefe, der Strom

sang das heroische Lied seines Weges zur Freiheit — und in der Seele meines Bruders klang es wieder! —

Im Juni 1874 beendete mein Bruder „Schopenhauer als Erzieher" im großen und ganzen; im folgenden Monat wurden die einzelnen Teile ausgearbeitet und dann im September noch einmal das letzte Stück ganz und gar umgeschrieben. Während seiner Arbeit wurde es ihm immer leichter, heller und froher zumute.

Am 1. Juni schreibt er an Rohde: „Liebster Freund, ich erfahre soeben wieder durch Gersdorff und die Bayreuther, daß man sich sehr wieder um mich sorgt, daß man meine Stimmung gefährlich und galgenhumoral findet usw. Nun, ich kann mir nicht helfen, einige Menschen sehen aus der Ferne besser als ich aus der nächsten Nähe — und so mag wohl etwas an der Besorgnis daran sein. Nur daß mein Befinden, leiblich gesprochen, gut ist: Magen, Stuhlgang, Gesichtsfarbe, alles gesund; dazu bin ich wieder in leidlich produktiver Seelenverfassung, also heiter, habe meine Schwester bei mir, kurz ich sehe einem Glücklichen so ähnlich, als ich überhaupt weiß, was Glück ist — nämlich daß es etwas dergleichen gibt, ist kein Zweifel. . . . Habt Ihr auch so herrliche Mondabende? Man mag gar nicht in die Häuser zurück und mitunter glaube ich wirklich, daß die Luft singt. — Ich habe eben die Vorrede zu meiner dritten Unzeitgemäßen geschrieben."

Aber was er da singen und klingen hörte, war das heimliche Glück seines innersten Herzens: das Ahnen seiner eigenen Größe. Und wie lange, lange Jahre ist ihm nur dieses „Ahnen" geblieben! — Erst im Jahre 1888, als er ganz hellsehender Geist wird, als das eigene Ich verschwindet, oder vielmehr mit der hehren Gestalt des Zarathustra verschmilzt, und er nun auf sein eigenes Leben wie auf ein fremdes Schauspiel zu blicken vermag — erst da kommt ihm zum Bewußtsein, was er selbst war. Er preist im Ecce homo das Schicksal, das ihn in jener umhüllenden

Unbewußtheit lange Jahre seinen Weg zur eigenen Vervollkommnung, den höchsten Zielen zugeführt hatte.

In jenem Sommer 1874 war mein Bruder wirklich sehr glücklich! Er fühlte sich in jeder Beziehung so reich, besonders auch reich an vortrefflichen Freunden. Das hatte für ihn außerordentlich viel zu bedeuten; denn die Freundschaft hat von frühester Kindheit an in meines Bruders Leben eine ganz ungewöhnliche Rolle gespielt; ohne Freunde schien ihm das Leben öde. Von seinem 6. bis zu seinem 18. Jahre waren es Wilhelm Pinder (später Oberregierungsrat in Cassel) und Gustav Krug (als Oberregierungsrat 1902 in Freiburg i. B. gestorben), die ihm am nächsten standen. Von da an begann die Freundschaft mit Paul Deussen (Professor in Kiel) und Freiherrn von Gersdorff; in Leipzig kamen Erwin Rohde und Heinrich Romundt dazu und in Basel Professor Franz Overbeck, dann Malvida von Meysenbug, noch später für wenige Jahre Dr. Paul Rée und schließlich Freiherr von Seydlitz und Dr. Eiser. Höher als alles aber stand ihm die Zeit der Freundschaft mit Richard Wagner. Wer diesen verschiedenen Freundschaftsverhältnissen nachgeht, wird mit dem nachfolgenden Urteil Henri Lichtenbergers einverstanden sein:

„Die moralische Energie ward bei Nietzsche, wie bei vielen heroischen Naturen, durch ein großes Bedürfnis nach Freundschaft, Bewunderung und Zärtlichkeit gemildert. Sein Herz bedurfte einer ihm sympathischen Umgebung, in der er sich frei aufschließen konnte. Auch hatte er in allen Perioden seines Daseins Freunde, die er leidenschaftlich liebte, — wenngleich einige dieser Freundschaften ein trauriges Ende nahmen. Nietzsche besaß nämlich die gefährliche Gewohnheit, diejenigen, die ihm lieb waren, zu idealisieren. Jedes Neides bar und von vornherein für alles, was an seinen Freunden bemerkenswert sein konnte, lebhaft eingenommen, gefiel er sich darin, ihr Bild in

seiner Phantasie zu verändern, oder richtiger gesagt, zu verbessern; er gab ihnen mehr Schönheit, Größe und Stil, als sie in Wirklichkeit besaßen. Im Feuer seiner enthusiastischen Liebe schloß er die Augen vor ihren Mängeln und menschlichen Schwächen, um nur noch ihre Vollkommenheiten zu sehen; und schließlich machte er sich von seinen Freunden ein zwar scharf getroffenes und ähnliches, aber idealisiertes Bild, wie ein Porträt von Meisterhand ... Diese Eigenschaft, seine Freunde zu verschönern, ließ ihn gewiß an ihrer Seite reinere und vollkommenere Freuden kosten, als den realistischen Menschenkenner, sie ward für ihn aber auch zur Quelle grausamer Täuschungen."

Aber von Enttäuschungen in der Freundschaft war in jener Zeit noch nicht die Rede, und mein Bruder hätte damals nie geglaubt, daß es überhaupt solche geben könnte. Er selbst war der beste aufopferndste Freund, den man sich denken konnte; er war rastlos bemüht, seinen Freunden Gutes zu erweisen. Als z. B. Rohde zu lange Zeit auf eine Berufung als Universitätsprofessor warten mußte, bot er ihm allen Ernstes seine eigne Professur an. Er selbst wollte sich schon ohne Professur durchschlagen. Man muß Deussens und Romundts Zeugnisse hören, wie gern er bereit war zu helfen. Wollte ein Freund von ihm 50 Fr. leihen, so fragte er fürsorglich: „Willst du nicht lieber 100 Fr. haben?"

Die Sommerferien 1874 verlebte er mit Dr. Romundt in Bergün an der Albulastraße, um dort eifrig an „Schopenhauer als Erzieher" zu arbeiten. Er schreibt Ende Juli 1874: „Meine liebe gute Mutter, ich sitze hier auf den Bergen und will einmal an Dich wieder ein Briefchen schreiben, da unsere Lisbeth fern von uns beiden ist und nicht wie gewöhnlich im Sommer Dir von mir und mir von Dir erzählen kann. Grimmiges Regenwetter seit ein paar Tagen, und alle Menschen sehr ungeduldig — das ist der Zustand in dieser Einsamkeit, an dem nur ich nicht

Teil habe, weil ich mit Nachdenken und Fertigmachen einer neuen Schrift beschäftigt bin. Da lebt man anderswo, wo einem der Regen nichts anhat. Übrigens: genießt man, ohne dran zu denken, die stärkende Luft der Alpen und ist aus dem Stadt- und Alltagsleben heraus, da fällt einem manches ein, was man in der Tiefe und in der Sommerschwüle der Städte nicht findet."

Mit dem Ende des Sommersemesters beschloß er auch seine Arbeit an der dritten „Unzeitgemäßen Brtrachtung". Zuletzt häufte sich alles sehr zusammen, und er stöhnte in einem Brief an Gersdorff Ende September: „Es war eine schwere Zeit, mein lieber Freund, dieser Schlußteil unseres Sommerhalbjahres, und ich atme tief auf, daß es nun vorüber ist. Ich mußte nämlich, bei allen sonstigen Arbeiten, einen ziemlich langen Abschnitt meiner Nr. 3 noch ganz und gar umarbeiten, und die unvermeidliche Angegriffenheit und Seelenerschütterung, die ein solches Sinnen und Wühlen im Tiefsten mit sich bringt, warf mich oft beinahe um, und auch jetzt noch bin ich nicht völlig aus dem Kindbettfieber heraus. Doch ist bei alledem etwas Ordentliches zur Welt gebracht worden, und ich freue mich darauf, daß Du Dich darüber freuen wirst. Der Druck, sehr beschleunigt und in Folge davon eine Last mehr, ist beinahe fertig, und wenn Du ankommst, wird wohl bereits ein Exemplar fix und fertig vorliegen."

Was er nach Beendigung seines Buches dachte, welche Empfindungen und Entschlüsse für die Zukunft ihn bewegtent sagt uns am besten ein Brief an seine Freundin Fräulein von Meysenbug: „Es ist gewiß ein hohes Glück, mit seiner Aufgabe schrittweise vorwärts zu kommen — und jetzt habe ich drei von den dreizehn Betrachtungen fertig und die vierte spukt im Kopfe; wie wird mir zu Mute sein, wenn ich erst alles Negative und Empörte, was in mir steckt, aus mir herausgestellt habe, und doch darf ich hoffen, in fünf Jahren ungefähr diesem herrlichen Ziele nahe zu

sein! Schon jetzt empfinde ich mit wahrem Dankgefühle, wie ich immer heller und schärfer sehen lerne — geistig! (leider nicht leiblich!) und wie ich mich immer bestimmter und verständlicher aussprechen kann. Wenn ich in meinem Laufe nicht völlig irre gemacht werde oder selber erlahme, so muß etwas bei alledem herauskommen. Denken Sie sich nur eine Reihe von fünfzig solcher Schriften, wie meine bisherigen vier, alle aus der inneren Erfahrung heraus ans Licht gezwungen, — damit müßte man doch schon eine Wirkung tun, denn man hätte gewiß vielen Menschen die Zunge gelöst, und es wäre genug zur Sprache gebracht, was die Menschen nicht so bald wieder vergessen könnten, und was gerade jetzt wie vergessen, wie garnicht vorhanden erscheint. Und was sollte mich in meinem Laufe stören? Selbst feindselige Gegenwirkungen werden mir jetzt zu Nutzen und Glück: denn sie klären mich oftmals schneller auf als die freundlichen Mitwirkungen; und ich begehre nichts mehr als über das ganze höchst verwickelte System von Antagonismen, aus denen die „moderne Welt" besteht, aufgeklärt zu werden. Glücklicherweise fehlt es mir an jedem politischen und sozialen Ehrgeize, so daß ich von da aus keine Gefahren zu befürchten habe, keine Abziehungen, keine Nötigung zu Transaktionen und Rücksichten; kurz, ich darf heraussagen, was ich denke, und ich will einmal erproben, bis zu welchem Grade unsre auf Gedankenfreiheit stolzen Mitmenschen freie Gedanken vertragen. Ich fordere vom Leben nicht zu viel und nichts Überschwängliches; dafür bekommen wir alle in den nächsten Jahren etwas zu erleben, worum uns alle Vor- und Nachwelt beneiden darf. Ebenfalls bin ich mit ausgezeichneten Freunden wider alles Verdienst beschenkt worden; nun wünsche ich mir, vertraulich gesprochen, noch recht bald ein gutes Weib, und dann denke ich meine Lebenswünsche für erfüllt anzusehen. — Alles übrige steht dann bei mir."

Mit warmer Begeisterung, ja mit der Freude Feierklang und jedenfalls ganz anders als die zweite Betrachtung wurde die dritte „Unzeitgemäße" von allen Freunden begrüßt. Von allen Seiten trafen bewundernde und zustimmende Briefe ein, Frau Cosima schrieb innig ergriffen, denn sie fühlte wohl, daß hier jemand die innersten Leiden des Genius schilderte, die so oft den Mitlebenden verborgen bleiben. Ihr Brief war gewissermaßen im Namen Wagners geschrieben und drückte das aus, was sie Beide beim gemeinsamen Lesen dieser Unzeitgemäßen empfunden hatten. „Das ist meine Unzeitgemäße", beginnt sie ihren Brief, und alle, die ihr Leben lang um eine große Idee gekämpft und gelitten hatten, empfanden „Schopenhauer als Erzieher" als ihr Evangelium. Tief ergriffen drückt sich Fräulein von Meysenbug wiederholt über diese Schrift aus, einmal schreibt sie: „Die dritte Unzeitgemäße wandert immer mit mir, sie ist meine Bibel geworden, und ich lese mir oft daraus Trost. Niemals hat jemand schöner den Zweck aller Kultur ausgesprochen, und ich weiß eigentlich gar nicht, was man außerdem noch zu wissen braucht."

Auch ich hatte von Anfang an für diese „Unzeitgemäße" die wärmste persönliche Empfindung; sie ergriff mich auf das allertiefste, denn sie erschien mir wie eine seltsame Vision von meines Bruders eigenem Leben, seinem Denken, seiner Zukunft. Schon damals sagte ich zu ihm: „Ich weiß nicht genug Persönliches von Schopenhauer, um genau zu wissen, ob er wirklich ein solcher Erzieher ist, aber eines weiß ich genau, daß Du der darin geschilderte erziehende Philosoph bist." „Unsinn!" rief Fritz, „oder sein wirst", setzte ich hinzu. Er sagte gedankenvoll: „Wer kann das jetzt wissen, meine Schwester!"

Sein ganzes Leben hat mein Bruder diese dritte „Unzeitgemäße" als ein Zeichen seiner innigsten Dankbarkeit betrachtet für das, was ihm Schopenhauer als Lehrer und

Erzieher gewesen war. Immer sprach er es aus, daß diese Schrift nichts mit den philosophischen Lehrsätzen Schopenhauers zu tun habe, sondern nur von der Wirkung seiner Persönlichkeit auf ihn selbst handle. Er schreibt im Jahre 1880: „Als ich Schopenhauer gleich meinem Erzieher feierte, hatte ich vergessen, daß bereits seit langem keines seiner Dogmen meinem Mißtrauen Stand gehalten hatte; es kümmerte mich aber nicht, wie oft ich „schlecht bewiesen" oder „unbeweisbar" oder „übertrieben" unter seine Sätze geschrieben hatte, weil ich des mächtigen Eindrucks dankbar genoß, den Schopenhauer selber, frei und kühn vor die Dinge, gegen die Dinge hingestellt, auf mich seit einem Jahrzehnt geübt hatte."

Immer, auch noch in späteren Jahren betrachtete er diese Schrift als den Prüfstein, um zu erkennen, ob jemand zu ihm gehöre oder nicht. Zum Beispiel schrieb er im Herbst 1882 an Fräulein Lou Salomé (jetzt Frau Lou Andreas), mit welcher er, nach einer kurzen Bekanntschaft von noch nicht fünf Monaten, jede Beziehung abbrach: „Ich gab Ihnen in Luzern meine Schrift über Schopenhauer — ich sagte Ihnen, daß da meine Grundgesinnungen drin stünden und daß ich glaubte, es würden auch die Ihrigen sein. Damals hätten Sie lesen und Nein! sagen sollen (in solchen Dingen hasse ich die Oberflächlichkeit) — es wäre mir viel erspart geblieben!"

Es gibt nur wenig in „Schopenhauer als Erzieher", das nicht, wenn man die Namen vertauscht, auf meinen Bruder paßt und eine seiner persönlichen Erfahrungen schildert. Man nehme z. B. folgende Stelle: „Schopenhauer dagegen hatte das unbeschreibliche Glück, nicht nur in sich den Genius aus der Nähe zu sehen, sondern auch außer sich, in Goethe: durch diese doppelte Spiegelung war er über alle gelehrtenhaften Ziele und Kulturen von Grund aus belehrt und weise geworden. Vermöge dieser Erfahrung wußte er, wie der freie und starke Mensch be-

schaffen sein muß, zu dem sich jede künstlerische Kultur hinsehnt." — Man setze hier anstatt Schopenhauer: Nietzsche, anstatt Goethe: Wagner; d. h. Wagner, wie er ihn damals sah — paßt nicht jedes Wort auf die inneren Erlebnisse meines Bruders?

Er selbst bediente sich zuweilen ganzer Seiten dieser Schrift, um eigne Gemütszustände zu schildern und sagte dann immer anstatt Schopenhauer „ich". So schreibt er mir z. B. nach einem ihm peinlichen Vorkommnis im Januar 1875 einen langen Brief und fügt zuletzt hinzu: „Das alles kannst Du gedruckt in meinem Schopenhauer lesen — aber es sind meine eignen Erfahrungen und Empfindungen, die mich immer wieder heimsuchen, — wie jetzt zum Beispiel." Die Briefstelle lautet: „Ach wir Einsamen und Freien im Geist — wir sehen, daß wir fortwährend irgend worin anders scheinen als wir denken: während wir nichts als Wahrheit und Ehrlichkeit wollen, ist rings um uns ein Netz von Mißverständnissen; und unser heftiges Begehren kann es nicht verhindern, daß doch auf unserem Tun ein Dunst von falschen Meinungen, von Anpassung, von halben Zugeständnissen, von schonendem Verschweigen, von irrtümlicher Ausdeutung liegen bleibt. Das sammelt eine Wolke von Melancholie auf unserer Stirne: denn daß das Scheinen Notwendigkeit ist, hassen wir mehr als den Tod; und eine solche andauernde Erbitterung darüber macht uns vulkanisch und bedrohlich. Von Zeit zu Zeit rächen wir uns für unser gewaltsames Verbergen, für unsere erzwungene Zurückhaltung. Wir kommen aus unserer Höhle heraus mit schrecklichen Mienen, unsere Worte und Taten sind dann Explosionen, und es ist möglich, daß wir an uns selbst zu Grunde gehn. So gefährlich lebe ich! Gerade wir Einsamen bedürfen Liebe, brauchen Genossen, vor denen wir wie vor uns selbst offen und einfach sein dürfen, in deren Gegenwart der Kampf des Verschweigens und des Verstellens aufhört."

In diesem Brief sagt mir weiterhin mein Bruder, daß auch ich ein Genosse, ein Freund sei, vor welchem er sich offen und ehrlich geben könne. Das galt mir als höchstes Lob! Nach meinen späteren Erfahrungen habe ich allerdings die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß er sich vor keinem seiner Freunde so offen gegeben und so sehr seine innersten Empfindungen ausgesprochen hat, als wie gerade mir gegenüber. Freiherr von Gersdorff war es, der mich nach dem Erscheinen der ersten Biographiebände darauf aufmerksam machte, daß ich das viel zu wenig zum Ausdruck gebracht hätte. Er habe es immer gewußt und Fräulein von Meysenbug würde sich gewiß erinnern, daß er ihr gesagt habe: „will man wirklich wissen, was Nietzsche denkt und innerlich erlebt, so muß man seine Schwester fragen." Ich habe das aber nie gewußt, oder mir nicht klar gemacht; immer vermutete ich, daß mein Bruder seinen Freunden noch mehr als mir von seinen inneren Erlebnissen mitteilte; dadurch ist mancher Irrtum entstanden.

Den Inhalt der dritten Unzeitgemäßen Betrachtung fasse ich in den Worten des verstorbenen Dr. Fritz Kögel zusammen: „Die ganze Schopenhauerschrift ist ein Beweis für die undogmatische, rein persönliche Art Nietzsches: nie ist eine Lobschrift auf einen Philosophen geschrieben worden, in der von dessen Philosophie so wenig die Rede ist. Von der Schopenhauerischen Lehre wird überhaupt nicht gesprochen, Nietzsche betrachtet ausschließlich Schopenhauers Persönlichkeit, sein Ethos, die Bedingungen und Gefahren seiner Entwicklung, seine unmittelbaren persönlichen Wirkungen und knüpft daran Betrachtungen über die Möglichkeiten einer künftigen Kultur, die Erzeugung künftiger Philosophen. Im Grunde ist diese ganze Schrift nur ein Selbstbekenntnis Nietzsches über seine Erfahrungen, die er an Schopenhauer gemacht hat, und die Ideale, die ihm selbst aus diesen Erfahrungen erwachsen sind: also etwas im innersten Kern Persönliches. Und gerade weil er auch

den verehrtesten Menschen gegenüber sich seine innere Freiheit wahrte, konnte er in den Schriften jener Zeit so enthusiastisch von ihnen reden, in dem begeisterten, begeisternden Tone, der die Zuhörer verführen sollte, sich auch diesen Gewalten hinzugeben. Er war damals innig überzeugt, daß niemand dieser Erfahrungen entraten könne, daß jeder, der sich zur Mitarbeit an den Aufgaben der Zukunft bestimmt fühle, durch sie hindurch müsse; und dieser Meinung ist er bis zuletzt geblieben."

Nach dem Erscheinen der Schopenhauerschrift erhielt mein Bruder eine geheimnisvolle Depesche, so viel ich mich erinnere aus Lindau am Bodensee: „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir. Schopenhauer." Wir haben niemals erfahren, wer ihm diese Botschaft geschickt hat.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Allerlei Erlebnisse.

So ernsthaft und mit Arbeit geplagt noch die letzten Herbstwochen 1874 meines Bruders Schilderungen nach gewesen waren, so heiter gestaltete sich das folgende Semester 1874—75. Frau Geheimrat von Miaskowski hat in einer Biographie, die sie für ihre Kinder vom Leben ihres verstorbenen Mannes August von Miaskowski verfaßte, sehr hübsche Schilderungen über ihren Aufenthalt in Basel gebracht. Geheimrat von Miaskowski war eine Zeitlang Kollege meines Bruders an der Universität Basel. Wer nun die heiteren Schilderungen liest, die Frau von Miaskowski entwirft, dem wird es nicht ganz unwahrscheinlich vorkommen, daß in den beiden Wintern 71/72 und 72/73 Nietzsche sehr viel tanzte, als ein glänzender „Gesellschafter" und für junge Mädchenherzen als gefährlich galt. Sicher ist, daß er anonyme Briefchen erhielt, die ihn auf junge Damen, die für ihn schwärmten, aufmerksam machen sollten. Er konnte aber nicht herausbekommen, wer es war. „Ich bin zu kurzsichtig," seufzte er. Frau von Miaskowski schreibt: „Im nächsten Winter [1874/75] gründeten wir mit zwei anderen jungen Professorenpaaren aus Deutschland und mit den drei Herren Nietzsche, Overbeck und Romundt einen kleinen geselligen Verein, der alle 14 Tage, am Dienstag Abend, abwechselnd in den drei Familien sich zusammenfand. Die jeweiligen Wirte mußten stets auch für eine besondere Unterhaltung sorgen, wobei

die unverheirateten Herren aber helfen sollten. Über eine kleine Aufführung, die wir einmal bei uns arrangierten, finde ich in einem an meine Mutter geschriebenen und noch erhaltenen Briefe eine ausführliche Schilderung. Wir hatten uns ausgedacht, ein sorgfältig vorbereitetes, lebendes Bild aus den „Meistersingern" von Richard Wagner mit unseren Söhnen von fünf und drei Jahren und einem ebenso kleinen Mädchen zu stellen, namentlich um Professor Nietzsche, dessen Freundschaft mit Wagner damals auf dem Höhepunkt stand, zu erfreuen.

„Als unsere Gäste versammelt waren, bat ich Nietzsche, das Meisterlied Walters zu spielen. Dann öffnete ich die Tür zum anstoßenden Zimmer, in dem das von meinem Manne gestellte Bild stand. Jedes der Kinder war ganz charakteristisch und doppelt reizend durch seine große Jugend. Die kleine Eva im hellblauen Gretchenkostüm ließ sich vom dreijährigen Meister Hans Sachs in Lederschürze und Käppchen den Schuh anmessen und von einer improvisierten Stufe schaute der kleine Ritter von Stolzing in prächtig rotem Wams mit weißen Puffen und Spitzen und schwerer Goldkette auf das schöne Bild. „Alle waren entzückt," berichte ich, „und Nietzsche sogar ganz bewegt. Er nahm meine beiden Hände und drückte sie immer wieder, indem er für die reizende Überraschung dankte.... Am Schluß des Abends gab es noch Musik, Nietzsche phantasierte wieder sehr schön. . . ."

„An einem dieser Vereinsabende bei einem der anderen Teilnehmer hatten wir eine junge Freundin, die bei uns zu Gast war, auch mitgenommen. Beim Heimkommen meinte diese, wie ich wiederum meiner Mutter schrieb: „sie wäre noch nie in einem so harmlos vergnügten Kreise gewesen. Das Komische dabei ist, daß zwei Hauptspaßmacher unter uns, Overbeck und Nietzsche, als arge Pessimisten und Schopenhauerianer in ganz Deutschland bekannt sind."

Welche heitere und harmlose Stimmung in diesem Kreis geherrscht haben muß, zeigte mir auch, daß die humoristischen Novellen von Marc Twain dort wahre Lachstürme erregt haben, was andere Gelehrte gar nicht begreifen konnten.

All' diese Heiterkeiten verhinderten aber meinen Bruder nicht, an seinen Unzeitgemäßen Betrachtungen weiter zu arbeiten. Anfang des Jahres 1875 kam Freiherr von Gersdorff nach Basel und schrieb die Entwürfe ab, die mein Bruder für die neue Unzeitgemäße Betrachtung „Wir Philologen" aufgezeichnet hatte. Sie führt, wie man sich denken kann, uns den Zusammenhang von meines Bruders Erziehungsplänen mit dem Griechentum besonders deutlich vor Augen; aber niemand würde unter diesem Titel ahnen, daß diese Unzeitgemäße gerade mit dem Zarathustra die innigste Gedankenverwandtschaft zeigt. Es ist über die Maßen bedauerlich, daß diese Schrift nicht vollendet wurde, weil sie wahrscheinlich von allen Unzeitgemäßen die bedeutendste geworden wäre. Die Pflichttreue meines Bruders seinem Amt gegenüber war die alleinige Ursache, daß sie nicht fertig gemacht worden ist. Er schreibt noch am 8. Mai 1875 an Gersdorff über diese geplante vierte Unzeitgemäße Betrachtung: „Wir Philologen": „Zwar habe ich ungefähr 40 Seiten mehr von solcherlei Notizen, wie Du sie zusammengeschrieben hast. Aber Fluß und Guß und Mut fehlt noch für's Ganze." Schließlich hat er sie, wie wir wiederum aus einem Briefe vom 21. Mai an Gersdorff sehen, ganz beiseite gelegt: „Keine Zeile der Unzeitgemäßen Nr. 4! Für das ganze Semester zurückgelegt. Denn die Tagesarbeit für alle Kollegien (13 Stunden) zwingt; ich habe keine Zeit." Das ist einer jener Fälle, wo Gewissenhaftigkeit dem Geringeren gegenüber (hier dem Amt) zu einem Unrecht gegen die höchste Lebensaufgabe werden kann. Durch die tägliche Frohnarbeit ist uns etwas Ewiges verloren gegangen. Das wird mein

Bruder wohl öfter und schon vorher bitter empfunden haben, sodaß man die harte Beurteilung des Gelehrten in „Schopenhauer als Erzieher“ als eine Art momentaner Revolte gegen sich selbst und seine Treue im Kleinen verstehen muß. Für andere, Geringerbegabte, liegt natürlich die Entscheidung vollkommen anders; es gibt nichts Kläglicheres, als wenn von jenen, die nichts Höheres schaffen können, die Treue im Kleinen mißachtet wird.

Das Ende des Wintersemesters hatte allerdings noch andre Gründe gehabt, ihn in seiner Arbeit zu stören. Er lebte, wie schon erwähnt, mit den beiden Freunden Professor Overbeck und Dr. Romundt in einem Hause zusammen. Letzterer war in Basel für Philosophie habilitiert und hatte sich in seinen Kollegien besonders Schopenhauer gewidmet. Wunderlicherweise hatte das intensive Studium Schopenhauers Dr. Romundt zu dem Entschluß geführt, katholischer Priester zu werden. Mein Bruder war außer sich, da er Dr. Romundt sehr lieb hatte. Es war ihm ganz und gar unbegreiflich, wie ein Philosoph, der doch die Freiheit des Denkens zu schätzen wußte, beabsichtigen konnte, sich freiwillig in eine solche in geistiger Hinsicht von allen Seiten beengte Stellung zu begeben. Und daß nun gar ein Freund, nach achtjährigem Umgang mit ihm, heimlich ein solches Attentat auf die Freiheit seines eignen Geistes geplant hatte, machte ihn vollkommen unglücklich. Tief betrübt schreibt er an Rohde: „Lege Dir diese ungeheuerliche Geschichte nach Deiner Freundschaft zu mir zurecht und sage mir ein paar tröstende Worte. Ich bin gerade im Punkte der Freundschaft verwundet.“ Nach langen Diskussionen kam Dr. Romundt doch zu dem richtigen Entschluß, zu seinem ursprünglichen Beruf als Lehrer zurückzukehren. Über den Abschied schreibt mein Bruder an Gersdorff: „Es ging leidenschaftlich traurig zu, und er wußte und sagte es immer wieder, daß nun alles Gute und Beste, was er erlebt habe, zu Ende sei;

er bat viel weinend um Verzeihung und wußte sich nicht vor Trauer zu helfen. Eine eigentümliche Schrecklichkeit brachte mir noch der letzte Augenblick: die Schaffner schlossen die Wagen zu, und Romundt, um uns noch etwas zu sagen, wollte die Glasfenster des Coupés herunterlassen, diese widerstanden, er bemühte sich immer wieder, und während er sich so quälte, sich uns verständlich zu machen — erfolglos: — ging der Zug langsam fort, und nichts als Zeichen konnten wir machen. Die gräßliche Symbolik der ganzen Szene war mir ebenso wie Overbeck (wie er mir später gestand) schwer auf die Seele gefallen, es war kaum auszuhalten."

Man kann sich bei der Schilderung des Kummers über diese erste schmerzliche Erfahrung in der Freundschaft vorstellen, wie glücklich er war, als Dr. Romundt später wieder zu seinen gründlichen philosophischen Studien zurückkehrte und Bücher schrieb, an welchen mein Bruder herzliche Freude haben konnte. Er schrieb mir über „Antäus": „Romundt's Buch, recht ausgequollen persönlich, scheint mir sehr erquicklich und für ihn hoher Ehren wert; ich kenne etwas die inneren Widerstände, die er zu überwinden hatte; wie blutigschwer ist jeder Schritt der Selbständigkeit!"

Mein Bruder hatte sich in jenem Winter 1875 die Angelegenheit mit Dr. Romundt allzusehr zu Herzen genommen, dazu sehr viel gearbeitet und geschrieben, kurzum, es begann wieder eine Zeit des Unwohlbefindens. Er ging, um sich zu erholen, Ostern einige Tage nach Bern, wo er als einziger Gast in dem Hotel Viktoria auf dem Schänzli wohnte und viel in Bergen und Wäldern herumlief: „immer allein und dachte mir viel aus". Aber auch dieser Aufenthalt nutzte ihm nicht viel, sodaß ich ihn Pfingsten in Baden-Baden, wo wir zusammentrafen, im Anfang recht elend aussehend fand. Aber nach wenigen Tagen erholte sich seine elastische Natur wie immer über-

raschend schnell, sodaß ihn Dr. Richard Pohl, den wir dort trafen, als ein „Bild der Gesundheit“ bezeichnete.

Während des Aufenthaltes in Baden-Baden nahm die Unterhaltung über Wagner und Bayreuth die meiste Zeit in Anspruch. Anfang des Jahres 1875 hatte mich nämlich Frau Cosima gebeten, auf längere Zeit nach Bayreuth zu kommen, um sie während einer Abwesenheit in der Repräsentation des Hauses Wahnfried zu vertreten. Sie wollte Wagner auf seiner Konzertreise nach Wien begleiten. Mein Bruder hatte etwas übereilt zugesagt, weil, wie er später auseinandersetzte, er es ungemein wichtig fand, daß ich in die persönlichen Wagnerischen Angelegenheiten so viel wie möglich eingeweiht würde. Damals hatte Wagner, als er sich einmal recht unwohl fühlte, zu meinen Bruder gesagt, daß er ihn, falls er stürbe, zum Vormund und Erzieher seines Sohnes Siegfried machen wolle. Meines Bruders Annahme, daß unsre Mutter diese Einladung mit Freuden begrüßen würde, und seine übereilte Zusage erregte den Zorn der letzteren im hohen Grade. Wie ich bereits früher erzählte, hatte es schon immer kleine vielleicht scherzhaft zu nennende Differenzen zwischen Mutter und Sohn gegeben, daß er mich für den ganzen Sommer in Anspruch nahm, und nun sollte sie mich auch noch im Winter entbehren, — das schien ihr zu viel. Außerdem hatte sie auch sonst noch allerhand gegen einen Aufenthalt im Hause Wahnfried einzuwenden. Kurzum, in ihrem Zorn schrieb sie meinem Bruder einen entrüsteten Brief, wobei ihre Abneigung gegen die Kunst Wagners und seine ganze Lebensführung zum Ausdruck kam, — übrigens in einer viel strengeren Form, als sie es wirklich empfand. Dies hätte beinahe zu einer ernstlichen Entzweiung zwischen Mutter und Sohn Veranlassung gegeben; doch schickte ich dem Brief meiner Mutter schnell noch einen andern nach, worin ich ihre bereits gemilderte Auffassung des Vorschlags zum Ausdruck brachte. Schließlich gab sie ihre Erlaubnis,

oder vielmehr, sie überließ es mir, mich selbst zu entschließen. Fritz wußte nur zu gut, daß es eine Eigenschaft von uns dreien war, daß wir in der ersten Entrüstung heftige, unangenehme Dinge sagen und schreiben können, von denen wir uns einen Tag später kaum noch erinnern, sie gedacht und geschrieben zu haben.

Also ich war wirklich nach Bayreuth gefahren und hatte allerlei schöne, merkwürdige und ereignisvolle Dinge erlebt. Fritz konnte es gar nicht erwarten, daß ich zu einem langen Gespräch über Wagner und Bayreuth zu ihm käme. Aber da unsre Mutter die Zustimmung zu dem Aufenthalt in Bayreuth nur unter der Bedingung gegeben hatte, daß ich den Sommer mit ihr verlebte, so schien es erst nicht so, als ob es zu einem Basler Besuch kommen würde. Als aber Fritz schrieb, daß er ganz allein in seinem bis dahin von Overbeck und Romundt mitbewohnten Hause war, so fand sie es doch gerechtfertigt, mich ziehen zu lassen. Overbeck hatte ein halbes Jahr Urlaub genommen, um sein übles Magenleiden zu kurieren und nach Karlsbad zu gehen, und Romundt hatte, wie schon erwähnt, Basel auf immer verlassen.

Fritz kam mir mit großem Vergnügen bis Baden-Baden entgegen und konnte nicht aufhören, nach meinen Bayreuther Erlebnissen zu fragen; und ich war unerschöpflich im Erzählen, was Wagners getan und gesagt hatten. Erst später wurde mir klar, daß auf dem Grund seiner Fragen eine tiefe Besorgnis gelegen hatte. Aber ich konnte damals nur von den herzlichsten Aussprüchen einer warmen und treuen Empfindung berichten. In Baden-Baden bemerkte ich zum ersten Mal, daß sich mein Bruder bei aller Verehrung für Wagner und Frau Cosima doch über verschiedene Kunstbegriffe recht abweichend von den Ansichten dieser beiden aussprach. Einmal saßen wir in den Parkanlagen, und während Fritz lebhaft derartige Gedanken erörterte, bemerkte ich plötzlich, daß jenseits des Busches

ein Herr saß, der, das Gesicht uns zugewandt, den Arm auf die Lehne gestützt, sehr aufmerksam zuhörte. Es war Turgenjew, dessen Photographie ich gerade am Morgen in einem Schaufenster genau betrachtet hatte. Als er sah, daß sein Lauschen von uns bemerkt worden war, stand er auf und ging höflich grüßend an uns vorüber. Es interessierte uns nun außerordentlich zu wissen, ob Turgenjew genug Deutsch verstehe, einem solchem Gespräch folgen zu können. „Es ist nur gut, daß er nicht weiß, wer wir sind," meinte Fritz, „denn sonst käme am Ende noch Wagner unser Gespräch zu Ohren — das gäbe endlosen Verdruß." „Aber Fritz," sagte ich eifrig, „Wagner kann doch unmöglich erwarten, daß alle seine Ansichten von seinen Freunden geteilt werden?" „Doch, Lisbeth, das verlangt er," meinte er zögernd und nachdenklich; — und da fiel auch mir eine Geschichte ein, die gerade das bezeugte.

Im Frühling 1874 hatten mein Bruder und ich im Basler Münster das „Triumphlied" von Brahms gehört. Es war eine wunderschöne Aufführung, die Fritz sehr gut gefiel. Als er im August 1874 nach Bayreuth reiste, nahm er den Klavierauszug des „Triumphlieds" mit dorthin, anscheinend von dem naiven Glauben geleitet, daß sich Wagner daran freuen müsse. Ich sage „anscheinend", weil ich bei späterem Nachdenken doch auf den Gedanken gekommen bin, daß dieses rotgebundene „Triumphlied" eine Art Versuchsobjekt war und deshalb Wagners ungeheurer Zorn nicht ganz und gar grundlos gewesen zu sein scheint. Hier lasse ich nun Wagner selbst weitererzählen, der eine köstliche Art besaß, sich selbst zu ironisieren: „Ihr Bruder legte das rote Buch auf den Flügel, immer, wenn ich in den Saal hinunter kam, starrte mich das rote Dings an — es reizte mich förmlich, gerade wie den Stier das rote Tuch. Ich merkte wohl, Nietzsche wollte mir damit sagen: sieh mal, daß ist auch einer, der etwas Gutes machen kann. — Na, und eines Abends bin

ich losgebrochen, und wie losgebrochen!" Wagner lachte herzlich in der Erinnerung. „Was sagte denn mein Bruder?" fragte ich ängstlich. „Der sagte gar nichts," meinte Wagner, „er errötete und sah mich erstaunt mit bescheidener Würde an. Ich gäbe gleich hunderttausend Mark, wenn ich solch schönes Benehmen wie Nietzsche hätte, immer vornehm, immer würdig, sowas nützt einem viel in der Welt."

Diese Erzählung Wagners fiel mir in diesem Augenblicke ein. „Fritz," sagte ich, „warum hast du mir die Geschichte mit dem Triumphlied von Brahms nicht mitgeteilt? Wagner hat mir alles selbst erzählt!" Fritz blickte vor sich hin und schwieg, endlich sagte er leise: „Lisbeth, da war Wagner nicht groß." Und dies ist die Geschichte, welche von einigen Wagnerianern in folgende Phantasie umgewandelt worden ist: mein Bruder habe Wagner eine von ihm selbst komponierte Oper überreicht und Wagner habe entrüstet gesagt: sie sei nichts wert, worüber sich mein Bruder tief gekränkt hätte und von Wagner abgefallen sei. Die Wahrheit ist freilich sehr anders, la bêtise humaine kennt die gekränkte Eitelkeit als die einzige Ursache aller Gesinnungsänderungen und erfindet demgemäß ihre unpsychologischen Geschichten. —

Nach unserem genußreichen Aufenthalt in Baden-Baden fuhren wir frohgemut nach Basel, wo aber leider die Besserung im Befinden meines Bruders nicht anhielt. Hauptsächlich litt der Magen, der in ziemlich kläglicher Verfassung war. Fritz brauchte allerdings in jenem Frühjahr unglaublich viel Arzneien. Wenn er sich aber besser fühlte und zu Mittag essen wollte, mußten wir in der Sommermittagshitze zum Hotel gehen und fanden schließlich nur Speisen, welche für ihn recht schwer verdaulich waren. Als ich nun einmal sagte: „wenn wir nur einen eigenen Haushalt hätten, wie viel mehr Rücksicht könnten wir da auf deinen Magen nehmen," meinte er eifrig: „ja das

wäre ganz wundervoll!“ und geſtand mir, daß von all den Plänen, „ſich zu verſelbſtändigen,“ ihm nur die Sehnſucht nach einem eigenen Haushalt geblieben wäre, den man ja aber in Baſel viel bequemer als ſonſtwo einrichten könnte. „Nur wäre es ein ungeheures Opfer von dir,“ fügte er hinzu. Ich tat es aber wirklich von Herzen gern. Ein halbes Jahr in der Schweiz und ein halbes Jahr in Naumburg zu ſein, das ich ſehr liebte und wo ich meine liebſten Freundinnen hatte, war ja gewiß eine recht vergnügliche Lebensweiſe; aber ich ſehnte mich nicht nach Vergnügen, ſondern nach wirklichen Taten, und meinem Bruder einen Dienſt zu erweiſen, ſchien mir das Allerbeglückendſte. Trotz aller Verſicherungen war mein Bruder von der Idee des Opfers gar nicht loszubringen; endlich bat ich Frau Coſima, ihm zu ſagen, wie gern ich es täte und wie es durchaus kein Opfer ſei. Wie glücklich mein Bruder über dieſe Wendung der Dinge war, drückt ſich in allen Briefen der damaligen Zeit aus. Er ſchreibt an Rohde:

„Mein lieber Freund, ich ſchreibe nicht! Du wirſt aber gewiß ſchon erraten haben, warum nicht; weil mir's nicht gut gegangen iſt. Es ſtand elend mit Magen und Augen; aber heute will ich Dich nur damit erfreuen, daß ich auch imſtande bin, mich zu etwas Radikalem zu entſchließen. Erfreuen? Gott weiß, wenigſtens hat der Radikalismus auch hier ſeinen berühmten Hinkfuß. Alſo: meine Schweſter und ich ſind eben damit beſchäftigt, hier eine Wohnung zu mieten, Möbel zu kaufen uſw., kurz, um eine meinen Nöten angemeſſene und heilſame Exiſtenz von Mitte dieſes Jahres an zu beginnen. In den Hundstagen werde ich freilich nicht nach Bayreuth kommen — dies iſt der Hinkfuß —, ſondern ins Bad müſſen, wohl nach Pfäffers. Alles iſt ſehr nötig. In Ausſicht auf dieſe ſchönen Neuerungen atme ich recht auf.“

An Gersdorff ſchreibt er: „Ich bin über dieſe Wendung

sehr glücklich und sehe mit viel Vertrauen in das Kommende. Mein schöner Entwurf für die nächsten 7 Jahre war nur möglich bei einer solchen Ordnung und Regelung meines Alltaglebens. Nun habe ich doch eine ganz vertraute hilfreiche Seele um mich. Nicht mit einem Wort habe ich sie überredet, sie hat sich ganz freiwillig entschlossen."

Dieser schöne Entwurf für die nächsten sieben Jahre bestand in den umfänglichsten Studien über das Griechentum, die er schließlich zu dem schon früher erwähnten großen Griechenbuche zu vereinigen gedachte. Alle diese Studien wollte er mit seiner akademischen Wirksamkeit verbinden und plante deshalb für die nächsten sieben bis acht Jahre folgenden systematischen Zyklus von Universitätsvorlesungen über die Griechen:

1. 2. 3. Geschichte der Literatur.
4. Religiöse Altertümer.
5. Private Altertümer.
6. Staatsaltertümer.
7. Mythologie.
8. 9. Politische Geschichte.
10. Rhetorik und Stil.
11. Rhythmik, Metrik (mit Musik).
12. 13. Geschichte und Philosophie.
14. 15. Ethik der Hellenen.

(Von diesen 15 Vorlesungen hat mein Bruder acht gehalten, nämlich Geschichte der Literatur, Religiöse Altertümer, Rhetorik, Rhythmik und Geschichte der Philosophie bis Plato einschließlich.)

Es ist außerordentlich zu bedauern, daß dieses Griechenbuch nicht zur Ausführung gekommen ist. Erst dadurch würde man in vollem Umfang erkannt haben, was die Griechen für meinen Bruder gewesen sind, nämlich der Ausgangspunkt vieler psychologischer und wissenschaftlicher Probleme seines Lebens. Erstaunt blickte er auf dieses wunderbare Griechentum, auf dieses Volk allerersten

Ranges; es nötigte ihn zu den Fragen: was hat den griechischen Geist zum Wagenlenker aller Kultur gemacht, welche physischen Bedingungen, welche religiösen Vorstellungen, welche wirtschaftlichen und politischen Einrichtungen, welche Begabungen der Rasse, welche Einflüsse des Klimas, der Lebensweise, der geographischen Lage usw. usw. Von den Ergebnissen seiner Studien und seines Nachdenkens findet sich unendlich viel in seinen Werken, aber einzeln und zerstreut — wie tief müssen wir es beklagen, daß wir nicht das Ganze in seinem vollen Umfang haben! —

Im Sommer 1875 war er besonders lebhaft mit diesen großen Plänen beschäftigt und glaubte sie, mit Hilfe einer „ganz geregelten und subjektiven Lebensweise" am besten durchführen zu können. Jeder neue Zustand der Dinge wurde von ihm mit der wärmsten Phantasie ausgemalt, aber immer nur in Hinsicht auf die Förderung und Vollendung seiner großen Lebensaufgabe. Und wenn er sich auch hier und da über die Zukunft in herzlichen persönlichen Empfindungen ausdrückt, immer schließt sich daran der Blick ins Weite, Große. Er schreibt z. B. an seine Freundin Frau Marie Baumgartner in Lörrach, sehr glücklich über die Begründung eines eignen Haushaltes: „Sie glauben nicht, in welchem traulich-freudigen Lichte der Winter vor meiner Seele aufsteigt, der in einigen Monaten kommen wird. Zum ersten Male fühle ich mich gleichsam geborgener; ich habe einen reichen Zuwachs an Liebe und bin dadurch geschützter und nicht mehr so leicht verletzlich und so preisgegeben, wie es bisher das Los des Basler Exils mit sich brachte.... Nun wächst jetzt in mir mancherlei auf und von Monat zu Monat sehe ich einiges über meine Lebensaufgabe bestimmter, ohne noch den Mut gehabt zu haben, es irgend jemandem zu sagen. Ein ruhiger, aber ganz entschiedener Gang von Stufe zu Stufe — das ist es, was mir verbürgt, noch ziemlich weit zu

kommen. Es kommt mir so vor, als ob ich ein geborner Bergsteiger sei. — Sehen Sie, wie stolz ich reden kann."

Wie man sich denken kann, war unsre Mutter über diesen ganzen Plan sehr unglücklich, und es brauchte von meiner Seite lange Briefe, um sie damit auszusöhnen. Schließlich schrieb Fritz: „Unsere Entschließung, von der Dir meine hilfreiche Lisbeth geschrieben hat, ist ein Resultat der Not, es geht eben nicht mehr anders. Im andern Falle wäre ich gewungen, meine Professur in kürzester Zeit aufzugeben." Diese Alternative gab den Ausschlag, sodaß unsre gute Mutter dann sehr behilflich war, die uns gehörige Wohnungseinrichtung unsrer früher erwähnten, vor Jahren verstorbenen Tante Rosalie mit mir zusammen zu packen und uns in jeder Beziehung mit gutem Rat beizustehen.

Es mußte hie und da von Differenzen zwischen Mutter und Sohn die Rede sein. Es wäre falsch dies zu verschweigen; doch habe ich, mit meinem Bemühen, die Differenzen auszugleichen, mehr darunter gelitten als mein Bruder selbst, der so wenig mit unsrer Mutter zusammen war. Sehr richtig schildert Dr. Richard Oehler das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn: „Der Gegensatz der religiösen Überzeugungen mußte allmählich zu einer gewissen Entfremdung zwischen Mutter und Sohn führen. Niemals aber ist es zu einem wirklichen Bruch gekommen, auch nur selten zu ernsteren Auseinandersetzungen: dazu hatte Nietzsche im praktischen Leben zu viel schonendes Taktgefühl für unabänderliche und durch die Verhältnisse erklärte Anschauungen. Die Briefe an seine Mutter beweisen zur Genüge, wie fein und innerlich vornehm er zu schonen verstand, wie er unter strenger Vermeidung nutzloser Erörterung der bedenklichen Punkte für das Gebiet der einfachen praktischen Lebensbeziehungen immer wieder ein Band zu knüpfen und bis zuletzt einen herzlich-warmen Ausdruck seines natürlichen Kindesgefühls zu finden wußte.

Doch lag bei alledem stets etwas Verschwiegenes, Trennendes zwischen Mutter und Sohn, und nie kam es zu so innigen Beziehungen, wie zwischen Bruder und Schwester." Gerade dieser letzte Umstand machte das Zusammenleben mit ihr zuweilen etwas schwierig. Es war aber ganz natürlich, daß wir Geschwister zusammenhielten, denn wir fanden in unsrer Mutter stets den strengsten Kritiker unsrer Worte und Taten. „Wer soll es euch sagen, wenn ich es nicht tue," pflegte sie zu sagen. Wir sind niemals durch blinde Mutterliebe verweichlicht worden — das lernt man erst im Alter schätzen; damals hätte uns ein wenig unkritische Zärtlichkeit sehr beglückt. Später hörten wir, daß sie sich anderen gegenüber stets mit der liebevollsten Anerkennung über uns ausgesprochen hätte; aber aus Besorgnis, uns zu verwöhnen, hat sie uns diese Anerkennung fast nie gezeigt.

Gegen andre Leute, für welche sie keine Verantwortung hatte, entwickelte sie die ganze Liebenswürdigkeit und köstliche Heiterkeit ihrer Natur, sodaß sie Geheimrat Paul Deussen sehr richtig „mit Frau Aja in ihrer lebhaften stets heitern und erheiternden Art und Weise" vergleicht. Sie hatte eine große Anzahl guter Freunde und Dr. Richard Oehler schildert anschaulich: „daß ihr kleines Haus am alten Stadtgraben in Naumburg von feinsinnigen, für erfreuliche Eigenart empfänglichen Menschen gern aufgesucht wurde: sie stellte inmitten ihrer eignen Welt etwas Besonderes dar, das man nicht so leicht in ähnlicher Weise wiederfand. Vor allem sah sie gern fröhliche, lachende, übermütige Jugend um sich; und die Jugend kam gern zu ihr; denn im Äußeren wie im Temperament machte diese Frau den Eindruck ewiger, unverwüstlicher Jugendlichkeit." —

Während ich nach unserm Entschluß, einen eignen Haushalt in Basel einzurichten, für einige Wochen nach Naumburg reiste, begab sich Fritz nach Steinabad im Schwarz-

wald, um sich der Pflege eines sehr erfahrenen Arztes Dr. Wiel, der als Spezialist für Magenkrankheiten einen großen Ruf hatte, anzuvertrauen. Den ganzen Aufenthalt dort, die Kur, die er durchzumachen hatte, die wechselnden Ansichten über die Art seines Leidens, den Kummer, nicht mit den Freunden bei den Proben in Bayreuth zusammen sein zu können, — alles bringen die Briefe an Gersdorff und Rohde zum Ausdruck, die man in den Briefbänden nachlesen muß. Doch muß ich der Wahrheit gemäß schon hier erwähnen: daß mein Bruder sich förmlich erleichtert fühlte, verhindert zu sein, nach Bayreuth zu gehen; er nahm alle Hindernisse, alle Leiden in diesem Sommer so geduldig hin, weil er unbestimmt fühlte, daß dadurch irgend etwas in der Ferne Drohendes, eine endgültige Entscheidung in Hinsicht auf Bayreuth und Richard Wagner noch hinausgeschoben wurde. Aber grenzenlos gern hätte er sich mit den Freunden vertraulich über alles Mögliche ausgesprochen.

Über sein Befinden schreibt er an Gersdorff: „Mein Leiden ist erkannt als ‚chronischer Magenkatarrh mit bedeutender Erweiterung des Magens'. Diese Erweiterung bringt überdies Blutstauungen mit sich, wobei die Ernährung des Kopfes mit Blut auch zu kurz kommt. Zunächst soll der Magen also in seine Grenzen zurück; eine merkwürdige Diät (von den inhaltreichsten Sachen, nur dürfen sie kein Volumen haben, also fast nur Fleisch), dann Karlsbader Sprudelsalz usw. Auch Blutegel soll ich am Kopf bekommen."

Er erzählt dann den Freunden in weiteren Briefen: „Wie mir's geht, hat Dir mein letzter Brief erzählt; inzwischen haben wir die Diät sehr verändert (auf meine Bitte esse ich viel weniger — beiläufig eine der seltsamsten Möglichkeiten der Sprache —, ich habe das viele Fleischessen satt). Ein schönes Schwimmbad ist seit gestern meine Freude; es ist unmittelbar am Garten des Hotels, ich be-

nutze es allein, den andern Sterblichen ist's zu kalt. Frühmorgens um sechs bin ich bereits darin, und kurz darauf laufe ich zwei Stunden spazieren, alles vor dem Frühstück. Gestern schweifte ich in den unglaublich schönen Forsten und verborgenen Tälern herum, gegen Abend, drei Stunden lang, und spann im Gehen an allem Hoffnungsvollen der Zukunft herum, es war ein Blick des Glücks, den ich lange nicht erhascht hatte. Wozu ist man nun noch aufgespart? Ich habe einen schönen Korb voll Arbeit für die nächsten sieben Jahre vor mir, und eigentlich wird mir jedesmal wohl zu Mute, wenn ich daran denke." ... „Ich habe hier keinen Menschen und führe ein ganz vornehmes unabhängiges Leben. Der Dr. Wiel will zu meiner Erheiterung und Belehrung morgen einmal mit mir kochen, er ist ein berühmter denkender Kochkünstler und Verfasser eines viel gebrauchten, in alle Sprachen übersetzten diätetischen Kochbuchs. Gestern hielt er mir einen Vortrag über emailliertes Eisengeschirr und die neue Fleischhackmaschine, und so lerne ich etwas für meine neue Wirtschaft."

Aus seinen Briefen an die Freunde aus Bonndorf spricht trotz allem inneres Wohlbehagen, er wundert sich selbst darüber: „Überall Desperation! Und ich habe sie nicht! Und bin doch nicht in Bayreuth! Wie sich das reimt, begreifst Du's? Ich begreife es fast nicht. Und doch bin ich mehr als dreiviertel des Tages im Geiste dort und schwärme wie ein Gespenst immer um Bayreuth herum. Du darfst nicht fürchten, mir die Seele zu lüstern zu machen, erzähle nur ein bißchen viel, liebster Freund, ich dirigiere mir auf meinen Spaziergängen oft genug ganze Teile der Musik, die ich auswendig weiß und brummle dazu. Grüße Wagners auf das innigste! Adieu, Ihr geliebten Freunde, mein Brief ist hier und da etwas kollektivisch geworden. Es liebt Euch von Herzen Euer Fritz."

Mitte Auguſt kehrte mein Bruder nach Baſel zurück und war voller Bewunderung und kindlicher Freude über ſeinen eigenen Haushalt, den ich inzwiſchen eingerichtet hatte. Alles war freundlich und behaglich, aber fern von jedem ſybaritiſchen Luxus, den irgend ein Kritiker unſrer einfachen, etwas altmodiſchen Einrichtung zugeſchrieben hat. Während dieſer ganzen Zeit von Mitte Auguſt bis Ende November war die Geſundheit meines Bruders wirklich ausgezeichnet. Von früh bis abends war er voll ſtrahlendſter Heiterkeit und mit allem außerordentlich zufrieden.

Er begann den Tag ſehr früh, ſelbſt im Winter, im „Zarathuſtra" beſchreibt er ſeinen frühen Morgen. „Mit einer Bosheit beginne ich jeden Tag, ich ſpotte des Winters mit einem kalten Bade: darob brummt mein geſtrenger Hausfreund. Auch kitzle ich ihn gerne mit einem Wachskerzlein: daß er mir endlich den Himmel herauslaſſe aus aſchgrauer Dämmerung."

Dann folgte eine Stunde Nachdenken, das Frühſtück und die geiſtige Arbeit. Fritz war durchaus ein Vormittagsarbeiter, er behauptete, am Morgen ſei der Geiſt am friſcheſten und übermütigſten. Den Vormittag für ſeine liebſten ſchriftſtelleriſchen Arbeiten auszukaufen, war ſein ſtetes Bemühen; nie las er deshalb früh ein Buch: „Frühmorgens beim Anbruch des Tages, in aller Friſche, in der Morgenröte ſeiner Kraft ein Buch leſen — das nenne ich laſterhaft!"

Auf die Nachmittagsſtunden hatte er ſich die Kollegien und den griechiſchen Unterricht gelegt, was davon übrig blieb, wurde zum Spazierengehen benutzt. Meiſtens ging er allein, da mich nun häusliche Angelegenheiten in Anſpruch nahmen; aber hie und da begleitete ich ihn doch und es gab dann mancherlei Veranlaſſung, uns zu erfreuen: Wir ſangen zuſammen Szenen aus der Götterdämmerung, deren Klavierauszug im Frühjahr im Druck

erschienen war, und von welcher mein Bruder mir geschrieben hatte, daß sie der Himmel auf Erden sei (die Szene von Siegfried und den Rheintöchtern gelang uns besonders schön). Wir freuten uns der seltsamen Wolkenbildungen, der Beleuchtung, der Vogelschwärme auf den abgeernteten Feldern. Wir genossen es, auf grünen Rasenrainen, auf ländlichen Pfaden zu wandeln und den einfachsten Vorkommnissen zuzuschauen; es ergötzte uns ein Hund, der nach einem auffliegenden Feldhuhn sprang, es verfehlte und dann mit einem unglaublich komischen Ausdruck von Beschämung bei Seite ging, dann wieder eine Katze, die lieblich schnurrend meinen Bruder umschmeichelte und ihren krummen Rücken an seinem Bein rieb. Wir freuten uns der Kinder, die uns Blumen brachten oder eifrig ihre Spiele spielten und dabei die menschliche Natur noch ganz unverkünstelt zeigten. Wie sich dann manchmal solch ein kleiner stämmiger Bursche zum Herrn der Situation aufwarf und wie vergnüglich die andern gehorchten, vorzüglich die kleinen Mädchen, das gab manche Veranlassung zum Scherz und zum Nachdenken. Besonders hübsch fanden wir es Sonnabend in den Dörfern, die Leute so froh mit den Vorbereitungen zum Sonntag beschäftigt zu sehen; sie schienen dort viele kleine Feste zu feiern, ich weiß nicht, ob es dem Turnen oder dem Schießen oder sonst wem galt. Als wir einmal die Dorfbewohner besonders eifrig beim Kranzwinden oder Guirlandenaufstecken fanden und sie einige Besorgnisse wegen des Wetters äußerten, legte sich Fritz in der Güte seines Herzens aufs Prophezeien und versprach das allerschönste Wetter von der Welt. Die Leute glaubten es und waren sehr glücklich; denn so ein gelehrter fremder Herr aus der Stadt mußte es sicher wissen. Aber am andern Tage regnete es in Strömen, und Fritz machte über sich als Wetterprophet die komischsten Bemerkungen. Jedoch wollten wir nicht wieder in dieses Dorf spazieren gehen, falsche Propheten

werden nicht gern gesehn. Das sind alles sehr einfache Freuden. Aber wie sagt doch Zarathustra? „Zum Glück, wie wenig genügt schon zum Glücke!“ So sprach ich einst und dünkte mich klug. Aber es war eine Lästerung: das lernte ich nun. Kluge Narren reden besser. Das Wenigste gerade, das Leiseste, Leichteste, einer Eidechse Rascheln, ein Hauch, ein Husch, ein Augenblick — wenig macht die Art des besten Glücks.“

Summa Summarum: Fritz war in jenen drei Monaten außerordentlich froh und zufrieden. Er schreibt an Gersdorff am 26. September 1875: „Also inzwischen habe ich mit Hilfe meiner Schwester mich häuslich eingerichtet, und es ist gut gelungen. So bin ich endlich, seit meinem dreizehnten Lebensjahre, wieder in traulicheren Umgebungen, und je mehr man sich aus allem, was andre erfreut, exiliert hat, umso wichtiger ist, daß unsereins seine eigne Burg hat, von wo man zusehen kann und wo man vom Leben sich nicht mehr so gehudelt fühlt. Ich habe es durch das glückliche Wesen meiner Schwester, das mit meinem Temperament auf das beste zusammenstimmt, vielleicht günstiger getroffen als sehr viele andere; unsere Nietzschische Art, die ich mit Freude selbst an allen Geschwistern meines Vaters wieder gefunden habe, hat nur am Für-sich-sein seine Freude, weiß sich selber zu beschäftigen und gibt eher den Menschen, als daß sie viel von ihnen fordert. Dabei erträgt es sich vortrefflich, als Denker und Lehrer zu leben — wozu man nun einmal sich verurteilt fühlt.“

Fritz ging es damals so gut, selbst mit den Augen, daß er mir alle Abende vorlas und zwar seine eigenen noch nicht ganz vollendeten Werke, an denen er arbeitete: „Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen“ und die fünf ersten Abschnitte von „Richard Wagner in Bayreuth“. Das waren herrliche Abende, erfüllt von einer hohen und feierlichen Art von Glück. Und welche wundervollen Gespräche knüpften sich daran! Später trug

er mir auch Stücke aus griechischen Tragödien in der Übersetzung vor, manchmal auch einige kurze Stellen griechisch, damit ich hörte, wie schön die griechische Sprache klänge. Besonders schön und tief ergreifend erschien mir Philoktet. Er seufzte und schrie dabei aber so kläglich, daß unser Mädchen, offenbar aus Neugierde getrieben, den Tee eine Stunde früher als gewöhnlich brachte. Ich versuchte eine Erklärung: „Caroline, Sie wundern sich wohl?“ ... „O nein,“ antwortete Caroline mit überlegenem Lächeln, „ich merkte es gleich, der Herr Professor spielen Theater!“ Caroline war, um einen Basler Ausdruck zu gebrauchen, „eine bestandene Magd“, hatte in den besten Basler Familien gedient und fand unsre Gebräuche sicherlich nicht der Baslerischen hundertjährigen Tradition gemäß. Ihre Überlegenheit war mir zuweilen bedrückend, aber für Fritz immer ein Anlaß zu stiller Heiterkeit.

Das Schönste aus jener Zeit dünkt mich aber das Klavierspiel meines Bruders; es scheint mir, daß er niemals wieder so herrlich phantasiert hat wie an jenen Abenden: es war, als ob seine eigene Seele das Glück und das Schicksal seines ganzen Lebens erzählte. Wir ahnten es damals nicht, daß es das letzte Jahr war, wo sich Fritz noch der Musik hingeben und sie voller Glück genießen konnte. Wie seltsam nun, daß diese letzte Musik, die er komponiert hat, daß die Phantasie, die fast jeden Abend erklang, der Hymnus an die Einsamkeit war! Schon im Winter zuvor hatte er an Rohde geschrieben: „In den seltensten Stunden arbeite ich jetzt, alle paar Wochen zehn Minuten, an einem Hymnus auf die Einsamkeit. Ich will sie in ihrer ganzen schauerlichen Schönheit fassen.“ Es ist unendlich zu beklagen, daß diese Aufzeichnungen verloren zu sein scheinen. —

Von Ende November an verschlechterte sich sein guter Gesundheitszustand, doch schreibt er noch am 13. Dezember an Gersdorff: „Allmählich will ich mir schon alles zurecht-

rücken. Dann wird auch die Gesundheit beständiger werden; die ich nicht eher erlange, bis ich sie auch *verdiene*, bis ich den Zustand meiner Seele gefunden habe, der der mir gleichsam verheißene ist, der Gesundheitszustand derselben, wo sie nur noch den einen Trieb, das Erkennenwollen, übrig behalten hat und sonst von Trieben und Begehrungen frei geworden ist. Ein einfacher Haushalt, ein ganz geregelter Tageslauf, keine aufreizende Ehrsucht oder Geselligkeitssucht, das Zusammenleben mit meiner Schwester (wodurch alles um mich herum so ganz Nietzschisch ist und sonderbar beruhigt wird), das Bewußtsein, ganz ausgezeichnete liebevolle Freunde zu haben, der Besitz von 40 guten Büchern aus allen Zeiten und Völkern (und von noch mehreren nicht gerade schlechten), das unwandelbare Glück, in Schopenhauer und Wagner Erzieher, in den Griechen die täglichen Objekte meiner Arbeit gefunden zu haben, der Glaube, daß es mir an guten Schülern von jetzt an nicht mehr fehlen wird — das macht jetzt mein Leben. Leider kommt die chronische Quälerei hinzu, die mich alle zwei Wochen fast zwei ganze Tage, mitunter noch länger packt — nun, das soll einmal ein Ende haben."

Es war übrigens nicht verwunderlich, daß es allmählich mit der Gesundheit meines Bruders zurückging, denn er hatte eine unglaubliche Fülle von Arbeiten inzwischen bewältigt und seine armen Augen überanstrengt. Ich muß hier hervorheben, daß nicht gerade das Lesen, sondern das Schreiben für seine Augen so ermüdend war. Seiner großen Kurzsichtigkeit wegen mußte er beim Schreiben den Kopf so weit vorbeugen, daß stets Blutandrang nach dem Kopf und eine Übermüdung des Nackenwirbels eintrat. Nun konnte er sich nach seiner Rückkehr aus Steinabad in seiner wiedergewonnenen Gesundheit und ihn beglückenden Häuslichkeit im Produzieren und allerhand Studien garnicht genug tun: er schrieb den größten Teil von

„Richard Wagner in Bayreuth", er begann die „Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen" noch einmal von neuen Gesichtspunkten aus durchzuarbeiten, er nahm die Aufzeichnungen zu „Wir Philologen" wieder vor, die nun die fünfte Unzeitgemäße Betrachtung werden sollten, nachdem sie früher zur vierten bestimmt war. Über die Pläne und Studienabsichten der damaligen Zeit schreibt Dr. Koegel: „Aus Steinabad mit guten Hoffnungen für seine gekräftigte Gesundheit heimgekehrt, breitet er seinen „Korb voll Arbeit" um sich aus. Diese „Pläne aller Art" sind außer der „allmählichen Fortsetzung" seiner „Unzeitgemäßen Betrachtungen" und der endlichen Ausführung älterer philologischer Arbeiten weitschichtige Sammlungen und Studien für Künftiges. Neben historischen, mathematischen, physikalischen, naturwissenschaftlichen und nationalökonomischen Studien plante er die „Sammlung eines ungeheuren empirischen Materials der Menschenkenntnis". „Dazu sind ältere Geschichtswerke, Romane usw. zu lesen, auch Briefe." Auch seine philosophischen Grundanschauungen will er revidieren und nimmt sich dazu vor, „Dühring als den Versuch einer Beseitigung Schopenhauers durchzustudieren, und zu sehen, was ich an Schopenhauer habe, was nicht. Hinterdrein noch einmal Schopenhauer zu lesen." Daneben finden sich als „Bücher für acht Jahre" verzeichnet: Schopenhauer, Dühring, Aristoteles, Goethe, Plato. Den Anfang macht er mit Dührings „Wert des Lebens", dessen Hauptgedanken er auf 30 Folioseiten exzerpiert, indem er den Gedankengang Dührings durch kürzere Zwischenrufe und längere Ausführungen unterbricht." Die andern Bücher, die er sich damals durchzuarbeiten vornahm, sind nicht so gründlich daran gekommen, wenigstens nicht mit Notizen versehen.

Seit sich Fritz nicht mehr so wohl fühlte wie im Anfang, las ich ihm abends nach des Tages Last und Mühe Romane von Walter Scott vor, ich glaube, nach und nach

sechzehn, denn wir liebten ihn, seine Helden, ja selbst seine langatmigen Schilderungen. Wenn er zum Beispiel ausführlich die Mahlzeiten beschrieb, so amüsierte sich Fritz, was die Leute jener Zeit für Quantitäten vertilgen konnten. „Was müssen die Kerle nur für Mägen gehabt haben!“ sagte er bewundernd. „Dafür werden die Geister auch nicht fein und stark gewesen sein,“ meinte ich zweifelnd und tröstend.

Seit Anfang Dezember fing ich an mich ernstlich zu sorgen. So sehr es mich betrübte, fühlte ich doch, daß die Einrichtung des eigenen Haushaltes für meinen Bruder im Grunde nicht wohltätig war. Gerade der Umstand, daß er sich zu Hause so behaglich fühlte und deshalb so wenig ausging, auch zu längeren Ausflügen nicht geneigt war, wurde die Ursache, daß er sich mit verdoppelter Energie auf seine Studien stürzte; es fehlte jeder äußerliche Zwang, ihn davon zurückzuhalten. Früher als irgend ein Arzt oder Fritz selbst, erkannte ich, daß der Magen nicht die alleinige Ursache seiner Leiden war, sondern daß die geistige Überanstrengung, vor allem die Übermüdung der Augen die Hauptschuld trug, und daß das einzige Heilmittel dagegen war: häufige Veränderung des Klimas und neue Umgebung, die ihn zum Spazierengehn verlockte.

Das Schlimmste aber in jener Zeit war, daß Fritz, sobald er sich weniger wohl fühlte, wieder zu den alten Arzneimitteln griff. Hätte ich mehr Mut gehabt, meine aufrichtige Meinung zu sagen, hätte ich mehr persönliche Autorität besessen, wieviel besser würde sich alles gestaltet haben! Ich war es aber so gewöhnt, alles was Fritz tat, gutzufinden, daß ich mich selbst gegen das Unvernünftige nicht aufzulehnen wagte.

Kurz nach Weihnachten brach die in der letzten Zeit nur mühsam aufrecht erhaltene Gesundheit ganz zusammen. Er litt an geradezu entsetzlichen Kopfschmerzen und pein-

lichem Schleimerbrechen, fast vier Tage lang, und nach kurzen Unterbrechungen stellte sich der gleiche Anfall wieder ein; in den Zwischenzeiten war er schwach und müde. Der Arzt, Professor Immermann, sprach sich sehr bedenklich aus; wir alle, die wir ihn innig liebten, waren unglücklich. Allmählich versuchte ich ihm nun vorzustellen, daß er möglichst schnell Basel verlassen müsse, auch alle Freunde redeten zu, aber er war nicht zu überzeugen. Er schreibt an Gersdorff am 23. Januar 1876: „Bis jetzt kein neuer Anfall, aber Fortdauer des Zustandes selbst, der mir Bedenken einflößt. Ich gebe aber meine Stunden an der Universität, lebe mit der größten Vorsicht und Regelmäßigkeit. So wird es wohl besser werden müssen. Gänzliches Ausspannen, wie Du anrätst, ist nicht so leicht durchzuführen: mir scheint ein mäßiges Fortleben in der hergebrachten Weise, doch eben mit aller Vorsicht, einstweilen ausführbarer, selbst heilsamer. Und dann hilft die Nähe meiner Schwester, Overbecks, zumal des glücklichen Overbeck, — was sollte ich in der Ferne!"

Professor Overbeck hatte sich nämlich inzwischen verlobt, wodurch sich seine oft recht krittliche Stimmung verbesserte. Trotz aller seiner Leiden hatte Fritz die wärmste Freude an diesem Ereignis. Überhaupt war er niemals bewußtlos oder teilnahmslos, sondern blieb in allen Schmerzen voller Rücksicht und Interesse für seine Umgebung.

Obgleich er seine Krankheit innerlich außerordentlich schwer empfand, da er befürchtete, sie könnte ihn an der Erfüllung seiner vollen Lebensaufgabe verhindern, so nahm er äußerlich doch niemals eine tragische Attitüde an. Jede Form von Pose war ihm zuwider. Selbst mitten in der höchsten geistigen Produktion blieb er seiner Umgebung gegenüber in seinem freundlichen, sanften, würdevollen Wesen ganz gleich. Einige Leute behaupten, er sei im Umgang nervös gewesen; das ist aber nur ein Zeugnis dafür,

daß er sich mit ihnen nicht wohlgefühlt hat. Er bekam etwas Stilles, Verschlossenes, fast Bedrücktes, wenn er mit Leuten zusammensein mußte, gegen die er im Innern Einwände zu machen hatte. Alle Unehrlichkeit und Feigheit oder Gespreiztheit und Prahlerei war ihm peinlich und schwer zu ertragen. Er schreibt in seinen Lebenserinnerungen 1888:

„Mein Vorrecht ist, die höchste Feinheit für alle Zeichen gesunder Instinkte zu haben. Es fehlt jeder krankhafte Zug an mir; ich bin selbst in Zeiten schwerer Krankheit nicht krankhaft geworden; umsonst, daß man in meinem Wesen einen Zug von Fanatismus sucht. Man wird mir aus keinem Augenblick meines Lebens irgend eine anmaßliche oder pathetische Haltung nachweisen können. Das Pathos der Attitüde gehört nicht zur Größe; wer Attitüden überhaupt nötig hat, ist falsch.... Vorsicht vor allen pittoresken Menschen! — Das Leben ist mir leicht geworden, am leichtesten, wenn es das Schwerste von mir verlangte."

Allmählich zeigte sich doch eine kleine Besserung, und so entschloß er sich, mit Gersdorff Anfang März nach Montreux zu gehn; er schreibt: „ich kann endlich sagen, daß es jetzt zum Bessern geht, nach einem sehr langen peinlichen Gleichmaße des schlechten Befindens. Doch habe ich endlich alle meine Vorlesungen einstellen müssen; und seitdem spüre ich den Fortschritt." Inzwischen war auch unsere liebe Mutter in Basel angekommen und konnte mir in seiner Abwesenheit Gesellschaft leisten. So reiste Fritz denn mit dem Freund am 7. März ab. Leider war das Wetter nicht günstig, auch mußte Freiherr von Gersdorff nach kurzer Zeit wieder nach Deutschland zurückkehren, da er sehr beschäftigt war und nur in seiner Aufopferung und treuen Freundschaft für meinen Bruder die Reise überhaupt möglich gemacht hatte. Die gute Wirkung des Aufenthaltes zeigte sich erst am Schluß der Reise, ja

eigentlich erst in Basel nach seiner Rückkehr. Er schreibt deshalb an den getreuen Reisebegleiter Gersdorff nachträglich etwas ärgerlich über ihr gemeinsames Geseufze: „Ein anderes Mal soll es heiterer und mutiger zugehen: diesmal war ich im Ganzen doch krank und namentlich auch moralisch krank; über die Bosheit der Welt sollte nicht so viel geredet werden, aber über das Durchsetzen und Vollbringen des Guten und Rechten; dabei flieht jede Morosität und jede Muskel spannt sich straffer.“ Wir waren sehr guter Dinge, als er glücklich wieder daheim war, auch das verloren gegangene Lachen stellte sich wieder ein. Fritz meinte: „Lisbeth, Du hättest mitkommen sollen, dann wären wir gewiß in Montreux heiterer gewesen.“ „Unsinn, Fritz,“ sagte ich, „die Heiterkeit kommt Dir von selbst, wenn es Dir besser geht.“ In der Tat war es rührend, daß, sobald es ihm besser ging, er sogleich zu allerhand kleinen Scherzen aufgelegt war, z. B. stundenlang in lustigen Knittelversen zu reden.

Wie es kam, daß mein Bruder gerade in jenem Frühjahr so guter Dinge war, erschien mir etwas verwunderlich, denn, um es kurz zu sagen, mein Bruder holte sich da gerade einen Korb von einer jungen Holländerin, Fräulein Tr., der er nach kürzestem Kennenlernen und einem Spaziergang von vier Stunden in Genf einen Heiratsantrag gemacht hatte. Es war ein reizendes Mädchen, das wirklich nach guten und hohen Dingen strebte und ihre Lebensanschauung in einem Gedicht Longfellows „Excelsior“ zusammengefaßt hatte. Während sie nun dieses Gedicht, das sie wohl selbst übersetzt hatte, aufschrieb, richtete mein Bruder nachfolgendes Anhalteschreiben an sie. Doch muß ich hinzufügen, daß ihm zu diesem Schritt hauptsächlich ein neuer Freund zugeredet hatte, der die junge Dame schon längere Zeit kannte, von ihr entzückt war und sie übrigens später selbst geheiratet hat. Alles Weitere sagt der Brief selbst.

„Mein Fräulein! Sie schreiben heute Abend etwas für mich, ich will auch etwas für Sie schreiben. — Nehmen Sie allen Mut Ihres Herzens zusammen, um vor der Frage nicht zu erschrecken, die ich hiermit an Sie richte: Wollen Sie meine Frau werden? Ich liebe Sie und mir ist es als ob Sie schon zu mir gehörten. Kein Wort über das Plötzliche meiner Neigung! Wenigstens ist keine Schuld dabei, es braucht also auch nichts entschuldigt zu werden. Aber was ich wissen möchte, ist, ob Sie ebenso empfinden wie ich — daß wir uns überhaupt nicht fremd gewesen sind, keinen Augenblick! Glauben Sie nicht auch daran, daß in einer Verbindung jeder von uns freier und besser werde als er es vereinzelt werden könnte, also excelsior? Wollen Sie es wagen, mit mir zusammen zu gehen, als mit einem, der recht herzlich nach Befreiung und Besserwerden strebt? Auf allen Pfaden des Lebens und des Denkens?

„Nun seien Sie freimütig und halten Sie nichts zurück. Um diesen Brief und meine Anfrage weiß niemand als unser gemeinsamer Freund Herr v. S. Ich reise morgen um 11 Uhr mit dem Schnellzuge nach Basel zurück, ich muß zurück; meine Adresse für Basel lege ich bei. Können Sie auf meine Frage Ja! sagen, so werde ich sofort Ihrer Frau Mutter schreiben, um deren Adresse ich Sie dann bitten würde. Gewinnen Sie es über sich, sich schnell zu entschließen mit Ja: oder Nein — so trifft mich ein briefliches Wort von Ihnen bis morgen um 10 Uhr Hôtel garni de la Poste. Alles Gute und Segensvolle für immerdar Ihnen wünschend

Friedrich Nietzsche.

Genf, den 11. April 1876."

Aber das Herz der jungen Dame war nicht mehr frei und sie hatte sich deshalb über diesen plötzlichen Heiratsantrag sehr erschreckt. Darauf schrieb ihr mein Bruder am 15. April von Basel aus:

„Hochverehrtes Fräulein! Sie sind großmütig genug, mir zu verzeihen, ich fühle es aus der Milde Ihres Briefes heraus, die ich wahrhaftig nicht verdient hatte. Ich habe so viel im Gedenken an meine grausame Handlungsweise gelitten, daß ich für diese Milde Ihnen nicht genug dankbar sein kann. Ich will nichts erklären und weiß mich nicht zu rechtfertigen. Nur hätte ich den letzten Wunsch auszusprechen, daß Sie, wenn Sie einmal meinen Namen lesen oder mich selber wiedersehen sollten, nicht nur an den Schrecken denken möchten, den ich Ihnen eingeflößt habe; ich bitte Sie unter allen Umständen daran zu glauben, daß ich gerne gut machen möchte, was ich böse gemacht habe.

In Verehrung der Ihrige

Friedrich Nietzsche."

Nun glaube ich fast, daß mein Bruder nachträglich doch ziemlich froh gewesen ist, daß sein plötzlicher Entschluß nicht zu einer Heirat geführt hatte. Nachdem wir ein paar Tage trauernd umhergewandelt waren, denn mir tat es außerordentlich leid, daß meines Bruders erster Heiratsversuch mißglückte, konnten wir doch nicht umhin, der ganzen Angelegenheit mit allerhand kleinen Scherzen zu gedenken. „Fritz" sagte ich, „deine Heiratsgeschichte ist gerade wie damals die Sache mit dem Duell; du machst immer alles anders als andre Leute, so plötzlich." „Ja," meinte mein Bruder, „ich muß nur immer froh sein, wie gut es abläuft. Schließlich wäre aber eine plötzliche Unvernunftsheirat doch noch besser als eine Konventionsehe, wovor der Himmel jeden bewahren soll." Im Leben meines Bruders lag der Hauptakzent allein auf seinen großen geistigen Plänen und Zielen. Es war ihm garnicht möglich, Liebesgeschichten eine solche Bedeutung beizulegen, wie das die Dichter tun, und mitzuempfinden, welche Rolle sie im Leben andrer Männer spielen. Zu

gleicher Zeit schrieb mir Gersdorff einen geheimnisvollen Brief, „daß er durch Zufall erfahren habe: eine junge schöne Dame liebe und verehre Nietzsche. Da sie sehr wohlhabend sei, so wäre sie sehr umworben und habe Nietzsches wegen schon mehrere Körbe ausgeteilt.“ Die Botschaft kam zur falschen Zeit, denn mein Bruder hatte sich gerade allzusehr mit den Schwierigkeiten einer Ehe beschäftigt. Am 26. Mai antwortet er sehr energisch auf Gersdorffs Brief: „Geheiratet wird nicht; zuletzt hasse ich die Beschränkung und die Einflechtung in die ganze „zivilisierte“ Ordnung der Dinge so sehr, daß schwerlich irgend ein Weib freisinnig genug ist, um mir zu folgen. — Immer mehr kommen mir die griechischen Philosophen, als Vorbilder der zu erreichenden Lebensweise, vor die Augen.“

Das neue Semester fing in jeder Beziehung glücklich an. Fritz war frisch und arbeitslustig, seine Kollegien zeigten eine für Basler Verhältnisse ganz ungewöhnliche Studentenfülle. Er war voll guter Hoffnungen für seine Gesundheit, wie er an Gersdorff schreibt: „Es scheint wirklich, daß die Unheimlichkeit des winterlichen Zustandes wie ein Gespenst vorüber gegangen ist: es ist jetzt wieder heimlich bei mir“ (ein niederallemannischer Ausdruck für traulich und behaglich).

Mir aber war eine unbestimmte Beängstigung vor dem nächsten Winter zurückgeblieben, die sich auch wohl in manchem Brief geäußert haben mag; — kurzum, „die beste Freundin“, wie Fritz sie nennt: Fräulein von Meysenbug, machte meinem Bruder den Vorschlag, den nächsten Winter mit ihr irgendwo an einer südlichen Küste: Fano, Capri, Sorrent zuzubringen. Wir waren entzückt! — Das war ein Vorschlag zur rechten Zeit! wir schwelgten förmlich in neuen Plänen. Plänemachen war die Lieblingsbeschäftigung meines Bruders in kranken und gesunden Tagen. Ich sehe noch immer sein frohes Gesicht, wenn

er sagte: „Lisbeth, wir wollen uns mal was ausdenken.“ Ich redete Fritz mit allen Kräften zu, nicht nur ein halbes, sondern ein ganzes Jahr Urlaub nachzusuchen. Er schreibt an Gersdorff, daß er ihm etwas ausplaudern könne, daß er vorhabe, auf ein Jahr nach Italien zu gehen: „Noch habe ich nicht die definitive Erlaubnis der Behörden dazu, aber sie wird mir wahrscheinlich zuteil werden, zumal ich aus freien Stücken (um ein so kleines Gemeinwesen nicht zu belasten) auf meinen ganzen Gehalt für diese Zeitdauer verzichtet habe. Freiheit! Du glaubst nicht, wie voll ich immer die Lungen nehme, wenn ich daran denke! ... Alle meine Hoffnungen und Pläne zur endlichen geistigen Befreiung und zum unermüdlichen Weitergehen sind wieder in Blüte; das Zutrauen zu mir selber, ich meine zu meinem besseren Selbst, erfüllt mich mit Mut. Selbst der Zustand meiner Augen ändert nichts daran.“ Professor Schieß beurteilte damals seine Kurzsichtigkeit und Augenschwäche wieder sehr ungünstig und es war sehr bedauerlich, daß meinem Bruder nicht mit allem Ernst begreiflich gemacht wurde, daß der Zustand der Augen nicht Folge, sondern die Ursache seiner Leiden war.

Seit 1869, als ihm seine allzufrühe Berufung alle schönen Wanderpläne nach Frankreich, Italien und Griechenland zerstörte, war ihm die tiefste Sehnsucht nach Freiheit und Sich-selbst-Besinnen unter blauem Himmel in südlicher Luft geblieben. — Nun endlich nach so langer Zeit breitete sich vor seiner entzückten Phantasie die Erfüllung aller seiner Wünsche aus: ein wundervolles Jahr im Süden, ohne jede Amtsbürde und sonstige Fessel, dazu bestimmt, neue herrliche weitumfassende Pläne auszuführen! Das Jahr hätte freilich endlos sein müssen, um alle Wünsche zu erfüllen.

Zunächst aber nahte in Bayreuth das große von meinem Bruder so ersehnte Fest! Sein dankbares Herz rief ihm die lange Zeit des Glücks zurück, die er mit Wagners

Musik und mit ihm selbst erlebt hatte. Mochte sich auch manche Ansicht gewandelt haben, seine Dankbarkeit für das tiefste Erlebnis seiner Seele blieb unerschüttert. Er nahm das unvollendete Manuskript „Richard Wagner in Bayreuth“ zur Hand, um es zu einer feierlichen Festschrift zu gestalten. —

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Richard Wagner in Bayreuth.

Um zu dieser Unzeitgemäßen Betrachtung die richtige Stellung zu gewinnen, muß man auf die ganze Zeit zurückblicken, seit mein Bruder zuerst die Musik Richard Wagners und dann ihn selbst kennen gelernt hatte. Mein Bruder konnte 1888 wohl sagen: „Ich habe drei Generationen [Wagnerianer] „erlebt“,“ da er schon 1860, fast noch ein Kind, einer der begeistertsten war und das Schauspiel der Wandlungen dieser eigenartigen Spezies fast dreißig Jahre miterlebt hat. Es muß aber festgestellt werden, daß er vor dem persönlichen Kennenlernen Wagners im Herbst 1868 nur zwei Werken, den „Meistersingern“ und „Tristan und Isolde“ wirklich verehrend gegenüberstand; gegen die andern Werke verhielt er sich kühl und gewissermaßen ablehnend. Er empfand sogar, ehe er Wagner kennen lernte, einiges darin unangenehm oder banal. Daß er nun, nachdem er in Leipzig die persönliche Bekanntschaft Richard Wagners gemacht hatte, und daß er während jener Tribschener Zeit, als ihn Wagner seinen besten Freund nannte („Zu Cosima sagte ich, nach ihr kämen gleich Sie, dann lange kein andrer —“), ganz in seinen Bann geriet, ist begreiflich. Ebenso, daß er unter dem Einfluß des persönlichen Zaubers, den Wagner in hohem Maße auf seine Umgebung ausübte, seine eigensten Gedanken gerade in Bezug auf die Wagnersche Kunst teils unterdrückte oder mit ihnen sie verklärte, noch mehr,

daß er vergaß, „über dem Bilde dieses Lebens — dieses mächtigen, in eigenem Strome und gleichsam den Berg hinanströmenden Lebens — zu sagen, was er von Richard Wagner in Ansehung der Wahrheit hielt.“ Die schönsten Zeiten dieser Freundschaft waren die drei Jahre in Tribschen, von Pfingsten 1869 bis 1872, und in ihnen ist wieder der Höhepunkt der Winter 1871—72 vor und nach dem Erscheinen der „Geburt der Tragödie“ bis zu dem Fest der Grundsteinlegung in Bayreuth, Mai 1872.

Im November 1871 wurde er von Wagners veranlaßt, mit ihnen nach Mannheim zu einem großen Wagner-Konzert zu reisen. Auch wurde das „Siegfried-Idyll“ in jenen Tagen zum erstenmal vor einem Kreis von Freunden aufgeführt. Fritz schreibt darüber im Dezember 1871 voller Entzücken an Rohde: „Übrigens fühle ich mich in meinen Erkenntnissen der Musik wunderbar befestigt und von deren Richtigkeit überzeugt — durch das, was ich diese Woche in Mannheim, mit Wagner zusammen, erlebte. Ach, mein Freund! Daß Du nicht dabei sein konntest! Was sind alle sonstigen künstlerischen Erinnerungen und Erfahrungen, gemessen an diesen allerletzten! Mir ging es wie einem, dem eine Ahnung sich endlich erfüllt. Denn genau das ist Musik und nichts sonst! Und genau das meine ich mit dem Worte „Musik“, wenn ich das Dionysische schildere, und nichts sonst! Wenn ich mir aber denke, daß nur einige hundert Menschen aus der nächsten Generation das von der Musik haben, was ich von ihr habe, so erwarte ich eine völlig neue Kultur!“ In Erinnerung an diesen Eindruck schreibt er noch im Jahre 1888: „Ein Psychologe dürfte noch hinzufügen, daß, was ich in jungen Jahren bei Wagnerischer Musik gehört habe, nichts überhaupt mit Wagner zu tun hat; daß, wenn ich die dionysische Musik beschrieb, ich das beschrieb, was ich gehört hatte, — daß ich instinktiv alles in den neuen Geist übersetzen und transfigurieren mußte, den ich in mir trug.“

Aber damals hörte er noch nicht sich, sondern nur Wagner aus all diesen wonnevollen Tönen heraus, oder vielmehr, er fühlte sich mit Wagner vollkommen eins. Er schreibt im Januar 1872 an Rohde: „Ich habe mit Wagner eine Alliance geschlossen. Du kannst Dir gar nicht denken, wie nah wir uns jetzt stehen und wie unsre Pläne sich berühren.“ Und in der Tat, niemand kann sich vorstellen, wie innig vertraut die beiden in jener Zeit miteinander waren. Alles was mein Bruder damals plante und produzierte, geschah nur in Hinsicht auf Wagner; bei allem, was er tat, fragte er sich: „Wird dies auch Wagner recht sein?“ Er war bereit, jedes Opfer zu bringen.

Natürlich hat mein Bruder niemals Wagner merken lassen, worin er sich für ihn opferte. Was ihm am schwersten wurde, war, daß er ihm zuliebe seine eignen Überzeugungen unterdrückte. Leichter nahm er, daß er sich durch sein Eintreten für Wagner seine ganze philologische Universitätskarriere verdorben hatte. Auch sonst kommt mir manche Erinnerung, daß mein Bruder auf viele Annehmlichkeiten in Rücksicht auf Wagner verzichtete, z. B. auf eine Reise nach dem Süden. Der Sohn von Felix Mendelssohn, Professor in Freiburg im Breisgau, eine sehr sympathische Persönlichkeit, lud Fritz ein, mit ihm nach Italien und Griechenland zu reisen und erregte dadurch bei meinem Bruder lebhafte Freude. Aber da Wagner kein Freund von Mendelssohn war und der Sohn natürlich nicht anders als mit der höchsten Verehrung seines Vaters gedenken konnte (mein Bruder selbst war, wie wir wissen, in seiner Knabenzeit ein warmer Verehrer Mendelssohns gewesen und besaß noch 1872 für einige seiner Kompositionen eine besondere Vorliebe), so fürchtete er des Meisters Mißtrauen gegen seine Gesinnungstreue zu erregen und lehnte die liebenswürdige Einladung ab, übrigens, soviel ich mich erinnere, mit aufrichtiger Darlegung seiner Gründe.

Auch zu andern Opfern war er, wie schon erwähnt, bereit. Er wollte Wagner zuliebe seine Universitätsstellung aufgeben, um in Deutschland umherzuziehen und Propaganda für Bayreuth zu machen. Auch opferte er seine kostbare Zeit, um Wagner-Vereine zu begründen, und benutzte jede Gelegenheit, durchzusetzen, daß Patronatsscheine für Bayreuth gekauft würden; z. B. veranlaßte er, daß der deutsche Musikverein in Leipzig als Preis für eine Wagnerschrift einen solchen Patronatsschein aussetzte, wozu mein Bruder selbst noch 50 Taler gab usw. Das sind alles kleine und größere Züge seines innigsten Wunsches, Wagner als treuster Freund beizustehen.

Seltsam war es, daß Wagner niemals, trotz dieser auch äußerlich lebhaft betätigten Liebe und Verehrung meines Bruders, Besorgnisse und Mißstimmungen unterdrücken konnte, daß „dieser Nietzsche seine eigenen Wege ging". Es ist schon früher von dem köstlichen ganz besonders glücklich gelungenen Zusammensein mit Wagners in Straßburg, im Herbst 1872, die Rede gewesen. Frau Cosima betonte nachher in mehreren Briefen, wie schön es gewesen sei, und daß Mißverständnisse zwischen ihnen von nun an nie mehr vorkommen könnten; aber diese Versicherungen zeigen nur, daß schon oft solche vorgekommen waren. Das Jahr 1873 begann sogleich wieder mit einem derartigen Beispiele unberechtigten Mißtrauens von seiten Wagners: das Weihnachtsfest 1872 verlebte mein Bruder in Naumburg; er erhielt eine Aufforderung von Wagner, doch ja auf der Rückreise nach Basel in Bayreuth einzukehren, da auch Freund Gersdorff zu dieser Zeit käme. Nun waren aber die Weihnachtsferien ohnehin schon recht kurz, und wenn Fritz noch den Umweg über Bayreuth machte, so blieb überhaupt keine Zeit zum Ausruhen, das mein Bruder in der Mitte des Semesters immer recht nötig hatte. Er schrieb also in Rücksicht auf sein Erholungsbedürfnis ab und wunderte sich dann in seiner

Harmlosigkeit, daß er wochenlang von Bayreuth nichts hörte.

Erst lange Zeit nach Weihnachten erfuhr er zu seinem höchsten Erstaunen, wie sehr Wagner das Ablehnen der Einladung übel genommen habe; doch war Wagner durch einen der innigen, ganz ahnungslosen Briefe meines Bruders selbst überzeugt worden, daß er dessen Nichtkommen falsch aufgefaßt hatte. Fritz schreibt im Februar 1873 an Gersdorff: „Von dem Meister und Frau Wagner habe ich herrliche Briefe, es kam zu Tage: was ich gar nicht wußte, daß Wagner über mein Nichtkommen zu Neujahr sehr gekränkt gewesen ist: — das hast Du gewußt, liebster Freund, aber mir verschwiegen. Aber alle Wolken sind verscheucht, und es ist ganz gut, daß ich nichts wußte, denn mancherlei kann man nicht besser, sondern höchstens noch schlechter machen. Gott weiß übrigens, wie oft ich dem Meister Anstoß gebe: ich wundere mich jedesmal von neuem und kann garnicht recht dahinter kommen, woran es eigentlich liegt. Umso glücklicher bin ich, daß jetzt wieder Frieden geschlossen ist. . . . Sage mir doch Deine Ansicht über das wiederholte Anstoß geben. Ich kann mir garnicht denken, wie man Wagner in allen Hauptsachen mehr Treue halten könne und tiefer ergeben sein könne, als ich es bin: wenn ich es mir denken könnte, würde ich's noch mehr sein. Aber in kleinen untergeordneten Nebenpunkten und in einer gewissen für mich notwendigen beinahe „sanitarisch" zu nennenden Enthaltung von häufigerem persönlichem Zusammenleben muß ich mir meine Freiheit wahren, wirklich nur, um jene Treue in einem höheren Sinne halten zu können. Darüber ist natürlich kein Wort zu sagen, aber es fühlt sich doch — und es ist dann verzweifelt, wenn es gar Verdrießlichkeiten, Mißtrauen und Schweigen nach sich zieht. Ich hatte diesmal keinen Augenblick daran gedacht, solchen heftigen Anstoß gegeben zu haben; und ich fürchte immer, durch solche Erlebnisse noch

ängstlicher zu werden, als ich es schon bin". Aber der Freund tröstete in guten herzlichen Worten; und da es sich zu gleicher Zeit so fügte, daß mein Bruder Ostern mit Rohde zusammen nach Bayreuth reisen konnte, so schien alles auf die einfachste Weise wieder ins gute Geleis zu kommen.

Gelegentlich der ersten Unzeitgemäßen ist schon von der Stimmung jener Tage die Rede gewesen. Es war ein ernstes Zusammensein, denn das Bayreuther Unternehmen war nicht vorwärts gegangen und gab zu trüben Besorgnissen Veranlassung. Vor diesen großen Nöten schwanden die kleineren persönlichen Kümmernisse; außerdem zeigte sich gerade im Ernst und Schmerz Wagners Seelengröße am deutlichsten. So sehr mein Bruder die Heiterkeit liebte, so war doch der heitere, witzelnde Wagner, der die Geschichte von der Nudelmühle und andere etwas unappetitlichere sächsische Anekdoten erzählte, nicht ganz nach seinem Geschmack, und Wagner empfand das und manchmal reizte es ihn zu noch schlimmeren Witzen, — schließlich ärgerte er sich über sich selbst. Wagner sagte einmal zu mir: „Ihr Bruder ist in seiner zarten Vornehmheit oft recht unbequem, dazu sieht man ihm auch alles an, was er denkt; manchmal schämt er sich ordentlich, was ich für Witze mache — und dann treibe ich's immer toller. Ihr Bruder ist gerade wie Liszt, der mag meine Witze und Späße auch nicht."

Der Sommer 1873 verging unter bangen Befürchtungen für Bayreuth. Damals spielte auch eine kleine wunderliche Geschichte, die so deutlich meines Bruders Liebe zu Wagner zeigt, die aber leider Professor Overbeck ganz verworren in seinen für ihn so bedauerlichen Nietzsche-Erinnerungen erzählt, indem er gerade den Hauptpunkt unerwähnt läßt. Als ich im Sommer 1873 in Basel war, begegnete ich einmal auf der Treppe einer älteren, seltsam aussehenden Dame, die meinen Bruder besucht hatte.

Als ich ihn fragte, wer dieſe wunderliche Erſcheinung geweſen ſei, ſagte er in ſeiner humoriſtiſchen Art und Weiſe: „Lisbeth, das iſt ein Geſpenſt, das mich zuweilen heimſucht und mit mir geheimnisvoll zu reden pflegt, wie es Geſpenſter tun.“ Es kam heraus, daß dieſe Dame, mit Namen Roſalie Nielſen, ihn ſchon zweimal beſucht und wegen des Verlags ſeiner Schriften beunruhigt hatte. Sie deutete an, daß die Firma E. W. Fritzſch eigentlich bankrott ſei und ſich nur mit Hilfe anderer noch halten könne. Dann hatte ſie geheimnisvolle Andeutungen von einer internationalen Geſellſchaft gemacht, die, wenn ſie den Verlag von Fritzſch kaufe, großen Wert darauf lege, die Schriften meines Bruders im Verlag zu behalten. Da nun Overbeck gleichfalls ſein Buch „Die Chriſtlichkeit der modernen Theologie“ in dem Verlag von E. W. Fritzſch hatte erſcheinen laſſen, ſo waren natürlich die Andeutungen der geheimnisvollen Dame auch für Overbeck intereſſant. Mein Bruder bat alſo Overbeck, als ſie ſich wieder einmal anmeldete, daß die Unterhaltung in Overbecks Zimmer ſtattfinden ſolle. Bei dieſer Unterredung kam nun ungefähr folgendes heraus: daß jene ſchon erwähnte internationale Geſellſchaft, die über große Mittel verfüge, den Verlag von E. W. Fritzſch, der doch die Schriften Richard Wagners beſaß, nur deshalb ankaufen wolle, um Wagner ſozuſagen in die Hände zu bekommen. Wagner ſei jetzt in den größten Geldnöten, er habe das Geld, das zum Bau des Theaters zuſammen gekommen wäre, für den Bau des eignen Hauſes verwandt uſw. und nun wolle jene internationale Geſellſchaft das Werk Wagners überhaupt ruinieren. Da aber verließ meinen Bruder alle Liebenswürdigkeit und Höflichkeit ſeiner Natur. Der Zorn ſchnürte ihm die Kehle zu, ſodaß er kein Wort mehr hervorbringen konnte. Er nahm einen Stuhl, öffnete die Tür, ſetzte den Stuhl hinaus und machte der Dame ein Zeichen, daß ſie ſich hinausbegeben ſolle. Nachher kam ihm die

Sache selber komisch vor, wenn er auch immer noch große Besorgnisse für Wagner hatte. Er schreibt an Rohde am 18. Oktober 1873 darüber einen Brief, der von den gemischten ernsten und heiteren Empfindungen dieser geheimnisvollen Intriguengeschichte gegenüber deutlich Kunde gibt. Er schließt ihn mit den scherzhaften Worten: „Pocht das starke Männerherz wider die Rippen? Nach solchen Vorkommnissen wage ich nicht mehr, meinen Namen unter diesen Brief zu setzen. Wir leben Samarow, denken nur Minen und Gegenminen, unterzeichnen nur pseudonym und tragen falsche Bärte.

„Hui! Hui! Wie saust der Wind! Im Namen der Mitverschworenen Hugo mit der dumpfen Geisterstimme."

Rohde, der die Vermutung ausgesprochen hatte, daß die unheimlichen Geschichten nur im Kopf der wunderlichen Dame existierten, behielt schließlich recht. Er teilte auch dem Freunde mit, daß der Verleger E. W. Fritzsch die Dame (Rohde nannte sie nur das „Nachtgespenst") „gleichfalls hinausgeworfen habe." —

Im Herbst 1873 erwartete man große Dinge von einer Zusammenkunft der Patrone des Bayreuther Unternehmens, die anfangs für den August geplant war und dann auf Ende Oktober verlegt wurde. Auf den Wunsch Wagners wandte sich der Vorstand der Wagner-Vereine mit der Bitte an meinen Bruder, jenen schon erwähnten Aufruf an die deutsche Nation zu Gunsten von Bayreuth zu verfassen. Fritz entwarf ihn nach längerem Zögern zwischen dem 18. und 20. Oktober 1873, arbeitete ihn aus und ließ mehrere Abzüge davon drucken, um sie Ende Oktober mit nach Bayreuth zu nehmen. Das Schicksal des Aufrufs, die Sitzung der Delegierten, deren Pläne und Vorschläge schildert mein Bruder in einem längeren diktierten Schreiben an Gersdorff, der leider am Kommen verhindert war:

„Also ich war von Mittwoch Abend bis Montag

Morgen auf der Reise, hinwärts allein, rückwärts mit Heckel zusammen. In Bayreuth war etwa ein Dutzend Menschen zusammen gekommen, lauter Delegierte der Vereine, und ich der einzige Patron an sich. Von Bekannten nenne ich Dir den Börsencourier-Davidson, das würdige Paar Batz und Voltz, dann Baligand, und, um gleich die Besten zu nennen: Stern aus Dresden und Graf Dumoulin aus Regensburg.

„Wer fehlte aber trotz aller Versprechungen? Fritzsch, der sich wieder hinter Wolken verbirgt, und dessen Beruhigungsbriefe uns jetzt nur noch mehr beunruhigen. Der eigentliche Festtag hatte jenes von dem Stiftungsfeste her Dir wohlbekannte Sauwetter, so daß wieder einmal bei dem Besuch unsrer Bundeshütte der stattlich geschmückte Patron einen neuen Hut zum Opfer bringen mußte. Wohlgemerkt: das Wetter am Tage vorher und nachher war wundervoll hell und blau. Nach der Besichtigung in Dreck, Nebel und Dunkelheit war die Hauptsitzung im Rathaussaal, in der mein „Mahnruf" von seiten der Delegierten artig, aber bestimmt abgelehnt wurde; ich selbst protestierte gegen eine Umarbeitung und empfahl Professor Stern für die schnelle Anfertigung eines neuen Fabrikats. Dagegen wurde Heckels vortrefflicher Vorschlag, bei sämtlichen deutschen Buchhändlern Sammelstätten zu errichten, approbiert. Die ganze Sitzung war ein wunderlicher Akt, halb erhaben, halb sehr realistisch, aber doch in seiner Gesamtwirkung stark genug, um alle die Lotterieprojekte und dergleichen, die im Grunde der Versammlung waren, verstummen zu machen. Den Abend beschloß ein sehr gelungenes, behagliches und harmloses Bankett in der „Sonne", an dem auch Frau Wagner und Fräulein von Meysenbug als die einzigen Frauen teilnahmen. Ich hatte den Ehrenplatz zwischen beiden und bekam deshalb nach einer italienischen Oper den Namen „Sargino, der Zögling der Liebe". Batz hielt eine Tischrede

auf Frau Wagner und verband darin unbegreiflicherweise ihr Lob mit den Begriffen Schnupftabakdose und Nachdruck. Sonnabend früh war Schlußsitzung bei Feustel, in der der Entwurf Sterns akzeptiert wurde. Du wirst ihn lesen, denn er wird eine große Publizität erlangen. Mein Mahnruf, von Wagners sehr gut geheißen, wird, von stattlichen Namen unterzeichnet, noch einmal Bedeutung bekommen, falls nämlich der Zweck des gegenwärtigen, optimistisch gefärbten Aufrufs nicht erreicht werden sollte. Nachmittags sahen wir uns bei schönster Abendsonne noch einmal das Theater an; die Kinder waren auch dabei; ich kletterte nach der Mitte der Fürstenloge. Der Bau sieht viel schöner und proportionierter aus, als wir etwa nach den Plänen vermuteten. Es ist nicht möglich, ihn ohne Bewegung an einem klaren Herbsttage zu sehn. Nun haben wir ein Haus, und das ist jetzt unser Wahrzeichen."

Zu der Geschichte des Aufrufs meines Bruders, von ihm „Mahnruf" genannt, muß ich noch einiges hinzufügen, das mir von andrer Seite erzählt worden ist: Wagner sei ganz außer sich gewesen, als man ihm sagte, daß der Mahnruf von den Delegierten als zu ernst und pessimistisch verworfen worden sei; er wäre in volle Wut geraten und hätte mit den Füßen gestampft. Doch habe ihm mein Bruder nachher liebevoll zugeredet, daß gewiß ein Aufruf von Professor Stern einen besseren Erfolg haben würde, und schließlich bliebe ja noch immer der seine für den Fall eines Mißerfolges. Das habe Wagner beruhigt. Doch ist später von diesem Mahnruf nie wieder die Rede gewesen. Ob es nicht doch ein Mißgriff der Delegierten war, ihn zu verwerfen? Jedenfalls hatte der liebenswürdige optimistische Aufruf von Professor Stern auch keinen glorreichen Erfolg aufzuweisen. Chamberlain erzählt in seiner Wagner-Biographie:

„Um die intensive Nichtbeachtung zu kennzeichnen,

welcher Wagners großes und jetzt dem deutschen Geist zum ewigen Ruhme gereichendes Werk im weiten Deutschen Reich begegnete, will ich hier eine einzige kleine Tatsache zur Illustration einschalten: ein von Dr. A. Stern im Auftrage der Wagner-Vereine verfaßter „Bericht und Aufruf" wurde Ende 1873 an viertausend deutsche Buch- und Musikalienhändler mit Subskriptionslisten versandt; nicht ein einziger dieser viertausend nahm die geringste Notiz von der Sendung! und einzig und allein in Gießen haben einige Studenten ein paar Taler gezeichnet!"

Ostern 1874 schreibt mein Bruder an Fräulein von Meysenbug: „Mein Befinden, um davon ein Wort zu sagen, ist seit Neujahr, infolge einer veränderten Lebensweise, recht gut und ohne jedes Bedenken: nur daß ich mit den Augen vorsichtig sein muß. Sie wissen aber, es gibt einen Zustand körperlichen Leidens, der einem mitunter wie eine Wohltat erscheint; denn man vergißt darüber, was man sonst leidet, oder vielmehr: man meint, es könne einem 'geholfen werden, wie dem Leib geholfen werden kann. Das ist meine Philosophie der Krankheit: sie gibt Hoffnung für die Seele. Und ist es nicht ein Kunststück, noch zu hoffen?" Dieser letzte Satz bezieht sich auf die damaligen trostlosen Zustände in Bayreuth. Das Jahr 1874 begann nämlich mit schwerem Kummer: es schien kein Zweifel mehr zu sein, das Bayreuther Unternehmen war in der Form, wie es vom Meister geplant und in dem Patronats-Verein zum Ausdruck gekommen war, gescheitert. Die Gelder fehlten zur Fortsetzung des Theaterbaus und der andern Vorbereitungen, so daß alle Arbeiten sistiert werden mußten. Mein Bruder litt außerordentlich! — Aber gerade in seinen schwersten Stunden zeigt sich die ganze Tapferkeit seiner Natur: er ergeht sich nicht in endlosem Jammern und Klagen, sondern er prüft die Untergründe jener Tatsachen, um derentwillen er leidet.

Er zwingt sich dazu, die Augen, die so gern in Liebe und Verehrung über alles Kleinliche und Häßliche hinwegsehen, ja sich zur rechten Zeit ganz zu schließen wissen, scharf auf diese Tatsachen zu richten und sie nüchtern und kühl zu betrachten; er zwingt sich, alles, was er selbst als falsch erkennt, sich einzugestehen und genau zu prüfen, ob nicht manches von dem, was er aus Verehrung für den Meister unterdrückt hatte, gerade die Ursache des Mißlingens war und sein mußte. Dieser Fall ist eines der stärksten Zeugnisse, wie die strenge Wahrhaftigkeit seines Geistes keinen Kampf scheute, selbst nicht den härtesten mit sich selbst, mit dem eignen liebenden und verehrenden Herzen.

Daß mein Bruder schon früher in manchen künstlerischen Dingen andre Ansichten als Wagner hegte, sieht man aus den Nachträgen zur „Geburt der Tragödie", aber jedenfalls hatte er sich vor 1874 noch nie zur Wagnerischen Kunst direkt im Gegensatz empfunden. Es scheint, daß er sich erst von da an des Zwiespalts zwischen seiner Überzeugung und seiner Verehrung für Wagner bewußt geworden ist. Aber diese wiederholten Versuche, seine Ansichten mit denen Wagners in Übereinstimmung zu bringen, oder vielmehr das in Wagner zu finden, was er trotz andersartiger Überzeugungen verehren und bewundern konnte, — welches Studium an dem prachtvollsten Objekt: dem Genie, erforderte dies, welche Erfahrungen erwuchsen ihm daraus, und wie diente dies alles zu der feinsten Schulung in psychologischen Dingen! —

Über Bayreuth schien aber doch ein glücklicher Stern zu walten: Wagners größter Wohltäter, der König Ludwig von Bayern, griff hilfreich in diese scheinbar verunglückte Angelegenheit ein. Mein Bruder schreibt am 15. Februar 1874 an Rohde über die Erfahrungen der letzten Zeit: „Über Bayreuth gibt es etwas Neues und wenn nur Wahres! Eine ganz ausdrückliche Notiz des Mannheimer Journals (dem Organon Heckels) bringt aus

beſter Quelle (d. h. Frau Wagner), daß die Aufführungen jetzt entgültig *geſichert* ſind. So wäre denn das *Wunder* geſchehen! Hoffen wir! Es war ein troſtloſer Zuſtand, ſeit Neujahr, vor dem ich mich endlich nur auf die wunderlichſte Weiſe retten konnte: ich begann mit der größten Kälte der Betrachtung zu unterſuchen, weshalb das Unternehmen mißlungen ſei: dabei habe ich viel gelernt und glaube jetzt Wagner viel beſſer zu verſtehen als früher. Iſt das ‚Wunder' wahr, ſo wirft es das Reſultat meiner Betrachtungen nicht um. Aber glücklich wollen wir ſein und ein Feſt feiern, wenn es wahr iſt!"

Im März ſchreibt er Näheres an den Freund: „Nun Bayreuth! Wir wiſſen durch Frau Wagner — und es ſoll das Geheimnis der Freunde ſein —, daß der König von Bayern in der Form von Vorſchüſſen bis zu 100000 Talern das Werk unterſtützt, ſodaß die Arbeiten (Maſchinen und Dekorationen) rüſtig gefördert werden. Wagner ſelbſt ſchreibt, daß 1876 der Termin ſei; er iſt mutig und glaubt, daß jetzt das Unternehmen im reinen iſt. Nun das walte Gott! Dies Warten und Bangen iſt ſchwer zu verwinden, ich hatte wirklich zeitweilig die Hoffnung ganz aufgegeben."

Als ſich im Herbſt 1874 nun zeigte, daß das Unternehmen vollkommen geſichert war, ſtößt mein Bruder wahre Jubelrufe an Gersdorff aus: „Anbei einiges Herrliche und Unglaubliche aus Bayreuth: wer freut ſich ſo wie Du darüber!?" Und ſpäter ſchreibt er: „Für Deinen letzten Brief und die Mitteilung des Bayreuther Briefes herzlichen Dank; wir wollen alleſamt dem Himmel und der Unterwelt und wo ſonſt noch Götter ſich aufhalten, danken, daß das Nibelungenwerk getan iſt."

Was mag aber wohl Richard Wagner während dieſer ganzen Jahre meinem Bruder gegenüber empfunden haben? — Seine Briefe zeigen ſtets dasſelbe liebevolle Gepräge warmer Freundſchaft und treuer Fürſorge mit einer Bei-

mischung von Väterlichkeit, die ihn besonders gut kleidet. Wenn erst einmal die Briefe Wagners an meinen Bruder veröffentlicht sein werden, so wird man mit mir eines Glaubens sein, daß es kaum andere gibt, in denen Wagner in so hohem Grade anziehend und liebenswert erscheint.

Der warme liebenswürdige Stimmklang, mit dem Wagner „mein Nietzsche" sagte, klingt mir jetzt noch in den Ohren; das ist freilich im Buch nicht wiederzugeben, doch will ich wenigstens eine Widmung Wagners zu dem Geschenk seiner Gesamtausgabe bringen, die diese Worte enthält:

„Was ich, mit Not gesammelt,
Neun Bänden eingerammelt,
Was darin spricht und stammelt,
Was geht, steht oder bammelt, —
Schwert, Stock und Pritzsche,
Kurz, was im Verlag von Fritzsche
Schrei', lärm' oder quietzsche,
Das schenk' ich meinem Nietzsche, —
Wär's ihm zu 'was nütze!

Bayreuth, Richard Wagner."
Allerseelentag 1873.

Vielleicht wäre bei öfterem Zusammensein und bei größerer Muße der Zwiespalt ihrer innersten Gedanken schon viel eher zur Aussprache gekommen; aber gerade in den Jahren, als sich ihre Überzeugungen immer mehr von einander entfernten, war jeder vollauf mit seinem eigenen Wirken beschäftigt, ganz besonders Richard Wagner, der eine außerordentliche Leistungsfähigkeit aller geistigen und körperlichen Kräfte entwickeln mußte, um sein großes Nibelungenwerk durchsetzen zu können. Da blieben nur wenige Minuten des Nachdenkens für andre Dinge übrig. Aber immer lud er von neuem mit den herzlichsten Worten zu einem Zusammensein ein; z. B. im Juni 1874 bittet er meinen Bruder auf das dringendste, die Sommerferien in

Bayreuth zu verleben, wobei er ausruft: „O Freund! Warum kommen Sie nicht zu uns? Nur nicht so abgesondert! Ich kann Ihnen dann nichts sein.“ Da aber Fritz in den Ferien die dritte Unzeitgemäße fertig ausarbeiten mußte, so kündigte er seinen Besuch nur für das Ende derselben an. Das gab schon wieder eine Verstimmung.

Meines Bruders Aufenthalt in Bayreuth im August 1874 zeigte zwar äußerlich die alte Herzlichkeit, aber kleine Szenen wie die mit dem Triumphlied von Brahms ließen Fritz zu deutlich fühlen, wie es mit seiner persönlichen Freiheit stand. Ich erwähnte schon, wie ihn Ostern 1874 Wagners gleichgültiges Urteil über die zweite Unzeitgemäße Betrachtung niedergedrückt hatte; und nun sagte er sich mit peinlichen Empfindungen: „ich habe also nur Wert als Wagnerschriftsteller, ich soll nichts weiter sein, ich darf nur das bewundern und verehren, was in Bayreuth gebilligt wird.“ Welcher wahrhaft freie Geist möchte sich von einem andern seine Bahn, noch dazu eine so enge, vorzeichnen lassen? — Der Strom der Entwicklung meines Bruders flutete damals immer breiter und mächtiger, und nun sollte er in einem Winkel gestaut und gebannt werden?! Das wühlte, das nagte! — und doch trieb es die Gedanken immer weiter zur Freiheit. Als ich einmal im Juni 1874 von irgendwelchem verborgenen Kummer sprach, rief Fritz emphatisch: „O Lisbeth, wir haben alle unsern Nagewurm, ich auch!“ Und am 9. Juli schrieb er an Gersdorff: „In mir gärt jetzt sehr vieles und mitunter sehr Extremes und Gewagtes. Ich möchte wissen, bis wie weit ich solcherlei meinen besten Freunden mitteilen dürfte. — Brieflich natürlich überhaupt nicht.“ Kalte, oberflächliche Seelen können solchen inneren Widerstreit, den mein Bruder vier Jahr hindurch gekämpft hat, überhaupt nicht begreifen; was kennen sie von einer so leidenschaftlichen Freundschaft, wie die meines Bruders zu Richard Wagner

war, was wissen sie von der eisernen Strenge eines wahrhaftigen und freien Geistes, was verstehen sie von dem Zögern des liebenden Herzens, das vor dem Schmerz der herzbrechenden letzten Stunden des Abschieds zittert? Und Fritz zitterte nicht nur vor dem eigenen Schmerz, sondern ach! viel, viel mehr vor dem Kummer, den er dem andern zufügen mußte.

Aber trotzdem erklang in seinem Innern von Mitte des Jahres 1874 an jene neue wunderbare Melodie, der er kaum zu lauschen wagte, immer stärker und stärker. Wehmut und Jauchzen mischten sich in diesen ergreifenden Tönen, sie lockten den Jünger hinaus auf neue Bahnen, fort von den Meistern, denen er entwachsen war — und er rüstete sich zum Weitergehn! Ein Abschiedsbrief, von inniger Dankbarkeit erfüllt, war schon geschrieben: „Schopenhauer als Erzieher"; aber das liebende Herz überredete sich damals noch, daß ein andrer nicht geschrieben zu werden brauchte. Vielleicht war es doch möglich, daß ihm Wagner nicht nur die Freiheit einer neuen Überzeugung gewähren, sondern sie auch teilen würde? Mein Bruder vertraute seiner Liebe und vielleicht unbewußt dem Zauber und der Macht seiner eigenen Persönlichkeit. Daß es Wandlungen in Wagners Anschauungen gab, dessen war sich mein Bruder wohl bewußt, unter anderen die vom Feuerbachschen Sensualismus zum Schopenhauerschen Pessimismus. Warum sollte er da nicht den Glauben hegen, daß sich Wagner durch ihn und mit ihm weiter umwandeln könnte? Dies wäre aber nur in der Tribschener Zeit möglich gewesen, wo Wagner noch Zeit hatte, sich auf sich selbst zu besinnen. In Bayreuth war dies ausgeschlossen.

Von August 1874 bis zum Juli 1876 haben sich Wagner und mein Bruder nicht wiedergesehn. Es fehlte nicht an Einladungen von seiten Wagners, und gewiß antwortete mein Bruder, ganz entzückt von seiner Güte, bereitwillig

und schlug auch seinerseits allerhand Projekte einer Zusammenkunft vor; aber es ist garnicht zu verkennen, daß er, wie Wagner sehr richtig empfand, gern einen Vorwand benutzte, um einen Besuch zu verzögern oder ganz zu verhindern. Ich habe schon früher erzählt, wie mein Bruder im Sommer 1875 durch sein Unwohlsein genötigt wurde, in ein Bad anstatt nach Bayreuth zu der Zeit der Proben zu gehen. Sämtliche Freunde weilten damals in Bayreuth, und die Briefe meines Bruders drückten sich wiederum in den alten sehnsüchtigen Formen aus. Und trotzdem — man lese nur diese Briefe aus Steinabad, wie viel kann man da zwischen den Zeilen finden!

Wie aber die Getreuen so liebend, bewundernd und verehrend aus Bayreuth schrieben, da stieg all das Glück, das er so lange Jahre durch Wagners Werke genossen hatte, von neuem in ihm empor, da kehrten alle jene seligen Stunden der Freundschaft und Zusammengehörigkeit in der Erinnerung zurück und mit Schaudern fragte er sich: was wäre mein Leben ohne Wagner und seine Werke gewesen! Von innigster Dankbarkeit erfüllt, reiht er alle die Empfindungen von fast sechzehn Jahren zusammen — und der schwermütig scheidende Jünger schreibt auch den andern Abschiedsbrief: „Richard Wagner in Bayreuth."

Von August bis Oktober arbeitete er an der Betrachtung, aber er legt sie unbefriedigt beiseite. Etwas zwiespältiges in seinen Empfindungen, das ihm sonst während des Schaffens fremd ist, verrät sich in einigen Geständnissen. Er selbst hält noch im Herbst 1875 die Schrift für „unpublizierbar" und Anfang Oktober schreibt er: „Meine Betrachtung unter dem Titel „Richard Wagner in Bayreuth" wird nicht gedruckt; sie ist fast fertig, ich bin aber weit hinter dem zurückgeblieben, was ich von mir fordere; und so hat sie nur für mich den Wert einer neuen Orientierung über den schwersten Punkt unserer bisherigen Erlebnisse. Ich stehe nicht darüber und sehe ein, daß mir

selber die Orientierung nicht völlig gelungen ist — geschweige denn, daß ich andern helfen könnte!"

Im Anfang des Jahres 1876 war, wie schon erwähnt, der Gesundheitszustand meines Bruders sehr ernst und besorgniserregend; währenddem wurde alle Korrespondenz zwischen Basel und Bayreuth nur von dem Freund und mir geführt. Aber der Frühling brachte die Genesung und frohes Lebensgefühl. Zu Wagners Geburtstag schrieb mein Bruder zum ersten Mal nach seiner Genesung wieder selbst dorthin. Wagner antwortete am folgenden Tage in der zärtlichsten Weise: „O Freund, nun einmal auf und gesund!" Er drückte in diesem Brief wiederum seine Freundschaft und das Bedauern, ihn in den letzten Jahren so wenig gesehen zu haben, so warm und stark aus „es wäre das härteste Ungemach, das ihn in den letzten sieben Jahren betroffen habe," daß mein Bruder davon auf das innigste ergriffen wurde. Die Worte Wagners riefen in ihm die glücklichen Jahre der Zusammengehörigkeit zurück: nein, er durfte zur Zeit von Wagners höchstem Triumph nicht stumm bleiben, das erlaubte seine innige Dankbarkeit nicht. Er mußte die andern auffordern, sich selbst diesen Gewalten hinzugeben, die ihn so lange Jahre beglückt und unzählige Gedanken und Empfindungen in ihm gereift hatten. Er ließ den Druck jener im Sommer 1875 verfaßten Betrachtung beginnen und ging im Juni 1876 einige Tage nach Badenweiler, um den Schluß zu schreiben.

Aber während der ganzen Zeit der Drucklegung quälte meinen Bruder der Gedanke: ob nicht doch zwischen den Zeilen dieser zartesten und verehrendsten Schrift manches zu lesen wäre, was Wagner allerhand verraten konnte? Es ist zu schwer, sich später ganz und gar in frühere Empfindungen, die man überwunden hat, zu versetzen, mag man noch so innig mit der ganzen Liebe und Wehmut eines Scheidenden darauf zurückblicken und alles Schöne sich zurückrufen. Dies Bemühen gibt „Richard Wagner

in Bayreuth" zuweilen etwas Steifes oder Übertriebenes. Meines Bruders damalige Besorgnisse zeigen sich deutlich in den Begleitbriefen, die er mit den zwei Exemplaren der Schrift an Wagner und Frau Cosima sendet; sie sind mit einigen Entwürfen in ein Studienheft geschrieben und deshalb noch vorhanden.

„Hier, geliebtester Meister, ist eine Art von Bayreuther Festpredigt! Ich habe den Mund nicht halten können und mehreres heraussagen müssen. Denen, welche sich jetzt freuen, werde ich die Freude gewiß vermehrt haben — das ist heute mein Stolz und mein Vertrauen. Wie Sie selber diese Bekenntnisse aufnehmen werden, kann ich diesmal garnicht erraten. Meine Schriftstellerei bringt für mich die unangenehme Folge mit sich, daß jedesmal, wenn ich eine Schrift veröffentlicht habe, irgend etwas in meinen persönlichen Verhältnissen in Frage gestellt wird und erst wieder, mit einem Aufwand von Humor, eingerenkt werden muß. Inwiefern ich dies heute ganz besonders empfinde, mag ich garnicht deutlicher aussprechen. Überlege ich, was ich diesmal gewagt habe, so wird mir hinterdrein schwindlig und befangen zu Mute, und es will mir wie dem Reiter auf dem Bodensee ergehen. Aber Sie haben mir einmal, in Ihrem allerersten Briefe an mich, etwas vom Glauben an die deutsche Freiheit gesagt: an diesen Glauben wende ich mich heute: wie ich auch nur aus ihm den Mut finden konnte, das zu tun, was ich getan habe. Mit ganzem vollen Herzen Ihnen zugehörig Fr. N."

An Frau Cosima schreibt er: „Sie wissen es sicherlich, mit welcher Gesinnung alle Bayreuther Freunde jetzt an Sie denken: wer von uns muß nicht wünschen, Ihnen in diesem Sommer auf irgendwelche Weise seine allergrößte Dankbarkeit zu erkennen zu geben? Nehmen Sie deshalb gütig den Versuch auf, den ich heute wage, Ihnen eine kleine Freude zu machen dadurch, daß ich Ihnen und dem Meister die zwei Festexemplare meiner neuesten Schrift

überſende. (Zum Leſen derſelben werden Sie, die unendlich Sorgende und Beſchäftigte, aber wohl erſt nach dieſem Sommer Zeit und Luſt haben.) Sie werden aus ihr erfahren, daß ich es nicht aushielt, mich ſo einſam, aus der Ferne her, auf das Große, Ungeheure dieſes Sommers vorzubereiten, daß ich meine Freude mitteilen mußte. Wenn ich nur hoffen dürfte, hier und da einen Klang Ihrer Freude erraten und mit ausgedrückt zu haben! Ich wüßte nichts Schöneres mir zu wünſchen."

Frau Wagner las die halbe Nacht hindurch und ſchickte am 11. Juli 1876 folgendes Telegramm: „Ich verdanke Ihnen jetzt, teurer Freund, die einzige Erquickung und Erhebung, nächſt den gewaltigen Kunſteindrücken, möge dies als Dank Ihnen genügen. Coſima."

Wagner ſchreibt am 12. Juli 1876: „Freund! Ihr Buch iſt ungeheuer! — Wo haben Sie nur die Erfahrung von mir her? — Kommen Sie nur bald und gewöhnen Sie ſich durch die Proben an die Eindrücke. Ihr R. W." — Dies iſt der letzte Brief, den Wagner an meinen Bruder geſchrieben hat. —

Als einmal von neuerer Literatur die Rede war, ſagte mein Bruder, der allerdings allem Erotiſchen etwas ferne ſtand, zu einem früh verſtorbenen Schüler: warum nur immer dasſelbe, allmählich doch allzu langweilig gewordene Thema, die Liebe zwiſchen Mann und Frau als Hauptgegenſtand aller Romane genommen werde. „Ja, welche andern Empfindungen könnten aber ähnliche Konflikte hervorrufen?" antwortete nachdenklich der Schüler. „Nun, z. B. die Freundſchaft," erwiderte mein Bruder lebhaft, „ſie hat ganz ähnliche ſeeliſche Konflikte, nur auf einer viel höheren Stufe: erſt die gegenſeitige Anziehung auf der Baſis einer gemeinſamen Überzeugung, dann das Glück der Zuſammengehörigkeit, die gegenſeitige Bewunderung und Verherrlichung, dann Mißtrauen auf einer Seite, Zweifel an der Vorzüglichkeit des Freundes und ſeiner

Ansichten auf der andern Seite, die Gewißheit, sich trennen zu müssen und sich doch schwer entbehren zu können — alle diese und andre unsägliche Leiden.“ Der Schüler blickte ungläubig, er mochte eine so leidenschaftliche Art der Freundschaft nie gekannt haben.

Dieses Kapitel ist nun der Roman einer Freundschaft mit allen ihren Leiden und Entzückungen, der Roman zweier Genies, die glückliche, sonnige Wege miteinander wandeln durften. Der eine aber hat sich schon zum Abschied gewendet, zögernd steht er an der Tür, liebend und schwermutsvoll blickt er zurück, — kann ihn der andre noch halten?

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Ring des Nibelungen.

Wenn ein gütiges Geschick über meines Bruders Freundschaft mit Wagner gewaltet hätte, so würde es ihn verhindert haben, nach Bayreuth zu gehen. Ungefähr wie Luther nach Rom, so ging er nach Bayreuth, sich dort wieder in seinem wankenden Glauben an die Wagnerische Kunst zu befestigen — aber man weiß, wie Luthers Pilgerfahrt ausgefallen ist. Immer noch verband mein Bruder mit dem Namen Bayreuth die Hoffnung, daß sich ihm dort Wagner und seine Kunst auf eine neue überwältigende Art und Weise zeigen würde. Die Vision eines Festes, bei dem die Darsteller und die Zuschauer in gleicher Weise merkwürdig und bewunderungswert sein sollten, und wo diese beiden Faktoren in der Höhe ihrer Empfindung vereinigt eine ins Ungeheure gesteigerte Wirkung hervorrufen müßten — alles das bewegte ihn im tiefsten Innern und erfüllte ihn mit großen unbestimmten Hoffnungen. Er reiste deshalb auch mit einem starken Glücksgefühl schon Mitte Juli zu den Proben, obgleich er sich von den Erschütterungen an der Arbeit der vierten Unzeitgemäßen Betrachtung noch nicht ganz erholt hatte.

Aber die ersten Nachrichten aus Bayreuth klangen niederdrückend: „Fast habe ich's bereut! Denn bis jetzt war's jämmerlich ... Montag war ich in der Probe, es gefiel mir garnicht, und ich mußte hinaus." Er schließt

seinen Brief mit den Worten: „Alle erwarten Dich sehr. Tummle Dich, tummle Dich, gutes Lama!“

Ich war nämlich inzwischen noch in Basel beschäftigt, alle Möbel einpacken und einstellen zu lassen, da wir während der großen italienischen Reise meines Bruders die Wohnung in Basel aufgeben wollten. Die nächsten Nachrichten aus Bayreuth klangen bedeutend frischer: „Meine gute, liebe Schwester, nun geht es besser, seit drei Tagen habe ich an meinem Befinden nichts mehr auszusetzen: dafür lebe ich auch bei Fräulein von Meysenbug, bin von früh an im Garten, trinke Milch, bade im Fluß und esse so, wie es mir wohl tut. Inzwischen habe ich die ganze Götterdämmerung gesehn und gehört, es ist gut, sich daran zu gewöhnen, jetzt bin ich in meinem Elemente.

„Beiläufig (aber nicht mitteilbar!): für den zweiten Zyklus sind noch nicht die Hälfte, für den dritten kaum ein Drittel der Plätze verkauft... Heute abend kommt der König. Er hat über meine Schrift telegraphiert, daß sie ihn entzückt habe. — Ebenfalls kommen heute Schurés. Wagners und die Kinder haben sehr nach Dir gefragt.

„Mit der italienischen Reise richtet sich alles so ein, daß es schöner als meine Wünsche werden könnte. Meer und Wald und bei Neapel — vielleicht läuft es darauf hinaus. Man muß nur hoffen. Meine Gesundheit nimmt einen so guten Anlauf, ich bin viel heiterer... Ich muß mich aber sehr zusammennehmen und weise alle Einladungen, auch bei Wagners zurück. Wagner fand, daß ich mich rar machte...“

Er sagte mir später zur Erklärung dieses mutigen Briefes, er habe damals alle seelischen Kräfte gewaltsam zusammengerafft und sich in seine früheren Empfindungen zu versetzen versucht. Das habe ihm für einige Tage ein gewisses übermütiges Gefühl von Kampf und Sieg gegeben, nur intimere Aussprachen habe er nicht aushalten können. Auch dieser mutige Brief schloß wieder: „tummle Dich,

feines Lama!" Ich beeilte mich nun, mit den häuslichen Arbeiten fertig zu werden; trotzdem traf mich am Morgen meiner Abreise die Nachricht, daß Fritz nicht länger in Bayreuth bleiben wollte. Das gewaltsame Zusammennehmen hatte doch nur für wenige Tage vorgehalten; er schrieb: „Ich sehne mich weg, es ist zu unsinnig, wenn ich bleibe. Mir graut vor jedem dieser langen Kunstabende; und doch bleibe ich nicht weg ... Ich habe es ganz satt. Auch zur ersten Vorstellung will ich nicht da sein; sondern irgendwo, nur nicht hier, wo es mir nichts als Qual ist."

Die Nachricht erschreckte mich sehr, denn auch äußerlich war alles für einen Aufenthalt von vier Wochen eingerichtet; wir waren beide Patrone und hatten die Absicht gehabt, die drei Zyklen der Festspiele, sowie auch die Generalprobe anzuhören; so war für die ganze Zeit eine große Wohnung gemietet, die außer zwei Schlafzimmern einen Salon und ein Arbeitskabinett für meinen Bruder enthielt. Es war eigentlich sehr unüberlegt von uns gewesen, meinem Bruder diesen Bayreuther Aufenthalt mit mindestens zwölf Theaterabenden zuzumuten. Ich begreife es heute noch nicht, daß der Augenarzt dies nicht auf das strengste verboten hatte. Aber wie ich schon früher sagte, es sind die Leiden meines Bruders damals falsch beurteilt und Ursache und Wirkung verwechselt worden. Wir nahmen damals an, daß das Augenleiden Folge von unbestimmbaren Magen- und Nervenleiden wäre, während wir es jetzt als die Hauptsache für seinen sich verschlechternden Gesundheitszustand betrachten müssen. Doch darf man nie vergessen, daß für meines Bruders sensible Natur die seelischen Leiden und Erschütterungen, wie sie die Verhältnisse zu seinen Freunden und die Wandlungen seiner Überzeugungen und Ideale mit sich brachten, viel schmerzlicher und härter zu ertragen waren als körperliches Unwohlbefinden.

Als ich in Bayreuth den Tag vor der ersten Generalprobe ankam, war Fritz schon abgereist. Ich war tief erschüttert, denn ich fühlte deutlich, daß sich hier irgendetwas Schweres und Großes für meinen Bruder entschieden hatte. Ich erinnere mich, daß ich bei Fräulein von Meysenbug einen ganzen Morgen bitterlich weinte, sie verstand aber nicht recht, warum ich so unglücklich war. Am folgenden Tag erhielt ich aus Klingenbrunn, bei Regen im Bayerischen Wald, einen Brief von meinem Bruder:

„Liebste Schwester, hoffentlich bist Du in Bayreuth und findest dort gute Menschen, die für Dich sorgen, nachdem ich von dort verschwunden bin. Ich weiß ganz genau, daß ich es dort nicht aushalten kann, ja eigentlich hätten wir es vorher wissen sollen! Denke nur, wie vorsichtig ich bisher leben mußte, die letzten Jahre. Ich fühle mich von dem kurzen Aufenthalte dort so ermüdet und erschöpft, ich komme gar nicht wieder recht zu mir. . . . Der Ort ist sehr gut, tiefe Waldung und Höhenluft wie im Jura. Hier will ich bleiben, zehn Tage vielleicht, aber nicht wieder über Bayreuth zurückkehren.... Also sehen wir uns in diesem Jahre vielleicht nicht wieder! Wie doch die Dinge laufen! Ich muß alle Fassung zusammennehmen, um die grenzenlose Enttäuschung dieses Sommers zu ertragen. Auch meine Freunde werde ich nicht sehen; es ist alles jetzt für mich Gift und Schaden."

Fritz brachte ungefähr zehn Tage in Klingenbrunn zu, in den Wäldern umherwandelnd und eifrig schreibend. Es entstanden die ersten Aufzeichnungen zur „Pflugschar", aus der später vieles in „das Menschliche, Allzumenschliche" übergegangen ist. Die „Pflugschar" enthält die Grundideen der neuen Denkungsweise meines Bruders. Hier drückt er zum ersten Male in klaren, deutlichen Worten aus, was sich seit langen Jahren in ihm vorbereitet hatte: den ganzen Umschwung seiner bisherigen Meinungen.

Was ihn nun doch veranlaßte, als ein Neuer und Ver-

änderter nach Bayreuth am Tage vor dem Beginn des ersten Zyklus zurückzukehren, kann ich jetzt nicht mehr genau feststellen. Wenn ich mich einiger späterer Äußerungen richtig erinnere, so scheint es, daß er sich auch in Klingenbrunn noch nicht zu überzeugen vermocht hatte, daß für ihn in Bayreuth alles zu Ende sei. Die Sehnsucht trieb ihn zurück, die Sehnsucht nach der dionysischen Musik, die ihm früher aus den Wagnerischen Schöpfungen entgegenklang. Er hätte so gern den alten Zauber auf sich wirken lassen! — Unsere Neigungen und Abneigungen haben nicht das gleiche Tempo, wie unsere Erkenntnis, manchmal eilen sie der letzteren voraus, aber viel öfter vermögen sie nicht dem schnellen Lauf der Erkenntnis zu folgen. Mein Bruder sagt einmal von sich im Gleichnis: „die ausgeschlüpfte Seidenraupe schleppt noch eine Zeit lang ihre Puppe nach sich", — so konnte auch er sich erst sehr allmählich von seiner Vorliebe und Zuneigung für die Wagnerische Musik trennen. Was aber auch die Veranlassung zu seiner Rückkehr gewesen sein mochte, jedenfalls war er plötzlich da und hörte mit größtem Interesse und einigem Staunen den Erzählungen meiner Erlebnisse zu.

Während der Tage, als ich allein in Bayreuth war (Freunde nahmen mich unter ihren Schutz), hatte ich in der Tat wunderbare Dinge erlebt, wunderbar, weil alles so ganz anders kam, als man zuvor gedacht hatte. König Ludwig von Bayern hatte sich für die Generalproben angesagt; sie sollten für ihn allein aufgeführt werden, da er ganz incognito auf der Eremitage wohnen und sich außer Wagner niemand zeigen wollte. Schließlich wurde es einigen wenigen gestattet, auf den zwei ersten Bänken des amphitheatralischen Zuschauerraumes, die von der Fürstenloge kaum zu sehen waren, dem „Rheingold" beizuwohnen. Ich gehörte zu diesen Glücklichen. Wir warteten zwei Stunden lang im tiefdunklen Raum auf die Ankunft des hohen Herrn. König Ludwig, der die Nacht zum Tag

und den Tag zur Nacht machte, hatte so gut geschlafen, daß man ihn nicht zu wecken wagte. Er war die Nacht zuvor um zwei Uhr angelangt, kurz vor Bayreuth bei einem Wärterhäuschen ausgestiegen, wo ihn Wagner begrüßte, den er dorthin befohlen hatte und auch noch mit nach Schloß Eremitage nahm. Dort hielt ihn der König, im Park mit ihm herumwandelnd, in liebenswürdigen Gesprächen noch über zwei Stunden fest, was wir für die 63 Jahre des Meisters nicht ganz geeignet fanden.

Die Generalproben gelangen ausgezeichnet; wenn ich mich recht erinnere, so waren die Eingeweihten der Meinung, daß sie zu den besten Aufführungen der Festspiele gehörten. Besonders schön ist mir der „Siegfried" in der Erinnerung geblieben. Man empfand dabei so wohltuend, daß das arme mißratene Tier, der Drache, nicht persönlich auftrat, sondern Siegfrieds Kampf in der Höhle stattfand, wodurch die ganze Szene einen außerordentlich schönen und geheimnisvollen Eindruck machte.

Über die Aufführung des Rheingold am ersten Abend hatte sich auch König Ludwig sehr befriedigt ausgesprochen und nur auszusetzen gehabt, daß die Musik in dem ganz leeren Hause etwas hohl geklungen habe. Er befahl deshalb, man solle eine Abteilung Soldaten in das Festspielhaus schicken, um den Raum zu füllen. Das war den Bayreuthern doch zu bitter, und so machte sich der Verwaltungsrat der Festspiele auf, eine Audienz beim König nachzusuchen. Mit beweglichen Worten schilderten die Herren, daß die Bayreuther mit Aufnahme von Künstlern und auch sonst sich vielfach verdient gemacht hätten, außerdem wäre die Stadt voll von begeisterten Fremden, der König möchte doch gnädigst erlauben, daß die Bayreuther mit ihren Gästen anstatt der Soldaten den Zuschauerraum während der Generalproben füllten. Man erzählte sich, daß der König sehr liebenswürdig gewesen sei und in Gnaden die Erfüllung der Wünsche des Verwaltungsrats

gewährt habe. Nur war den Herren noch besonders gesagt worden, man dürfe durchaus nicht vergessen, daß der König diesmal incognito in Bayreuth sei, jede Ovation und alles neugierige Schauen nach der Fürstenloge sei deshalb zu vermeiden. So ging die Walküre vor einem so wunderbar gemischten Publikum in Szene, wie ich es nie wieder erlebt habe. Es saß alles, was sonst die Mode, der Geldbeutel, vor allem die Bildung in verschiedene Ranglogen, Galerie usw. „frech geteilt", in traulichster Nähe beieinander. Gewiß war auch mancher begeisterte Zuhörer in der Zuschauermenge, aber im ganzen konnte man doch, wenn man die „Masse" der Hauswirte und -wirtinnen sah und sprechen hörte, ein beklemmendes Gefühl nicht unterdrücken. Man sagte sich zum Trost, daß das noch nicht die richtigen Zuschauer seien. Zuweilen erhob sich ein Mitglied des Verwaltungsrats und ermahnte die lärmende Menge mit eindringlichen Worten, nicht nach der Fürstenloge zu schauen, sondern die ganze Aufmerksamkeit der Bühne zuzuwenden. Als sich aber der Raum verdunkelte, die Musik begann und wie ein elektrischer Schlag die Kunde durch den Raum ging: der König kommt — da starrte so ziemlich das ganze Haus hingebungsvoll nach der verbotenen Seite. Man erzählte sich, der sensitive König sei, peinlich berührt, zurückgewichen; jedenfalls wurde es darauf stockdunkel im Zuschauerraum, sodaß selbst der Neugierigste in dieser Richtung nichts mehr erspähen konnte; da erst wandten sich die Blicke der Bühne zu. Besser waren die nächsten Abende in bezug auf das äußere Dekorum. Allmählich überwog der Typus des begeisterten Fremden unter den Zuschauern; und wir ehrten das Incognito des Königs, obgleich wir von dem lebhaften Wunsch durchdrungen waren, dem größten Wohltäter Wagners unsre Huldigung und unsern leidenschaftlichen Dank darzubringen. Wir wurden vertröstet, daß König Ludwig zum dritten Zyklus der Festspiele nicht als Privat-

mann, sondern als König wiederkehren wolle und wir da seines Anblickes froh werden könnten.

Zum ersten Zyklus kam unser lieber alter Kaiser Wilhelm. Im einfachen Zivil, freundlich nach allen Seiten grüßend, fuhr er in Bayreuth ein; sein würdiges gütiges Aussehen gewann alle bayrischen Herzen, und wir Preußen waren wirklich stolz; selbst mein Bruder war von den herzlichsten, patriotischen Empfindungen beseelt. Der Empfang des Kaisers war von allen Seiten, auch von den Bayern, ein außerordentlich warmer und lebhafter. Überall prangten die W's; aber die unbelehrten fanatischen Wagnerianer glaubten, es gälte Wagner und fanden das so in der Ordnung. Infolge der Anwesenheit des Kaisers brach in den nächsten Tagen in Bayreuth eine Hungersnot aus; denn die ganze Umgegend in weitester Ausdehnung pilgerte nach Bayreuth, um den greisen Helden zu sehen. Den einen Tag war es uns und unsern Freunden unmöglich, irgendwo ein Mittagessen zu erlangen, und die Baronin E. v. W. erzählte mir späterhin, daß sie bei einem Besuch Frau von Schleinitz angesichts eines Schwarzbrots mit Blutwurst, des einzigen Eßbaren, was die Dienerschaft hatte auftreiben können, gefunden hätte. In den langen Pausen der Festspiele gab es in dem Restaurant „Albert" Szenen, die in der Tat recht deutlich zeigten, wie nahe der Mensch dem Tiere steht, — so gierig und heißhungrig stürzte die Menge nach dem Buffet.

Auch im Festspielhause war Kaiser Wilhelm der Gegenstand der begeistertsten Huldigungen. Er erschien pünktlich und bezeugte seinen Beifall durch liebenswürdiges Klatschen, aber es wurde allgemein bezweifelt, daß ihm die Aufführungen wirklich gefallen hatten. Nein, Wagners Opern waren nicht nach seinem Sinn, Carmen gefiel ihm besser, und das war vielleicht kein übler Geschmack. Übrigens war der Kaiser nur auf das dringende Zureden der Frau von Schleinitz gekommen. Diese ausgezeichnete Frau

hatte ihn zu überzeugen vermocht, daß die Bayreuther Festspiele ein nationales Fest seien; so hielt er es für seine Pflicht, dort zu erscheinen. Er kam am 12. August an und reiste am 14. August nachts wieder fort, um sich zu den Manövern zu begeben. Leider waren diese beiden Kaiservorstellungen die am wenigsten geratenen. Nichts klappte und mehrere Verwandlungen mißrieten vollständig. Das eine Mal sollte, wenn ich nicht irre, Walhall zauberisch im Hintergrund emporsteigen, anstatt dessen sah man einen dunklen Raum, in dessen Mitte der dirigierende Maschinist in Hemdärmeln dastand (es war furchtbar heiß!); dieser Anblick war nicht schön.

Es wurde damals viel davon gesprochen, Wagner habe auf eine Aufforderung des Kammerherrn zum Kaiser zu kommen, geantwortet: „Ich bitte mich bei Sr. Majestät zu entschuldigen, ich bin zu müde." Der Kammerherr verbeugte sich und ging, kam aber gleich wieder zurück: „Sr. Majestät bittet Herrn Wagner zu kommen." „Ist es ein Befehl?" fragte Wagner. Der Kammerherr bejahte es. „Ich gehorche dem Befehl," antwortete Wagner.

Man hat Richard Wagner diese Szene als ein Übermaß von Stolz und Überhebung ausgelegt — das ist aber ganz falsch! Wagner war an jenem Abend wirklich unglücklich und tief erregt über das Mißlingen dieser Aufführung (so erzählte mein Bruder), und in dieser Stimmung wurde von ihm verlangt, vor Sr. Majestät zu erscheinen und sich loben zu lassen — das war doch sicherlich eine harte Zumutung. Wagner war sich durchaus bewußt, daß er in der Festrede am 22. Mai 1872 versprochen hatte: „So weit das künstlerische Vermögen der Gegenwart reicht, soll Ihnen im szenischen wie im mimischen Spiel das Vollendetste geboten werden", und dieses Versprechen wurde an jenen ersten Festspielabenden in Hinsicht auf die Verwandlungen und manches andere nicht erfüllt. Daß dies im allgemeinen nicht auffälliger bemerkt wurde, lag

an dem wunderbaren, geradezu idealen Orchester und an der Beschaffenheit des überwiegenden Teils der Zuschauer, die sich mehr für die schmeichelhafte Anwesenheit des Kaisers, als für die Vollkommenheit der Aufführungen zu interessieren schienen.

Und nun gedenke ich noch einmal des Zuschauers in Bayreuth, von dem sich mein Bruder zuvor eine so ideale Vorstellung gemacht hatte; er schreibt in seiner vierten „Unzeitgemäßen Betrachtung“: „In Bayreuth ist auch der Zuschauer anschauenswert, es ist kein Zweifel. Ein weiser betrachtender Geist, der aus einem Jahrhundert ins andere ginge, die merkwürdigen Kulturregungen zu vergleichen, würde dort viel zu sehen haben; er würde fühlen müssen, daß er hier plötzlich in ein warmes Gewässer gerate, wie einer, der in einem See schwimmt und der Strömung einer heißen Quelle nahe kommt: aus anderen, tieferen Gründen muß diese emporkommen, sagt er sich, das umgebende Wasser erklärt sie nicht und ist jedenfalls selber flacheren Ursprungs. So werden alle die, welche das Bayreuther Fest begehen, als unzeitgemäße Menschen empfunden werden: sie haben anderswo ihre Heimat, als in der Zeit und finden anderwärts sowohl ihre Erklärung als ihre Rechtfertigung.“

Ach! wo waren diese Zuschauer? — Werden die hervorragenden Menschen zwischen der Heerde auch zur Heerde und dadurch unsichtbar! Gerade bei dem ersten Zyklus sollten die begeistertsten Wagnerianer zugegen sein, aber mit Schrecken fühlte man: was sich hier versammelt hatte, waren hauptsächlich Leute, die für zwölf Theaterplätze 900 Mark zu geben vermochten. Natürlich waren auch einige Idealisten wie wir selbst darunter, aber sicherlich verschwanden diese Wenigen vollkommen unter den andern. Man sah die Träger und Trägerinnen großer Namen, denn die Gegenwart des Kaisers hatte eine ganze Hofgesellschaft herbeigeführt; man konnte die prachtvollsten

Toiletten bewundern, Marienbad schien eine Anzahl seiner dicken Leute, Rentiers und Bankiers samt ihren Frauen herübergesandt zu haben; auf allzu hoch gewölbten Busen prangte der üppigste Schmuck, leuchteten die kostbarsten Brillanten, auf dicken Bäuchen baumelten schwere goldene Ketten — ach! und diese Zuschauer sollten „unzeitgemäße Menschen" sein! Es war genau dasselbe Publikum, das man bei jeder Theaterpremiere sehen kann. Natürlich bemerkte man hie und da zum Trost auch einzelne ungewöhnliche Erscheinungen, z. B. die hervorragendsten Maler: Menzel, Lenbach, Meyerheim, Makart, Angely, oder interessante Musiker, wie Wilhelmj, Richter, Levy und andere. Einen besonderen Kreis mit eigener Atmosphäre schien Franz Liszt, umgeben von einem Schwarm verehrender, schmachtender Frauen zu bilden, aber auch das war kein Anblick, der zu dem kraftvollen Typus von Wagners Genius besonders gut gepaßt hätte, oder irgendwie als „unzeitgemäß" zu bezeichnen gewesen wäre. Übrigens munkelte man, daß sich Liszt wegen Wagner mit seiner Freundin, der Fürstin Wittgenstein, die Wagner abgeneigt und deshalb nicht zugegen war, überworfen habe. Sie hätte nicht gewollt, daß er bei den Festspielen anwesend sei, da er dabei nur „eine Statistenrolle spiele." Liszt habe sich aber nicht irre machen lassen und sei doch gekommen, was ihm von allen Seiten hoch angerechnet wurde.

Ich habe ein einziges Mal den Eindruck gehabt, daß in Bayreuth eine andersgeartete Menge, als das gewöhnliche vielköpfige Publikum, versammelt war. Ich machte eines Morgens einen Besuch in Wahnfried und wartete, ehe ich angenommen wurde, einige Augenblicke in dem kleinen Treppenflur, da die große Halle von Besuchern gefüllt war. Ich blickte hinein; mindestens vierzig Kapellmeister, junge Künstler und Schriftsteller warteten dort auf eine Audienz bei Wagner. (Wagner mußte Massen-

audienzen erteilen, da der Andrang der Besucher zu groß war; am ersten Festspieltag gaben 500 Menschen ihre Karten in Wahnfried ab.) Was ich in diesen wenigen Minuten sah, waren interessante künstlerische Köpfe, feine geistvolle Gesichter; die älteren Herren sprachen mit leiser gedämpfter Stimme, die jüngeren hörten mit einem schönen Ausdruck von Ehrfurcht zu. Überhaupt lag über dieser kleinen auf den Meister wartenden Menge eine ernste, weihevolle, ehrfürchtige Stimmung. Vor solchen wahrhaft künstlerischen Menschen hätte man den Ring des Nibelungen allein aufführen und den Zuschauern nachher das Recht der freien Meinungsäußerung gestatten sollen! Natürlich durften diese Zuhörer nicht nur aus verblendeten Wagnerianern bestehen, denn von diesen in der Parteizucht allzu sehr Dressierten wäre nicht viel zu lernen gewesen, wenn auch dieser Typus früher von Wagner und meinem Bruder als der „ideale Zuschauer" bezeichnet worden war.

Nun hatte uns das Schicksal auch ein Exemplar eines solchen idealen Zuschauers, der in Wagner und seinem Werk vollständig aufging, in nächste Nähe geführt; da lernten wir diesen Typus in seiner stärksten Form kennen. Er wirkte in der Übertriebenheit seiner Stimmung geradezu komisch. Wenn mein Bruder bei Tische sprach, so vergaß er beim Zuhören Essen und Trinken und versank in ein abgrundtiefes Nachdenken; er verstand Fritz so schwer und meistenteils falsch. Wenn ich ihn dann freundlich an die Gegenwart erinnerte, so sagte er gedankenverloren mit einer weltentrückten Stimme: „Ihr Bruder sprach Worte urtiefer Weisheit, da ist mir Raum und Zeit entschwunden." Inzwischen aber hatten ihm die eilig servierenden Kellner die gefüllten Teller wieder weggenommen, sodaß ich ihn auffordern mußte, noch irgend etwas zu verlangen, damit er den geistigen Genüssen nicht ganz mit leerem Magen entgegenginge. Dann meinte er: „Sie haben recht, man

muß hier seine Individualität zusammenraffen, damit man nicht im Weltwesen untergeht." So sprach er immer! — „Und das ist ein Wagnerianer par excellence", sagte Fritz mit kummervollem Blick.

Auch zu Angermann ging mein Bruder eines Abends, kehrte jedoch bald wieder mit schwermütigem Lächeln zurück. Dort war der Hauptversammlungsort der Mitglieder der Wagnervereine; das war damals eine besondere Spezies von Mensch, der mit Fäusten donnernd auf den Tisch schlug, Bierseidel drohend in die Höhe hob und überhaupt zu jeder Art schlagender Gründe bereit schien, wenn sich ein anderer die geringste abweichende Meinung von dem strengsten Wagnerkodex gestattete. Houston Chamberlain schreibt in einer Schilderung der Festspiele von 1896: „Öfters las ich von „unbedingten Anhängern von Bayreuth": diese Spezies blieb mir jedoch unauffindbar; kein Mensch räsoniert so viel, so kleinlich und so verständnislos über alles, was in Bayreuth geleistet wird, wie diese angeblichen „Anhänger"; der Fremde und der Feind empfinden fast immer mit mehr oder weniger Klarheit die Größe des Vorhabens, wenn auch weiter nichts; wer aber für den jährlichen Preis von vier Mark Mitglied des Allgemeinen Wagnervereins geworden ist, scheint sich in Bayreuth so zu Hause zu fühlen, wie ein Fisch im Teiche; für das bißchen Geld hat er zugleich mit seiner Mitgliedschaft sich ein lückenloses Verständnis eines der gewaltigsten Kunstvorhaben, von denen die Geschichte erzählt, erworben, — und bekanntlich dokumentiert sich echte Kennerschaft zunächst darin, daß man an allem und jedem herumtadelt."

Das war 1876 ganz anders! Das damalige Mitglied eines Wagnervereins erkaufte sich durch seinen Beitrag das Recht, gegen jedermann wie ein Wilder zu toben, der nicht jede Note, jedes Wort des Meisters als ein Evangelium betrachtete. Diese Leute erschienen meinem Bruder wie eine Parodie auf sich selbst.

Aber auch wir, der engere Freundeskreis, waren anders gestimmt, als wir zuvor geglaubt hatten. Gewiß, es überkamen uns zuweilen tief ergreifende Eindrücke, wir wurden durch das Orchester bezaubert, und manche Szene des Siegfried und der Götterdämmerung, zum Beispiel die Rheintöchterszene und anderes, wird ewig in seiner unerreichten Schönheit in unserer Seele leben. Aber trotzdem, in unserer großen, vielleicht allzuhoch gespannten Erwartung wurden wir enttäuscht. Wir fühlten mit innerem Unbehagen: das war nicht der Sonnenaufgang einer neuen Kunst, das war, um es kurz zu sagen: Große Oper, nichts andres. Allmählich stimmten wir uns zu den Empfindungen eines gewöhnlichen Musikfestes herunter; dabei blieb aber ein peinliches Gefühl zurück, das sich bei den Freunden in schlechten Witzen entlud. Und es gab soviel Gelegenheit zu boshaften und lächerlichen Bemerkungen. Es wäre gut gewesen, wenn wir etwas weniger von den dessus und dessous gehört hätten, aber unsere Wohnung lag mitten in der Stadt und wir waren im glücklichen Besitz eines Salons, während die andern meistens nur Schlafzimmer besaßen; so war fast immer ein plaudernder Kreis von Besuchern bei uns versammelt. Da hörten wir nun allzuviel von den Intriguen und Mißstimmungen, von Kämpfen der Künstler untereinander, von mehr oder minder passenden Liebesangelegenheiten, die in der Tat in jenem Bayreuther Sommer einen sehr günstigen Boden gefunden haben müssen, da sie wie Pilze nach der Regenzeit in wahrer Überfülle emporschossen. Noch üppiger zeigten sich alle Exzesse der Eitelkeit; ein Ausdruck kam einem beständig in den Sinn: Vanity fair! Vanity fair! Es erschienen damals so viele Leute mit dem Anspruch in Bayreuth, von Wagners ganz besonders geehrt zu werden, da sie sich irgendwie um die Wagnerische Kunst verdient gemacht hatten. Und wenn nun auch der Meister und Frau Cosima die verkörperte Gerechtigkeit gewesen wären

(wonach sie allerdings sehr wenig aspirierten), so hätten sie es doch nicht ausführen können, so und so viele Menschen ganz besonders zu ehren, das heißt jeden immer etwas mehr als den andern. So war ganz Bayreuth mit den Gefühlen gekränkter Eitelkeit erfüllt, die Luft war schwer und schwül davon — für den unbefangenen Beobachter ein sehr belustigendes Schauspiel! Frau Cosima mußte oft ganze Vormittage umherfahren, um solche gekränkte Empfindungen durch holde Reden zu beschwichtigen.

Hier möchte ich aber besonders hervorheben: mein Bruder hatte nicht die geringste Veranlassung, sich gekränkt zu fühlen. Wagner zeigte in der Tat stets das eifrigste Bemühen, ihn in jeder Beziehung zu ehren und auszuzeichnen; aber Fritz entzog sich diesen Ehrungen, wo er nur konnte, dieses laute, lärmende Lob Wagners war ihm zuwider. Übrigens fühlten beide, daß viel Unausgesprochenes zwischen ihnen lag, sie hatten keinen jener großen und tiefen Augenblicke miteinander, die meinen Bruder von neuem an Wagner hätten binden können. War ein solcher Augenblick doch vielleicht einmal sehr nahe? Ich erinnere mich, wie wir eines Morgens zu Wagners gingen und den Meister zum Ausgehen bereit im Garten fanden. Ich weiß nicht mehr genau, was Wagner sagte, aber plötzlich leuchteten meines Bruders Augen auf, — mit dem Ausdruck der gespanntesten Erwartung hing er an des Meisters Munde — glaubte er, daß Wagner sagen würde: „O Freund, das ganze Fest ist nichts als eine Farce, es ist nicht so wie wir es beide ersehnt und erträumt haben; auch meine Musik müßte etwas ganz anderes sein, ich will zur Einfachheit und zur Melodie zurückkehren!“ Gab sich mein Bruder der falschen Hoffnung hin, daß Wagner so etwas sagen könnte? Klang auch der Anfang seiner Rede so ähnlich, so zeigte die Fortsetzung sogleich den Irrtum. Das glückliche Leuchten in den Augen meines Bruders

erloſch. Nein! Wagner war nicht mehr jung genug, um gegen ſich ſelbſt Partei nehmen zu können.

Ich werde mich aber nie überreden können, daß Wagner im Innern von dieſer Bayreuther Feſtzeit wirklich befriedigt geweſen iſt. Er tat nur ſo! gerade wie wir alle: wir gebärdeten uns, als ob wir entzückt wären und hatten doch ſo manche innere Enttäuſchung zu überwinden. Ich denke, daß es einem großen Teil von uns Wagnerianern damals in Bayreuth ſo gegangen iſt wie anfangs des 19. Jahrhunderts manchem deutſchen Landeskind, das dem großen Korſen im Krieg Gefolgſchaft leiſten mußte. Man war durch die Kraft des Genies unterjocht, — man berauſchte ſich an dieſer Macht des ſtärkſten Willens, die ſelbſt den Widerwilligſten überwand und ſchließlich zur Bewunderung zwang; — im Grunde aber fühlte man, daß in dieſer Berauſchung etwas Künſtliches lag. Jedoch wir hatten dem Heerführer Treue geſchworen, und ſo erlaubten wir uns weder Kritik noch Ehrlichkeit gegen uns ſelbſt. Fritz war der einzige Aufrichtige, er empfand die tiefſte Enttäuſchung und verbarg ſie auch nicht! Mein Bruder erſchien Wagner wie das verkörperte Gewiſſen oder einer jener Genien, die feierlich mahnend nach oben weiſen. Zu deutlich fühlte Wagner, daß mein Bruder von ihm und dem Feſt ein Idealbild gezeichnet hatte, das unerreicht hoch über beiden ſchwebte, — ein bitterer Vorwurf für das Feſt ſelbſt. Auch Wagner war befangen in Gegenwart meines Bruders, nur zeigte ſich ſeine Befangenheit anders: er war lärmend und übermütig, Fritz ſchwieg.

Was hat wohl nun mein Bruder in jener Zeit wirklich empfunden? — In ſeinem Weſen lag eine grenzenloſe Enttäuſchung, das mußte ſelbſt der Fremdeſte merken; daß dieſe Empfindung ſo ſtark auftrat, erſcheint überraſchend, da wir doch aus dem vorhergehenden Kapitel wiſſen, wie er ſich ſchon lange Zeit als der zum Scheiden gerüſtete Jünger fühlte; aber der Abſchied wurde ihm bei ſeiner

innigen Liebe zum Meister so schwer und er hätte sich so gern, so unendlich gern noch halten lassen, wenn ihm nur (wie er noch *vor* Bayreuth glaubte) *etwas* Hoffnung auf eine große lebenerhöhende Kraft der Wagnerischen Kunst geblieben wäre. Jetzt aber stieg in ihm mit tiefem Schmerz nicht nur das Mißtrauen, nein die Gewißheit empor, daß in dieser Kunst nichts so sei, wie er es mit seiner Gabe der Verklärung bisher gesehen hatte.

Man hat behauptet, daß die große Enttäuschung meines Bruders mit durch das schlechte Funktionieren der Maschinen und durch das Mißlungene einiger Dekorationsstücke und Darstellungen hervorgerufen worden wäre. Richtig ist, daß manches einfach komisch wirkte, z. B. die Szene zwischen Alberich und den Rheintöchtern, wo letztere immer wie ein Karussell im Kreise herumsausten. Noch lächerlicher wirkte der Drache, dem das mittelste Stück seines Halses fehlte, sodaß der Kopf fast dicht am Rumpf saß. Wenn ich mich recht erinnere, so war dieses auch sonst recht mißglückte Tier in London angefertigt worden. Das Unglück wollte nun, daß das nachgelieferte Halsstück anstatt nach Bayreuth nach Beirut geschickt worden war und es deshalb zu den Vorstellungen nicht mehr zur rechten Zeit ankam. Aber das alles war meinem Bruder gleichgültig (zumal ich darauf hielt, daß er zumeist mit geschlossenen Augen zuhörte) oder bestärkte nur sein Mißtrauen. Er schreibt darüber:

„Am wenigsten stimme ich denen bei, welche mit Dekorationen, Szene, Maschinerie in Bayreuth unzufrieden waren. Viel zu viel Fleiß und Erfindung war darauf verwandt, die Phantasie in Fesseln zu schlagen, bei Stoffen, die ihren *epischen* Ursprung nicht verleugnen. Aber der *Naturalismus* der *Gebärde*, des *Gesanges*, im Vergleich zum Orchester!! Was für geschraubte, erkünstelte, verdorbene Töne, was für eine falsche Natur hörte man da!... Einzelne Töne von einer unglaubwürdigen

Natürlichkeit wünsche ich nie wieder zu hören; ja sie auch nur vergessen zu können (Materna)!"

Nein, dieses Bayreuther Fest entsprach in nichts jener ungeheuren Vision, die ihm vorgeschwebt, ebensowenig wie der „Ring des Nibelungen" jenen dionysischen Zauberklängen, die er zu hören gehofft hatte! Zur Erklärung, daß diese Enttäuschung gewissermaßen plötzlich kam, muß ich hervorheben, daß mein Bruder mit Wagner zwei Jahre nicht zusammengekommen war und von seinen Schöpfungen vier Jahre lang nichts wirklich aufgeführt gesehen und gehört hatte. Er hatte auf dem Klavier den „Ring des Nibelungen" eifrig studiert, aber das gab eine falsche, viel zu verfeinerte Vorstellung von der Wirklichkeit. Dazu hatte er sich seit Januar 1874 immer im stillen mit den „schrecklichen Tendenzen" Wagners auseinandergesetzt, nun überfielen ihn diese in ihrer ganzen brutalen Wirklichkeit. Er fühlte, das war keine Musik der Zukunft, sie stand nicht im Zeichen des Aufgangs sondern des Niedergangs! Das war exaltierter Rausch, entnervendes Haschisch und nichts von dionysischem überquellendem Lebensgefühl! Der Schmerz aber war zu tief, als daß Fritz darüber hätte reden können, und so befolgte er selbst die ernste Mahnung, die er im Anfang der vierten „Unzeitgemäßen Betrachtung" an seine Leser richtete: Er hüllte sich in ein tiefes „pythagoreisches Schweigen". Nur über das Orchester sprach er zuweilen und immer mit der höchsten Bewunderung: „So etwas wirst du nie wieder hören, Lisbeth," fügte er dann öfters hinzu.

Ersichtlich peinlich war es ihm, wenn die Verehrer über seine letzte Unzeitgemäße: „Richard Wagner in Bayreuth" mit ihm reden wollten. Eine fein beobachtende Dame fragte mich: „Warum hört Ihr Bruder so ungern von seiner letzten Schrift sprechen?" Als ich ihm diese Frage wiederholte, rief er aus: „Ach, die Leute sollen die alten Geschichten lassen!" „Aber," sagte ich verwundert,

„die Schrift ist gerade vor fünf Wochen erschienen.“ „Mich dünkt es fünf Jahre“, meinte Fritz. Sonst sprach er sich nicht weiter darüber aus, aber einige in dem Jahre 1878 niedergeschriebene Gedanken geben seine damaligen Empfindungen wieder.

„Der Schopenhauersche Mensch trieb mich zur Skepsis gegen alles Verehrte, Hochgehaltene, bisher Verteidigte (auch gegen Griechen, Schopenhauer, Wagner), Genie, Heilige, Pessimismus der Erkenntnis. Bei diesem Umweg kam ich auf die Höhe mit den frischesten Winden. — Die Schrift über Bayreuth war nur eine Pause, Zurücksinken, ein Ausruhen. Dort ging mir die Unnötigkeit von Bayreuth für mich auf.“

„Mein Gemälde Wagners ging über ihn hinaus, ich hatte ein ideales Monstrum geschildert, welches aber vielleicht imstande ist, Künstler zu entzünden. Der wirkliche Wagner, das wirkliche Bayreuth war nur wie der schlechte allerletzte Abzug eines Kupferstichs auf geringem Papier. Mein Bedürfnis, wirkliche Menschen und deren Motive zu sehen, war durch diese beschämende Erfahrung ungemein angereizt.“

Wir hatten zu dem zweiten Zyklus der Festspiele unsere Plätze an Verwandte abgegeben, da die Aufführungen doch außerordentlich angreifend waren. Ich erinnere mich nun des Rheingold-Abends, als uns unsere Gäste verlassen hatten, die Leute auf der Straße lärmend nach dem Festspielhaus hinauszogen, die Wagen vorbeirasselten und langsam zurückkehrten und sich endlich eine tiefe Stille über Bayreuth lagerte. Wir plauderten über meines Bruders Aufenthalt in Italien und daß wir bei seiner Rückkehr nicht in Basel selbst, sondern in Arlesheim wohnen wollten und noch manches andere; aber wir sagten kein Wort über Wagner und die Festspiele. Beim Tee, als sich draußen die Stille ganz seltsam bemerkbar machte, meinte ich doch: „Wie sonderbar das alles ist, daß

wir an einem Festspielabend in Bayreuth so allein zu Hause sitzen." „Das ist die erste gute Stunde, die ich hier verlebt habe," sagte Fritz mit einem merkwürdigen Ausdruck. „Fritz," sagte ich stockend, „es war doch viel schöner, als du die Sachen auf dem Klavier spielteſt und wir uns alles so herrlich dazu vorstellten, wie es werden würde." „Natürlich war es schöner," meinte Fritz traurig und schwieg dann lange, lange Zeit.

Ich kann nicht behaupten, daß Fritz in jenen Wochen in Bayreuth körperlich leidend gewesen sei, er hatte sogar verhältnißmäßig wenig Kopfschmerzen; um ihn aber zu entschuldigen, daß er so selten zu Wagners kam, gebrauchten wir öfters den Vorwand, zu sagen, daß er unwohl wäre. Gewiß, er litt tief und schmerzhaft, aber in ganz andrer Weise als wie wir sagen mußten. Alle diese Unwahrheiten und Unklarheiten verstimmten ihn. Er wollte auch durchaus nicht länger bleiben, obgleich er sich in eine außerordentlich reizende und liebenswürdige Pariserin von Herzen verliebte, die aber leider schon verheiratet war. Indessen auch das hielt ihn nicht länger zurück, und so schied er eines Tages mit seinem rührend melancholischen Lächeln für immer aus jener oberfränkischen Stadt, in der er so Schmerzliches erlebt hatte. „Ach Lisbeth, das war nun Bayreuth!" sagte er kummervoll beim Abschied, — seine Augen waren mit Tränen gefüllt.

Man ahnt seine Empfindungen, wenn man die nachfolgenden Aufzeichnungen liest: „Mein Fehler war der, daß ich nach Bayreuth mit einem Ideal kam: so mußte ich denn die bitterste Enttäuschung erleben. Die Überfülle des Häßlichen, Verzerrten, Überwürzten stieß mich heftig zurück." „Ich habe hoch über Wagner die Tragödie mit Musik gesehen — und hoch über Schopenhauer die Musik in der Tragödie des Daseins gehört."

Wir blicken hier am Schluß dieses Buches noch einmal auf den großen Lebensabschnitt von 1844—1876, der darin geschildert ist, zurück. Will man ein Epitheton dafür finden, so kann es nur das Wort „glücklich" sein. Mein Bruder bezeichnet sich selbst 1874 Malvida von Meysenbug und anderen gegenüber als „Glücksprinz" und an Rohde schreibt er damals: „Ich sehe einem Glücklichen so ähnlich als ich überhaupt weiß, was Glück ist." Sehr hübsch faßt er in einem Brief August 1875 an Dr. Karl Fuchs, der sich über eine Reihe Mißerfolge beklagte, seine eignen Lebenserfahrungen zusammen, wie die guten Zufälle ungerufen, gerade zur rechten Zeit immer zu ihm gekommen wären. „Es kam mir so vor, als ob eine gewisse feurige Pressiertheit, ein Nicht-warten-wollen Ihnen manchen Erfolg geraubt hat. Man soll dem Schicksal nicht merken lassen, was man will; fünf Minuten später ist es dann von selber so gutwillig, ein Anerbieten zu machen. „Bereit sein ist alles," heißt es, denke ich, bei Shakespeare. Vielleicht ist aber das, was ich hier ziemlich altklug sage, nichts als die Theorie aus einem ziemlich mit Glücksfällen besäeten Leben? Aber Sie können mir glauben, daß es ganz meiner innersten Gesinnung entspricht, eine Sache jahrelang zu hegen und mir nicht anmerken zu lassen, dann aber, wenn sie mir in den Griff kommt, sie hinzunehmen; ich war „bereit". Es kommt bei diesem „Hegen" noch nicht eigentlich zum Wunsche, es fehlt mir eben darin an Ihrem Feuer. Es ist nur wie eine Vorstellung, konditional empfunden, „es wäre für Dich beglückend, wenn —;" Sie glauben schwerlich, was für große und herrliche Vorstellungen dieser Art ich mit mir herumtrage, für welche ich plötzlich bereit sein werde."

Alle Erlebnisse dieses Buches bestätigen seine Worte von „einem ziemlich mit Glücksfällen besäeten Leben". Wir sehen ihn von frühster Jugend an umgeben von sorgender Liebe, verehrenden Freunden, wohlwollenden Er-

ziehern und Lehrern. Wir finden, daß ihm schon früh die Anerkennung der bedeutendsten Männer und mancher ungewöhnliche Glücksfall zu teil wird; in allen seinen Lebensschicksalen, ja selbst in Krankheitszeiten zeigt sich nichts Verbitterndes, sondern irgendwo ein wohltuender Ausgleich. So stand er dem Leben gewissermaßen mit einer zutraulichen Liebe gegenüber. Es hatte ihm immer zur rechten Zeit seine stillen Wünsche erfüllt.

Aber von allem, was er erlebt hatte, war ihm doch die innige Freundschaft mit Richard Wagner das wertvollste gewesen, in der Liebe und Verehrung für ihn hatte er die schönsten Jahre seines Lebens verbracht, mit ihm hatte er die höchsten Hoffnungen für die Zukunft verbunden. Man versteht deshalb, mit welch bitteren Empfindungen er Bayreuth verließ, er hatte den Glauben an Wagners Kunst verloren und alle Blütenträume und Hoffnungen seiner Jugend welkten mit dieser schmerzlichsten Erfahrung dahin. Er nahm Abschied von seinen Jugendjahren, in welchen er verehrend seinen beiden Idealen Schopenhauer und Wagner folgte und seine Freunde in seiner Begeisterung mit sich riß. Nun muß er seinen eignen Weg finden, den einsamen schweren Weg seiner Mannesjahre, den er zu seiner Vervollkommnung allein, ohne die Gefolgschaft, ja ohne die innerste Teilnahme der Freunde zu gehen verurteilt war. So senkte sich auf dieses glückliche sonnige Leben ein zuerst leichter und dann immer dichter werdender Nebel herab, in welchem es schwer war, den eignen Weg zu finden und gegen alle Einsprüche seines nach Freundschaft verlangenden Herzens festzuhalten. Es ist der harte steinige Weg zur Größe, der vor ihm liegt.

Anmerkungen und Verzeichnis der Zitate.

(W. = Nietzsche, Werke, Gesamtausgabe.
Br. = Nietzsche, Gesammelte Briefe.)

S. 3. „Immer noch" . . . W. VI 160.

„ 7 f. „Man hat mich gelehrt" . . . Fortsetzung davon siehe W. XII 197 f.

S. 18. „Ende August 1848 traf uns ein großes Unglück" usw. Es ist mehrfach die Meinung ausgesprochen worden, Nietzsches Erkrankung beruhe auf Vererbung von seiten seines Vaters. Alle, die über Nietzsches Familie gut unterrichtet waren, erstaunten sich darüber und begriffen nicht, woher diese Ansicht stammen könne. Nietzsches Mutter gab als Quelle ein Gutachten von Geheimrat Binswanger in Jena an, das er zum Zweck der Ernennung einer Vormundschaft für den erkrankten Nietzsche dem Gericht eingereicht hatte. Binswanger kannte Niemanden aus der Familie Nietzsche, und auf eine Anfrage seitens der Frau Förster-Nietzsche gab er an, daß seine Bemerkung sich einzig auf die Akten stütze, die ihm aus der Irrenanstalt von Prof. Wille in Basel übermittelt worden seien. Frau Förster-Nietzsche wandte sich darauf an Prof. Wille und erhielt folgende Antwort: „Basel d. 11. IV. 06. Sehr geehrte Frau. Die in der Basler Krankengeschichte eingetragenen Nachrichten über Ihren Herrn Bruder selig stammen der Hauptsache nach von dem verstorbenen Herrn Prof. Overbeck, der allein in Basel über den Kranken, den er von Italien in unsre Anstalt brachte, Auskunft zu geben im stande war. Eine andre Quelle waren die Angaben Ihrer Frau Mutter, als sie den Kranken besuchte und bald darauf mit sich nahm.

Hochachtungsvoll

Prof. L. Wille."

Professor Overbeck ist also die Hauptquelle für dieses falsche Gerücht. Später hat er aber selbst zugegeben, daß er eigentlich über Nietzsches Jugend gar nichts wisse. Die Erklärung von Nietzsches Krankheit als Vererbung von seinem Vater her ist eine unbegründete Vermutung. Nietzsches Mutter hat sich von Anfang an mit großer Entschiedenheit gegen diese Annahme verwahrt. Sie schreibt an Overbeck: „Betrübt habe ich mich über Prof. Binswanger's Gutachten, wonach er meines Sohnes Leiden als etwas Ererbtes hinstellte. Der Gerichtsassessor v. Dömming hatte wenigstens soviel Takt, mich zu fragen, „ob er mir es vorlesen solle oder ob ich es vielleicht lieber selbst lesen wolle", da ich bei seinen Beweismitteln immer sagen mußte „es ist ja nicht wahr", sodaß die Herren einen Nebenvermerk machen wollten — was ich aber ablehnte, da Binswanger nichts von Entgegnungen wissen zu wollen scheint, wennschon ich ihn einmal mündlich widerlegt und ihm gesagt habe, daß mein Mann infolge eines Sturzes von einer steinernen Treppe Gehirnerweichung bekommen habe."

Auch eine Verwandte Nietzscheſcher Seite spricht sich in dem Sinne aus, daß von Geisteskrankheit bei dem Vater nicht die Rede gewesen sein kann: „Von Allen, die den Vater Friedrich Nietzsches, meinen lieben Onkel Ludwig noch persönlich gut gekannt haben, bin ich, Frau Mathilde Schenk geb. Nietzsche, die einzig noch lebende Verwandte [Frühjahr 1905] ... Ludwig Nietzsche war nicht nur mein Onkel, sondern auch mein Pate. Ich habe deshalb mit ihm bis zu seinem Tode besonders in herzlicher verwandtschaftlicher Beziehung gestanden. Der Eindruck von ihm ist mir der eines höchst liebenswürdigen, feinsinnigen Mannes noch in lebhafter Erinnerung geblieben. Ein Jahr vor seinem Tode, als ich im 16. Jahre stand, habe ich ihn bei einem Besuche im Pfarrhause zu Röcken noch in voller Gesundheit und geistiger Frische angetroffen. Niemals ist mir, weder von verwandtschaftlicher Seite noch sonst von Jemanden etwas von nervösen Zufällen oder irgend welche Abnormität des geistigen Zustandes meines Onkel Ludwigs mitgeteilt worden. Bei der großen Innigkeit, die die Geschwister Nietzsche untereinander verband, wäre auch die kleinste nervöse Sonderbarkeit des geliebten Bruders besprochen und darüber beraten worden, wovon wir Kinder sicher gehört haben würden ...

verw. Frau Geh. Staatsrat Mathilde Schenk
geb. Nietzsche".

Über die Nichtigkeit aller derartigen Gerüchte wird man gut aufgeklärt durch die Feststellungen in der „Zukunft“ vom 28. Januar 1905 S. 177 f. und vom 11. März 1905 S. 429 f.

S. 20. „Ich betrachte es“ ... W. XV 14 f.
„ 21 f. „Also redete ich“ ... W. VI 232 f.
„ 22. „Gräberinsel, die schweigsame“ ... W. VI 160.
„ 22 f. „Der Anblick der Umgebung“ ... W. II 257.
„ 30. „die mehr erlebt hat“ ... W. VI 463 f.
„ 36. „Wenn ich dem Christentum“ ... W. XV 22.
„ 43. „Über 50 Jahre“ ... vgl. Nietzsche, Gedichte und Sprüche, Leipzig 1901 S. 33 ff.
S. 73. „Dort wo durch enge Pfort'“ ... vgl. Nietzsche, Gedichte und Sprüche S. 3.
S. 81. „Bis jetzt befinde ich mich“ ... Br. V 5.
„ 85. „Gloria tibi trinitas“ ... Ruhm dir, Dreieinigkeit, der alleinigen Gottheit, vor aller Zeit, jetzt und in Ewigkeit.
S. 95 f. „Indem ich dies schreibe“ ... Br. V 22 ff.
„ 98. „Ein neues Band knüpfte“ ... Deussen, Erinnerungen an Fr. Nietzsche, Leipzig 1901 S. 4.
S. 101. „Wir beschlossen damals“ ... W. IX 305.
„ 107. „Von dem Augenblicke an“ ... W. XV 39.
„ 108 f. „Noch manche andere individuelle“ ... Raoul Richter, Fr. Nietzsche, Sein Leben und sein Werk. 2. Aufl. Leipzig 1909, S. 21.
S. 109. „Wenn ich minutenlang denken darf“ ... Br. V 41.
S. 110. „jede Stärke ist schon an sich“ ... Br. V 550.
„ 113 f. „Liebe Mama!“ ... Br. V 27 f.
„ 114. „Ich kann nicht begreifen“ ... Br. V 29 f.
„ 115 f. „Liebe Mutter!“ ... Br. V 31 f.
„ 117. „Daß ich mir alles Beste“ ... Br. V 34.
„ „ „Mitunter und mehr als sonst“ ... Br. V 33 f.
„ 117 f. „Was meine Zukunft betrifft“ ... Br. V 35 f.
„ 118 f. „Das Wünschenswerteste bleibt“ ... W. XVI S. 312.
S. 120 f. „In Schulpforta war Nietzsche“ ... Zeitgeist. Beiblatt z. Berliner Tageblatt, 24. Nov. 1902.
S. 121 f. „Über meinen Aufenthalt“ ... Br. I S. 20.
„ 122. „Was aus mir geworden wäre“ ... Deussen, Erinnerungen S. 8 f.
S. 124. „Die Hand, die herzlich dargebotene“ ... Nietzsche, Gedichte und Sprüche S. 32 f.

S. 127. „I. De Megarensium Theog. aetate“ ... I. Über die Verhältniſſe in Megara zur Zeit des Theognis. Über das Leben des Theognis. II. Über des Theognis Schriften. III. Des Theognis Meinungen über die Götter, Sitten, den Staat werden einer Prüfung unterzogen.

S. 127 ff. „Montag früh begann ich“ ... Br. I 7 ff.

„ 136 f. „Noch einmal, eh' ich weiterziehe“ ... Nietzſche, Gedichte und Sprüche S. 44.

S. 141 f. „Insbeſondere wünſchte ich“ ... Br. V 61.

„ 142 f. „Witzig, geiſtreich, lebhaft“ ... Deuſſen, Erinnerungen S. 17 f.

S. 143. „Von Bonn aus“ ... Br. V 63.

„ 144 f. „Liebe Mama und Lisbeth“ ... Br. V 67 f.

„ 145 ff. „Ich ſchreibe jetzt, morgens“ ... Br. V 77 ff.

„ 147 f. „Wir verſetzen uns mitten“ ... W. IX 304 f.

„ 149. „Wir [Franconen]“ ... Br. V 92.

„ 150. „Meine liebe Mama und Lisbeth“ ... Br. V 80 f.

S. 150 f. „Das leichteſte zum Vortragen iſt“ ... Br. V 83.

S. 152. „Ich gelte hier“ ... Br. V 99.

„ 154. „gleich jedem jungen Gelehrten“ ... W. VIII 251.

S. 155 f. „Liebe Lisbeth“ ... Br. V 112 ff.

„ 157 ff. „Am Freitag den zweiten Juni“ ... Br. V 114 ff.

S. 160 f. „Meine liebe Lisbeth“ ... Br. V 122 ff.

„ 161 f. „An deinem Geburtstage“ ... Br. V 125.

„ 164 f. „Nietzſche fügte ſich zunächſt“ ... R. Richter, Fr. Nietzſche S. 24 f.

S. 166 f. „Du kannſt es Dir vielleicht erklären“ ... Frankfurter Zeitung 19. Mai 1907, 1. Morgenblatt.

S. 174. „*φιλόσοφον πάθος κατ' ἐξοχήν*“ das höchſte philoſophiſche Leiden.

S. 175. „*δυσχολία*“ Düſterkeit.

„ 180 f. „Wir ſind wieder in das Gleis“ ... bisher noch nicht veröffentlicht.

S. 183. „er hatte nicht mehr nötig, ſeine ſtrengen ſittlichen Anforderungen gegen die höhnenden Kommilitonen zu verteitigen“ ... Man hat die lautere Strenge der Lebensgrundſätze des jungen Nietzſche dadurch in Zweifel gezogen, daß man ſeine ſpätere Erkrankung durch luetiſche Infektion, die bereits während ſeiner Studentenzeit erfolgt ſei, zu erklären verſuchte. Der erbärmliche Ruhm, dieſe Hypotheſe zuerſt öffentlich vertreten zu haben, kommt dem Nervenarzt P. J. Möbius zu (Möbius: Nietzſche. Leipzig

1904 = Ausgewählte Werke Bd. 5). Seitdem taucht sie immer wieder einmal irgendwo auf. Sie gründet sich einzig auf eine angebliche Äußerung von Prof. Overbeck. Derselbe hat aber noch kurz vor seinem Tode energisch dagegen protestiert, diese Äußerung jemals gemacht zu haben. Die Frage wird an anderer Stelle auf Grund der Akten ausführlich klargelegt werden. Hier seien einstweilen nur zwei Zeugnisse beigebracht, die beredt genug für die Grundlosigkeit der Annahme sprechen. Es sind zwei an Frau Förster-Nietzsche gerichtete Briefe von Geheimrat Prof. Dr. Roscher in Dresden und dem inzwischen verstorbenen Geheimrat Prof. Dr. Wachsmuth, (vergl. „Der Tag", 14. Januar 1910):

Wurzen, den 5. März 1905.

Hochverehrte gnädige Frau!

Empfangen Sie vor Allem meinen herzlichsten Dank für die Zusendung der beiden Fr. Nietzsche's angebliche „luetische" Infektion (die vor 1870 erfolgt sein soll!) betreffenden und diese Annahme, wie mir scheint, glänzend widerlegenden Aufsätze in der „Zukunft" und in der „Jenaischen Zeitung". Da in der letzteren auch mein Name als der eines glaubwürdigen Zeugen aus Fr. Nietzsche's Jugendzeit genannt wird, so halte ich es für eine Gewissenspflicht, Ihnen hiermit ausdrücklich zu bestätigen, daß mir, der ich Nietzsche und Rohde während ihrer Leipziger Studienjahre näher treten durfte, von einer „luetischen Infektion" Nietzsches in jener Zeit auch nicht das Allergeringste jemals bekannt geworden ist. Auch ist es mir von vornherein ganz unglaublich, daß N., der in sexueller Beziehung wie ein Heiliger lebte und von allen seinen Jugendfreunden, soviel ich weiß, als solcher angesehen wurde, sich eine solche Infektion durch eine Extravaganz zugezogen habe. Der einzige Luxus, den sich der auf alkoholische Genüsse sowie auf das Rauchen fast absolut verzichtende N. gestattete, war der tägliche Besuch der Konditorei von Kintschy in der Klostergasse, wo er, glaube ich, Kaffee oder Chocolade trank und ab und an ein Stück Kuchen oder Torte aß. Von erotischen Neigungen N.'s habe ich niemals etwas bemerkt, muß vielmehr auf Grund bestimmter Beobachtungen annehmen, daß er eine geradezu unüberwindliche Abneigung gegen jede Art von Verliebtheit besessen hat. Das Gleiche wird ihnen wohl jeder der in der „Jenaischen Zeitung"

a. a. O. genannte Freunde N.'s aus jener Zeit bestätigen. Selbstverständlich habe ich nichts dagegen wenn Sie sich gelegentlich dieses meines Zeugnisses auch in der Öffentlichkeit bedienen wollen.

In ausgezeichneter Verehrung

Ihr ergebenster

(gez.) Dr. W. Roscher,

kgl. Gymnasialrektor u. o. Mitgl. d. kgl. Ges. d. Wiss. zu Leipzig.

Hochverehrte gnädige Frau!

Sie haben die Güte gehabt, mir vom Archiv aus

1. Ihre Nietzsche-Legenden

2. Herrn Peter Gast's Artikel in der „Jenaer Zeitung" zugehen zu lassen, und ich beeile mich, meinen besten Dank dafür auszusprechen. Es ist gewiß ganz besonders beklagenswert, daß Erwin Rohde nicht dazu gekommen ist, öffentlich Zeugnis für den Freund abzulegen. Ich erinnere mich sehr lebhaft der furchtbaren Explosion, mit der er einmal im Herbst 1896 losbrach, als in Heidelberg in einem kleinen Kreis von Bekannten Jemand eine Anspielung in jener infamen Richtung machte. Ich habe ihn nie so aufgeregt gesehen. Für mich hatte diese vernichtende Expectoration das schöne Nachspiel, daß er, mit mir allein nach Hause gehend, so eingehend wie sonst nie über die „weihevollen Stunden" sprach, die er in der Leipziger Studienzeit mit Nietzsche erlebt. Er als nächststehender Freund war der kompetenteste Zeuge, vielleicht der einzige, dessen Aussage in einer solchen delikaten Angelegenheit jede Möglichkeit eines Zweifels vernichtet hätte.

Übrigens darf ich hinzufügen, daß gegenwärtig, soweit meine Kenntnis reicht, in Leipzig kein Mensch an Möbius' Fiktionen glaubt, auch keiner von den Medizinern; letztere sogar am allerwenigsten, da sie ihren Kollegen genügend kennen.

In bekannter Verehrung

Leipzig, 5. März 1905. Ihr sehr ergebener

(gez.) C. Wachsmuth.

S. 183 f. „Drei Dinge sind" ... Br. I 25 f.

„ 184 f. „Grüßt alle die Bekannten" ... Nietzsches Briefe, ausgew. u. hrsg. von R. Oehler, Leipzig 1911, S. 26.

S. 186 f. „In diesem Winter" ... Frankfurter Zeitung 22. Mai 1907, 1. Morgenblatt.

S. 187. „κριτικῶς“ kritisch.
„ 188. „πίνακες“ Verzeichnisse.
„ 189. „de fontibus Diogenis Laertii“ über die Quellen des Diogenes Laertius
S. 191. „Welch herrlicher Mensch“ ... O. Crusius, Erwin Rohde, 1902, S. 175.
S. 191. „Abbate Liszt präsidierte“ ... Br. I 90.
„ 192. „Das Verhängnis kam“ ... Br. I 91.
„ 194 ff. „Täglich, ja stündlich haben wir“ ... Br. II 8 ff.
S. 196 f. „Dieser Sommer, der letzte“ ... Br. I 87 f.
„ 196 „γένοι οἷος ἐσσί“ werde, der du bist.
„ „ „ita rem egit“ usw. „Er hat das Thema derartig behandelt, daß er nicht nur der Erwartung der Fakultät genügt, sondern sie übertroffen hat. Denn aus dieser Arbeit leuchtet eine solche Fülle aus den Quellen geschöpfter Gelehrsamkeit und eine solche Feinheit gesunden und reifen Urteils hervor, die sich mit einleuchtender Durchsichtigkeit der Erörterung und echter Einfachheit des Ausdrucks verbindet, daß nicht nur die Anlage und der Fleiß des Verfassers eines besonderen Lobes würdig scheinen, sondern sich auch die Überzeugung aufdrängt, daß aus seiner Abhandlung die größte Bedeutung für die vollere und richtigere Erkenntnis der Wissenschaft selbst, insbesondere der Geschichte der griechischen Philosophen hervorgehe.“
S. 197. „συμπόσιον“ Gelage. „παράδοξον“ Paradoxon.
„ 197. „Elender Mensch“ ... Br. II 19.
„ 200. „Im Grunde sind mir“ ... Br. II 45.
„ „ „ein Buch, das unendlich mehr“ ... Br. I 97.
„ 201. „Übrigens, lieber Freund“ ... Br. II 46 f.
„ „ „übelberüchtigte Staatsexamen“ ... Br. II 48.
„ 201 f. „Heute darf ich Dir“ ... Br. II 61 f.
„ 203 f. „Jetzt, wo ich über ein“ ... Br. II 70.
„ 206. „Man spricht immer“ ... Eckermann, Gespräche mit Goethe, 12. Mai 1825.
S. 207. „Die unser Sinnen und Genießen“ ... W. IX 4.
„ 208. „Wir wollen es nicht leugnen“ ... Br. I 79.
„ 209 f. „Der vornehmste [Grund]“ ... Henri Lichtenberger, die Philosophie Fr. Nietzsches, Dresden und Leipzig 1899, S. 37 f.
S. 210. „Philologie nämlich ist“ ... W. IV 10.
„ 211. „Jetzt wo ich wieder“ ... Br. II 94.
„ 214. „Ich verneinte zum Beispiel“ ... W. XV 27 f.
„ „ „Ich bin nach Leipzig übergesiedelt“ ... Br. II 75.

S. 215. „Am Abend war" ... Br. II 84 f.
„ „ „καλὰ λίαν" sehr gut. „quinquennium" Zeitraum von fünf Jahren. „γένος σπουδογέλοιον" eine Art, in der Ernst und Scherz gemischt sind.
S. 215. „Heute Abend war ich" ... Br. II 77 f.
„ 216. „insbesondere habe ich" ... Br. II 71
„ 216 ff. Als ich gestern nach Hause" ... Br. II 85 ff.
„ 217. „mea opera" durch mein Verdienst.
„ 227. „Was ist denn eigentlich" ... aus einem ungedr. Brief an Frau Friederike Dächsel geb. Nietzsche. Vergl. Br. V 138.
S. 227. „Es ist ein großer Streich" ... Br II 123.
„ „ „ἄφιλος ἄλυρος" ohne Freund, ohne Musik.
„ 227 f. „Ich habe Dir noch nichts" ... Br. II 136 f.
„ 228. „Fridericus Guilielmus" usw. „Friedrich Wilhelm Nietzsche aus Roecken in der preußischen Provinz Sachsen, ernannt zum außerordentlichen Professor der klassischen Philologie an der Universität Basel und zum Lehrer der griechischen Sprache an dem Pädagogium derselben Stadt, ist wegen der Vorzüglichkeit der von ihm veröffentlichten Schriften zum Doktor der Philosophie und Magister der schönen Künste erwählt und durch dieses Schriftstück öffentlich erklärt worden."
S. 233. „ἄνδρωπος ἄμουσος" ein Mensch ohne Musen.
„ 233 f. „Mein lieber Freund" ... Br. I 137 f.
„ 237 f. „Gestern vor acht Tagen" ... Br. V 143 f.
„ 239. „Inzwischen könnt Ihr mir" ... Br. V 139.
„ 240. „Ich bin mir bewußt" ... vgl. W. IX 304.
„ 241. „und wie die Musen" ... W. IX 24.
„ 241 f. „Im übrigen sind die Leute" ... Br. V 150.
„ 242. „Meine Vorlesungen habe ich" ... Br. V 128.
„ 242 f. „In Basel steh ich" ... W. VIII 333.
„ 244. „Auch einem Philologen" ... W. IX 24.
„ „ „philosophia facta est quae philologia fuit" Philosophie ist geworden, was Philologie war.
S. 244 f. „Mein lieber Freund" ... Br. II 155 f.
„ 245. „Der letzte Ferientag" ... Br. II 159.
„ „ „Wie köstlich ist des gegenwärtgen Freundes" ... Goethe, Iphigenie, 4. Aufzug, 4. Auftr. (Vers 1623 ff.)
S. 245. „Ach, und wie sehr" ... Br. I 163.
„ 246. „Dazu habe ich" ... Br. I 142 f.
„ 247. „Wagner ist wirklich alles" ... Br. II 144.
„ „ „Dozent nach dem Standpunkt" ... Br. II 144.

S. 247 f. „Ich empfinde recht deutlich“ ... Br. V 150.
„ 248. „Man ist in Tribschen“ ... Br. V 151.
„ „ „Übrigens habe ich auch“ ... Br. II 167.
„ „ „kam gerade in der Nacht“ ... Br. II 161.
„ 257. „Hier, wo ich von den Erholungen“ ... W. XV 37.
S. 258. „Hier nun in Basel“ ... Br. II 143.
„ „ „Ich bin mit meiner akademischen“ ... Br. II 157.
S. 259. „Ich lese am Pädagogium“ ... Br. II 143.
S. 261. „Nähere Beziehungen“ ... Br. II 144.
„ 263. „Wir haben so heiter noch“ ... Br. V 188.
„ 267. „Selbstverständlich machte er“ ... mündliche Äußerung von Prof. Rückert in Freiburg.
S. 269 f. „Meine Hilfstätigkeit“ ... ein noch nicht veröffentlichter Brief Nietzsches an Richard Wagner.
S. 271. „Ich habe mit wahrer Begierde“ ... Br. I 174 f.
„ „ „Man darf nicht mehr“ ... Br. I 177.
„ 272. „Ich habe jetzt die besten“ ... Br. II 192.
„ 273. „Wenn ich jetzt noch einige“ ... Br. II 196.
„ 274. „Von der Art, wie so ein Buch ... Br. II 288.
S. 275. „Er bietet uns in jenen Tagen“ ... Leo Berg: Zwischen zwei Jahrhunderten. Frankfurt a. M. 1896. S. 5 f.
S. 279 f. „Sie haben sich mir einmal“ ... nur in der großen Biographie nach einem Entwurf gedruckt. Biographie II 58 f.
S. 281 f. „Über den Kampf der Nationen“ ... Br. I 181.
S. 282. „Ich danke Dir noch einmal“ ... Br. I 187.
„ 284. „Am nächsten Montag Abend“ ... Br. I 193.
„ 284. „χαίρετε δαίμονες“ seid gegrüßt, Dämonen!
„ 285. „Heute wurde ich recht“ ... Br. I 194 f.
„ 286. „Der ganze letzte Dir noch“ ... Br. II 276.
„ 287 f. „Ich war der Erste, der,“ ... W. VIII 170 f.
„ 288 f. „Apollinisch zu werden: das heißt“ ... W. XVI 387 f.
S. 289. „Sie leiden im höchsten Grade“ ... W. XIV 112.
S. 289. „Seliges Volk der Hellenen!“ ... W. I 172.
„ 291. „Hans von Bülow“ ... Br. II 305.
„ 293 f. „Im Jahre 1872 in Florenz“ ... Neue Freie Presse 16. u. 17. Juni 1893.
S. 294. „Freund, Freund, Freund“ ... Br. II 317.
„ 295. „Jetzt aber, wo wir wie zwei“ ... Br. II 308.
„ „ „Salve Friderice care amice professor te salutat,“ Sei gegrüßt Friedrich, teurer Freund, der Professor grüßt Dich!

S. 296. „Vorigen Sonnabend war trauriger“ ... Br. I 210.

S. 296. „Die unvergleichlichen Tage der“ ... W. XV 75.

S. 297. „Wem wären aber die wunderlichſten“ ... Richard Wagner: Geſammelte Schriften u. Dichtungen. 2. Auflage. Leipzig 1888. Bd. IX S. 334.

S. 297. „Ich glaube doch, es waren“ ... Br. I 237 f.

„ 298. „In einer Pauſe der Generalprobe“ ... Neue Freie Preſſe 16. u. 17. Juni 1893.

S. 298. „Ach, mein Freund, wir wiſſen“ ... Br. I 212.

S. 299. „Der Freund Richard Wagners, der Nietzſche“ ... W. IX S. XIV.

S. 300 f. „Siehſt Du, mein lieber, lieber Freund“ ... Br. II 319.

S. 301. „*κελαινοῦ κύματος πικρὸν μέλος*“ der ſchwarzen Woge heftige Wucht.

S. 301. „Heute ſchreibe ich Dir nur“, ... Br. II 321.

„ „ „*μελιτόεσσα εὐδία*“ liebliche Heiterkeit.

„ 301 f. „Wenn ich auf den Geſamtklang“ ... W. XI 118.

„ 303. „in das alte vertraute“ ... Br. II 347.

„ 304 ff. „Samstag. Mit einem Basler Ehepaar“ ... vgl. Br. V 250 ff.

S. 306 f. „Hierher an die Paßgrenze“ ... Br. I 221.

„ 307. „Meine liebe Lisbeth, nun,“ ... Br. V 255.

„ 309 f. „Nun aber genug und übergenug“ ... Erwin Rohde: Afterphilologie ... Leipzig 1872 S. 44 f.

S. 310 f. „Nun deine Schrift“ ... Br. II 354 f.

„ 311 f. „Sie haben gewiß noch nicht“ ... Br. III 414.

„ 313. „Wir ſcheiden von der Abhandlung“ ... Verfaſſer und Zeitſchrift, in der dieſe Beſprechung erſchienen, konnte nicht mehr ermittelt werden. Vgl. Biogr. II 96.

S. 313. „Meinem Buche wird es“ ... Br. I 205 f.

„ „ „Im übrigen habe ich den Glauben“ ... Br. I 205.

S. 314. „Wie wurmſtichig und durchlöchert“ ... W. XI 117 f.

S. 314. „Damals glaubte ich, daß die Welt“ ... W. XI 117.

S. 315. „Die Übertragung der Muſik“ ... W. XIV 367.

„ „ „Wie ſchade, daß ich,“ ... W. I 5.

„ 315 f. „Aber es gibt etwas“ ... W. I 11.

„ 316. „Ein ungeheurer Ernſt“ ... Br. II 285.

„ 317. „Man muß nur etwas Gutes“ ... W. XI 154.

„ 318. „Was iſt Bildung?“ ... W. IX 434.

S. 318. „Zu leben und zu wirken“ ... W. IX 434.
„ 322. „Ich träume eine Genossenschaft“ ... W. X 420 f.
S. 324. „Mein jetziger ist ganz verbraucht“ ... Br. V 244.
S. 326. „Der Auszeichnung des schöneren Geschlechtes“ ... und „So erschien er in Basel“ ... Deutsche Rundschau H. 6. März 1893 S. 403. Nachher in Buchform erschienen: Ludwig Stein, Fr. Nietzsches Weltanschauung und ihre Gefahren. Berlin 1893.
S. 328. „In den sieben Jahren“ ... W. XV 15.
„ 329. „In mir drängen sich jetzt“ ... Br. II 348.
„ 329 f. „Übrigens danke ich Dir, liebe Lisbeth“ ... Br. V 275.
S. 330. „Nach Bayreuth bringe ich“ ... Br. I 238 f.
„ 330 f. „Die historische Darstellung“ ... W. X 501.
„ 332. „Den zweiten Ostertag“ ... Br. II 407.
„ 333. „Meine Desperation wegen Bayreuth“ ... W. X 507.
S. 333. „Spannung der Empfindung“ ... W. XI 119.
„ 334. „Kultur ist vor allem Einheit“ ... W. I 183.
„ „ „Gerade in dem umfassenderen“ ... W. I 183.
„ 335. „Nun winken neue Pflichten“ ... Br. I 180.
„ „ „Der Deutsche ist prachtvoll“ ... noch nicht veröffentlicht.
S. 336 ff. „Nietzsche hat im letzten Semester“ ... Diese Briefe von Gersdorff sind sonst noch nicht veröffentlicht.
S. 340 f. „Die vier Unzeitgemäßen sind“ ... W. XV 68.
S. 341 ff. „Von diesen vier Attentaten“ ... W. XV 69 ff.
S. 343. „Gestern hat man in Ludwigsburg“ ... Br. I 267.
S. 344. „Meine Kriegspraxis ist“ ... W. XV 21.
„ 346. „Es waren ruhige und gute Tage“ ... Br. V 284.
S. 347. „Die zweite Unzeitgemäße“ ... W. XV 68.
„ 347 f. „Er mußte sich Luft machen“ ... W. X 508.
„ 350. „vielleicht noch die einzige Manier“ ... Br. V 292.
S. 350 f. „Lieber getreuer Freund,“ ... Br. I 269 f.
„ 351. „Ich muß durch meinen letzten Brief“ ... Br. I 275.
S. 351. „Meine Schwester ist bei mir“ ... Br. I 276.

S. 351 f. „Inzwiſchen habe ich meine“ ... Br. I 275.
„ 352. „So begabte Weſen“ ... W. XI 77.
„ „ „Erſt glauben wir einem Philoſophen“ ... W. X 317 f.
S. 353. „Das größte Pathos erreichte ich ... W. XI 120.
S. 353. „Ich bin ferne davon zu glauben“ ... W. X 317.
S. 356. „Liebſter Freund, ich erfahre“ ... Br. II 462.
„ 357 f. „Die moraliſche Energie ward“ ... Lichtenberger: Die Philoſophie Fr. Nietzſches. 1899. S. 8 f.
S. 358 f. „Meine liebe gute Mutter“ ... Br. V 297.
„ 359. „Es war eine ſchwere Zeit“ ... Br. I 267 f.
„ 359 f. „Es iſt gewiß ein hohes Glück“ ... Br. III 466 f.
S. 361. „Die dritte Unzeitgemäße wandert“ ... aus einem ungedruckten Brief an die Schweſter Nietzſches.
S. 362. „Als ich Schopenhauer gleich meinem Erzieher“ ... W. XI 378.
S. 362. „Ich gab Ihnen in Luzern“ ... Br. V 501.
„ 362 f. „Schopenhauer dagegen hatte“ ... W. I 473.
„ 363. „Das alles kannſt Du gedruckt“ ... Br. V 310.
„ „ „Ach wir Einſamen und Freien“ ... Br. V 309 f.
S. 364 f. „Die ganze Schopenhauerſchrift“ ... Band IX der von Dr. Kögel beſorgten 1. Ausgabe von Nietzſches Nachlaß S. XXXVII f.
S. 366 f. „Im nächſten Winter [1874/75]“ ... Neue Freie Preſſe, 2. Sept. 1907.
S. 368. „Zwar habe ich ungefähr 40 Seiten“ ... Br. I 317.
S. 368. „Keine Zeile der Unzeitgemäßen Nr. 4!“ ... Br. I 321.
S. 369. „Lege Dir dieſe ungeheuerliche Geſchichte“ ... Br. II 494.
S. 369 f. „Es ging leidenſchaftlich traurig“ ... Br. I 312.
„ 370. „Romundts Buch“ ... Br. V 466.
„ 375. „Mein lieber Freund, ich ſchreibe nicht!“ ... Br. II 496 f.
S. 375 f. „Ich bin über dieſe Wendung“ ... Br. I 329.
„ 377 f. „Sie glauben nicht, in welchem“ ... Br. I 344 f.
S. 378. „Unſere Entſchließung“ ... Br. V 326.

S. 378 f. „Der Gegensatz der religiösen“ ... Bonner Zeitung, 30. Juli 1911.
S. 379. „mit Frau Aja“ ... Deussen, Erinnerungen. S. 15.
S. 379. „daß ihr kleines Haus am alten Stadtgraben“ ... Zukunft 12. Jan. 1907 (vgl. Bonner Zeitung, 30. Juli 1911).
S. 380. „Mein Leiden ist erkannt“ ... Br. I 335.
„ 380 f. „Wie mir's geht“ ... Br. I 340 f.
„ 381. „Ich habe hier keinen Menschen“ ... Br. II 503 f.
S. 381. „Überall Desperation!“ ... Br. II 505.
„ 382. „Mit einer Bosheit beginne ich“ ... W. VI 254.
S. 382. „Frühmorgens beim Anbruch“ ... W. XV 43.
„ 384. „Zum Glück, wie wenig genügt“ ... W. VI 402.
„ „ „Also inzwischen habe ich“ ... Br. I 351 f.
„ 385. „In den seltensten Stunden“ ... Br. II 488.
„ 385 f. „Allmählich will ich mir schon alles“ ... Br. I 361.
S. 387. „Aus Steinabad mit guten Hoffnungen“ ... Band X der von Dr. Kögel besorgten 1. Ausgabe von Nietzsches Nachlaß, Nachbericht. S. 473.
S. 389. „Bis jetzt kein neuer Anfall“ ... Br. I 365 f.
„ 390. „Mein Vorrecht ist“ ... W. XV 46 f.
„ „ „ich kann endlich sagen“ ... Br. I 367.
„ 391. „Ein anderes Mal soll es heiterer“ ... Br. I 375.
S. 394. „Geheiratet wird nicht“ ... Br. I 378.
„ „ Es scheint wirklich, daß die Unheimlichkeit“ ... Br. I 377.
S. 395. „Noch habe ich nicht die definitive Erlaubnis“ ... Br. I 377 f.
S. 397. „Ich habe drei Generationen“ ... W. XV 75.
„ 398. „über dem Bilde dieses Lebens“ ... W. XI 379.
„ „ „Übrigens fühle ich mich“ ... Br. II 276.
„ „ „Ein Psychologe dürfte noch“ ... W. XV 66.
„ 399. „Ich habe mit Wagner“ ... Br. II 285.
„ 401 f. „Von dem Meister“ ... Br. I 235 f.
„ 404. „Pocht das starke Männerherz“ ... Br. II 419.
„ 404 ff. „Also ich war von Mittwoch“ ... Br. I 253 ff.
„ 406 f. „Um die intensive Nichtbeachtung“ ... H. St. Chamberlain: Richard Wagner. 3. Aufl. München 1904, S. 475.

S. 407. „Mein Befinden“ ... Br. III 461.
„ 408 f. „Über Bayreuth gibt es“ ... Br. II 440 f.
„ 409. „Nun Bayreuth!“ ... Br. II 444.
„ „ „Anbei einiges Herrliche“ ... Br. I 294.
„ „ „Für Deinen letzten Brief“ ... Br. I 301.
„ 411. „In mir gärt jetzt sehr vieles“ ... Br. I 283.
„ 413 f. „Meine Betrachtung unter dem Titel“ ... Br. II 510 f.
S. 418. „Fast habe ich's bereut!“ ... Br. V 342 f.
„ 419. „Meine gute, liebe Schwester,“ ... Br. V 343 f.
„ 420. „Ich sehne mich weg,“ ... Br. V 345.
„ 421. „Liebste Schwester, hoffentlich bist Du“ ... Br. V 346 f.
S. 422. „Die ausgeschlüpfte Seidenraupe“ ... Ungedruckt.
S. 427. „In Bayreuth ist auch der Zuschauer“ ... W. I 498 f.
S. 430. „Öfters las ich von „unbedingten Anhängern““ ... „Zukunft“, 26. Sept. 1896.
S. 434. „Am wenigsten stimme ich“ ... W. XI 98 [berichtigt].
S. 435. „pythagoreisches Schweigen“ ... W. I 50.
„ 436. „Der Schopenhauerische Mensch“ ... W. XI 120.
S. 436. „Mein Gemälde Wagners“ ... W. XI 121.
„ 437. „Mein Fehler war der“ ... W. XI 122.
„ „ „Ich habe hoch über Wagner“ ... W. XII 214.
„ 438. „Ich sehe einem Glücklichen so ähnlich“ ... Br. II 462.
S. 438. „Es kam mir so vor, als ob“ ... Br. I 348 f.

Bonn, Februar 1912.

Dr. Richard Oehler.

Friedrich Nietzsches Werke

Taschen-Ausgabe

10 Bände. In Leinwand gebunden 50 Mark

Band I. Homer-Rede. **Die Geburt der Tragödie.** Der griechische Staat. Das griechische Weib. Musik und Wort. Homers Wettkampf. Zukunft unserer Bildungsanstalten. Das Verhältniß der Schopenhauerischen Philosophie zu einer deutschen Cultur. Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen. Über Wahrheit und Lüge.

„ II. **Unzeitgemäße Betrachtungen** incl. Wir Philologen. (1873/76).

„ III. **Menschliches, Allzumenschliches I.** Aus dem Nachlaß. (1874/77).

„ IV. **Menschliches, Allzumenschliches II.** Vermischte Meinungen und Sprüche. Der Wanderer und sein Schatten. Aus dem Nachlaß. (1877/79).

„ V. **Morgenröthe.** Aus dem Nachlaß. (1880/86).

„ VI. Die ewige Wiederkunft. **Die fröhliche Wissenschaft.** Lieder des Prinzen Vogelfrei. Aus dem Nachlaß. Dichtungen. (1871/88).

„ VII. **Also sprach Zarathustra.** Aus dem Nachlaß. (1882/85).

„VIII. **Jenseits von Gut und Böse. Genealogie der Moral.** Aus dem Nachlaß. (1885/86).

„ IX. **Der Wille zur Macht.** Versuch einer Umwerthung aller Werthe. (1884/88).

„ X. **Der Wille zur Macht** (Fortsetzung). **Götzen-Dämmerung. Antichrist. Dionysos-Dithyramben.** (1884/88).

Jeder Band ist zum Preise von 5 Mark gebunden einzeln zu haben.

Miniatur-Ausgaben

Also sprach Zarathustra

Geheftet	6 Mark
Amerikanisch Leinen	7 Mark
Grün Leder	8 Mark
Echt Pergament	8 M. 50 Pf.

Gedichte und Sprüche

Geheftet	4 Mark
Amerikanisch Leinen	5 Mark
Grün Leder	6 Mark
Echt Pergament	6 M. 50 Pf.

Kröners Taschenausgabe

Jeder Band in Leinwand gebunden 1 Mark

Epiktets Handbüchlein der Moral.

In Epiktet gipfelt die stoische Philosophie, die in ihrer grandiosen Folgerichtigkeit und Geschlossenheit als ein stolzes Denkmal griechischen Denkens vor uns steht, und die in Form und Inhalt anmutet wie ein durchaus modernes System der Welt- und Lebensanschauung, das auf Naturerkenntnis begründet ist und seine Vollendung findet im Ideal der Persönlichkeit.

Mark Aurels Selbstbetrachtungen.

Die Selbstbetrachtungen des stoischen Kaiser Markus Aurelius Antoninus sind zu allen Zeiten als eines der schönsten Denkmäler des klassischen Altertums betrachtet worden. In denselben fließt eine Hauptquelle der stoischen Philosophie, die in der würdigen Fassung dieser neuen Taschenausgabe vielen zu einer Quelle hohen Sinnes werden mag.

Seneca: Vom glückseligen Leben.

Wie Epiktet und Mark Aurel gehört der Erzieher Neros, Lucius Annäus Seneca, zu den hervorragendsten Vertretern der stoischen Philosophie. Die Großartigkeit seiner Weltanschauung, die Erhabenheit seiner sittlichen Forderung machen den Stoizismus an und für sich anziehend genug; in Senecas Darstellung wird sein Studium zu einem ästhetischen Genuß.

Epikurs Philosophie der Lebensfreude.

Von Dr. **Heinrich Schmidt** (Jena).

Epikur war im besten Sinne des Wortes ein Lebenskünstler, dessen Lehre auch im modernen Gewand eine Philosophie der Güte, Schönheit und Freude bleibt. Die landläufige falsche Vorstellung von Epikurs Lehre wird durch diese Publikation gründlich zerstört und muß einer gerechteren Würdigung Platz machen.

Die vier Evangelien. Deutsch mit Einleitungen und Anmerkungen von Dr. Heinrich Schmidt (Jena).

Im Gegensatz zu der korrumpierten, vielfach überarbeiteten Form, in welcher uns das Evangelium literarisch überliefert ist, geht diese Neuausgabe auf die Quellen zurück und dürfte von hohem Wert werden, nicht allein für wahrhaft religiöse Menschen, sondern auch für jene „Antichristen", die es drängt, sozial zu wirken.

Samuel Smiles: Der Charakter.

Smiles bietet eine gesunde Kost, die wohl geeignet erscheint, den Geist zu nähren und zu kräftigen. Seine Lebensweisheit steht fest auf der Erde und lehrt die Aufgaben, die das irdische Leben dem Menschen stellt, energisch und zielbewußt anpacken.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Kröners Taschenausgabe

Jeder Band in Leinwand gebunden 1 Mark

Herbert Spencer: Die Erziehung.

Die Erziehung der kommenden Generationen wird heute mit Recht als eine der wichtigsten Angelegenheiten eines Kulturvolkes angesehen. Das klassische Büchlein von H. Spencer ist wie wenige dazu geeignet, weiteste Kreise mit den Zielen und Wegen einer richtigen Erziehung bekannt zu machen.

Gracians Handorakel und Kunst der Weltklugheit

Deutsch von Arthur Schopenhauer.

Gracians Handorakel ist eine Goldgrube der Lebensweisheit. „Es lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu mehren bemüht sind, und denen es mit einem Male und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten." Schopenhauer.

Ernst Haeckel: Die Welträtsel. Gemeinverständliche

Studien über monistische Philosophie.

Bei dieser neuen und bequemen Taschenausgabe der „Welträtsel" kam besonders in Betracht, den Inhalt einem größeren Kreise durch leichtere Darstellung und gefälligere Form zugänglich zu machen, überflüssige Zugaben zu entfernen und Wiederholungen auszuschalten, sowie viele Fremdwörter und und verwickelte Ausführungen durch leichter verständliche zu ersetzen.

B. Carneri: Der moderne Mensch. Versuche über

Lebensführung.

Das vortreffliche Buch erfüllt in wahrhaft klassischer Form seinen Zweck, das sittliche Leben des Menschen auf der Grundlage monistischer Weltanschauung auszugestalten. Alles Theoretische vermeidend, dagegen die praktischen Gesichtspunkte stark betonend, ergänzt es Haeckels Welträtsel aufs glücklichste.

Karl Heinemann: Die deutsche Dichtung.

Grundriß der deutschen Literaturgeschichte.

Eine vollständig neue Literaturgeschichte, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, ein in seiner Art ganz vortreffliches, liebenswürdiges Büchlein, das ganz dazu angetan ist, die Freude an der deutschen Dichtung zu vertiefen und ihr Verständnis zu fördern.

Goethes Faust. Erster und zweiter Teil.

Goethes Meisterwerk möge in dieser Taschenausgabe, in der das Buch bequem mitzuführen ist, vielen aus dem reichen Born seiner Schönheiten aufs neue die Freude gewähren, deren der Mensch unserer Tage mehr denn je bedarf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 084202552